

Nordisches Archiv

vom Jahre 1808.

Herausgegeben

von

Johann Christoph Kaffka.

Erstes Bändchen.

Januar, Februar, März.

Riga,

bei dem Herausgeber.

Inhalt des ersten Bändchens.

Januar.

Seite

- I. Die Republik der sieben Inseln. (Fortsetzung.) 1.
- II. Kurze Widerlegung eines Werks, welches unter dem Titel: „Des Grafen Moriz August von Benjowsky, ungarischen Magnaten, Schicksale und Reisen; von ihm selbst beschrieben 2c. 2c.“ im Jahre 1791 nach dem englischen Original, von Georg Forster übersetzt, erschienen ist. 30.
- III. Sitten und Gewohnheiten; häusliche Gebräuche, Bedürfnisse und Erfindungen der Alten. 42.
- IV. Einige Verordnungen gegen das Strandrecht 51.
- V. Die dänische Flotte 61.
- VI. Der Friedensfürst in Spanien 67.
- VII. Kurze historische Bemerkungen aus der römischen Geschichte 75.
- VIII. Auszug eines Schreibens aus St. Petersburg, das dortige Institut für Taubstumme betreffend. 78.

Februar.

- I. Beiträge zur Kenntniß des Kirgisienlandes und einiger angrenzenden Länder 81.

II. Von der Lage und Erweiterung der Stadt Riga	105.
III. Die Republik der sieben Inseln (Fort- setzung)	118.
IV. Fragmente aus der Korrespondenz der ruf- sischen Kaiserin Katharina II. mit Vol- taire.	127.
V. Historische Uebersicht Portugals	142.
VI. Ueber die Schiffahrt und dem Handel auf dem schwarzen Meere	153.
VII. Nichts	163.
VIII. Anekdote	164.

März.

I. Beyträge zur Kenntniß des Kirgisienlandes und einiger angrenzenden Länder. (Beschluß).	165.
II. Nachricht über den rauchenden Berg, der sich 22 Werst südwestlich von Reval befindet.	178.
III. Malta und die Belagerung desselben durch Mustapha und Piali im Jahre 1565.	191.
IV. Die Republik der sieben Inseln. (Beschluß.)	205.
V. Ein Wort über das Alte und Neue. (Aus der Minerva.)	225.
VI. Die großen Männer zu Anfang der Jahr- hunderte.	232.
VII. Briefe aus dem Orient, von dem Kammer- Assessor Dr. Seetzen.	235.
VIII. Schreiben aus Odessa, vom 28. December 1807.	239.

Nordisches Archiv.

Monat Januar 1808.

I.

Die Republik der sieben Inseln.

(Fortsetzung)

Die Stadt Corfu liegt auf einer Erbzunge, die sich ostnordostwärts in den Kanal erstreckt. Auf der Landseite ist sie stark befestigt, und ihre Breite beträgt auf derselben zwölf Hektometer.

Obgleich die Festungswerke von Corfu im Allgemeinen denen nachstehen müssen, die

man in neuern Zeiten angelegt hat: so muß man doch bekennen, daß vor zwey Jahrhunderten diese Stadt, theils wegen ihrer Lage, theils auch wegen der Festigkeit ihrer Wälle, einer der wichtigsten Kriegsplätze in Europa seyn mußte. Vermittelst einiger Ausbesserungen, ließe sich ihr zwar ein Theil ihres vorigen Ansehens wieder geben, allein sie wird nie von großem Nutzen, nie gut zu vertheidigen seyn, weil die Besatzung und die Einwohner, während der Sommerhitze, jederzeit einen drückenden Wassermangel ausgefetzt seyn werden.

Die Zitabelle oder alte Festung liegt am Ende der Erdzunge. Ihre Werke sind nur auf der Landseite regelmäsig. Es befinden sich auf derselben zwey große Bastionen, von denen jede eine Rake von sehr beträchtlicher Höhe enthält, deren vornehmster Zweck es ist, die Kontrefosse zu bestreichen. Diesen Namen hat man einem breiten und tiefen Graben mit Böschung gegeben, der mit Mauern bekleidet ist, und hinter der Cour- tine, die diese zwey Bastionen trennt, und in deren Mitte sich das Thor befindet, das

die Zitadelle mit der Stadt in Verbindung erhält, eine zweyte Linie bildet. Das erwähnte Thor führt zu einer hölzernen Brücke, die über den breiten und tiefen Graben geht, der die Zitadelle von der Esplanade trennt. Mitten durch denselben läuft ein kleinerer Graben, in welchen man das Meerwasser hinein gelassen hat, so daß die griechischen und albanischen Barken, die im Hafen nicht vor Anker gehen, und die Waaren, die sie an Bord haben, nicht ausladen können, an diesen Ort ihre Zuflucht nehmen. Derselbe Graben durchschneidet die ganze Erdzunge, aber er hat nur eine Einfahrt, die sich bey der Bastion zur Rechten befindet.

Dieser kleinere Graben, in den man Kanonierschaluppen stationiren kann, ist theils zu noch besserer Vertheidigung der Zitadelle, theils um die Küstenschiffahrt mit Albanien und den andern Inseln zu erleichtern, angelegt worden.

Das beträchtlichste Gebäude, das man, wenn man in die Zitadelle geht, bemerkt, ist der Pallast des vormaligen Proveditore, oder

Festungs = Kommandanten. Es hat zwey Stockwerke, und steht dem Thore gegenüber.

Zur Linken, hinter der Kontrefosse, ist der Exerziersaal, unter welchem sich Artilleriemagazine befinden. Dies ist ein rechtwinklichtes, ziemlich gutes Gebäude, das die ganze Länge der Kontrefosse beherrscht. Der Exerziersaal ist groß, gut und getäfelt, und befindet sich im obern Stockwerk. Bey unserer Ankunft enthielt er eine Anzahl alter Rüstungen und Waffen.

Nabe am Thore der Zitadelle, und an der Kontrefosse, erblickt man die Statue des Marschalls, Grafen von Schulenburg, *) welcher 1716 Corfu gegen die Türken ver-

*) Der Graf von Schulenburg hatte vorher bey den Sachsen gedient. Im Kriege mit Carl XII. war er der einzige sächsische General, den dieser König achtete, und diese Achtung erhielt sich jener selbst in dem Treffen bey Fraustadt 1706, ob er gleich dem Andrang der Schweden nicht widerstehen konnte.

Der Uebers.

theidigte. Die Statue ist von weißem Marmor, und stellt diesen großen Feldherrn zu Fuß in römischer Kleidung vor. Er hat einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, und hält in der Rechten einen Marschallstab. Das Fußgestell ist mit Trophäen in Basrelief, und mit einer lateinischen Inschrift geschmückt.

Weiter zur Linken hin findet man den Pallast des vormaligen General-Proveditore, dessen Façade ganz gemein, und ohne alle Verzierung ist. Von weitem hält man dieses Gebäude weit eher für ein Magazin, als für die Wohnung eines Generalgouverneurs. Der Eingang ist finster, häßlich, und wird durch einen Vorhof gebildet, der zu einer Wache dient. Dieser Pallast hat drey Stockwerke, und enthält sehr große Zimmer; man hat in demselben eine reizende Aussicht auf den Hafen Mandracho, die Insel Bido, die Rheede und den Meerbusen von Corfu, und mit einem Worte, über den ganzen nördlichen Theil des Kanals. Da die Zitadelle auf dieser Seite nach Norden und Nordosten hin liegt, und durch sehr hohe Felsen vor den Südwinden geschützt wird: so ist

hier in der großen Sommerhize der Aufenthalt etwas sehr Angenehmes. Der Palast des General-Proveditore ist von einigen Häusern umgeben, in welchen zu den Zeiten der Venetianer, die Rätthe, der Staatssekretair, der Kanzler und andre, sowohl bürgerliche, als Militair-Beamte, wohnten.

Weiterhin sind die Magazine für das Seewesen, welches weitläufige, gut ausgeführte Souterrains sind, und das Quartier der Slavonier.

Die Stadt Corfu hat vier Thore, nämlich zwey an der Kheede (das Thor des heil. Nikolaus und von Spilea) eins auf der Landseite (das königliche oder französische Thor) und endlich eins an der Bucht Kastrati (das Thor Raimund oder Raimund). Das letztere führt am Meeresstrande hin, in die Vorstadt gleiches Namens.

Die Thore des heiligen Nikolaus und von Spilea sind am wenigsten befestiget.

Das letztere wird durch nichts, als eine ganz einfache Mauer gedeckt. Nahe an demselben, unter der neuen Festung, die am Ende der Stadt, an der Rheebe und dem Hafen, erbaut ist, liegt ein kleiner Platz, auf welchem sich alte Kasernen, die halb in Ruinen liegen, befinden. Seinen Namen hat das Thor von dem griechischen Spilia (eine Grotte) weil ehemals an dem Orte, den es jetzt einnimmt, eine Grotte war, in welcher man das steinerne Bildniß der heiligen Jungfrau fand, die davon Spiliotissa (d. i. die Jungfrau aus der Grotte) genannt wurde, und welcher zu Ehren man späterhin eine Kirche erbaute.

Die neue Festung besteht aus zwey Bastionen, die die Insel und den Hafen von Corfu bestreichen, aus zwey Kourtinien, einem Hornwerke, einigen Ravelins, halben Monden, pfeilsförmigen Außenwerken und dergl. Diese letztern Werke liegen in einer Reihe nach der Landseite und an der Küste hin. Sie bestreichen die Gegenden um die Außenwerke, und flankiren einen Theil der Stadt. Die neue Festung beherrscht die Ge-

genden um den Platz auf eine Weite von zwey Kanonenschüssen, die Außenwerke, die Stadt und den untern Theil der Zitadelle, von welcher sie zwey Kilometer entfernt ist. Es enthält mehrere Souterrains und einige Zisternen. Allein von den letztern sind die, die man in dem obern Theile antrifft, durch die Länge der Zeit, und vorzüglich, weil man es hat an der nöthigen Ausbesserung fehlen lassen, so übel zugerichtet worden, daß sie kein Wasser mehr halten können. Dies ist für die Garnison um so unangenehmer, da gerade in demselben Theile, der sehr hoch liegt, die Kasernen angelegt sind. In dieser Festung finden sich auch verschiedene militairische Gebäude und einige Wohnungen, die Privatpersonen gehören, aber alle sind in einem sehr elenden Zustande. Die neue Festung ist zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts angelegt worden.

Zwischen diesem Fort und dem Königs-
thore ist eine sehr hohe Bastion, die das
Fort von Tenedos heißt, weil sie in der
Nähe des lateinischen Klosters, das diesen
Namen führt, liegt. Es sind in derselben

kleine Kasernen, ein Wacht haus, ein Pulvermagazin und einige Kasematten. Sie bestreicht die Gegend um die äußeren Forts, und flankirt die neue Festung und die Werke am Königsthor.

Dieses Thor liegt links vom Fort von Tenedos, mitten in einer mit Sturmpfählen versehenen Kourline. Es führt zu den Außenwerken in die drey Vorstädte und in das Innere der Insel. Es wird durch ein Zangenwerk und ein Ravelin gedeckt.

Zur Linken dieses Thors, immer noch auf der Landseite, ist eine große Bastion, die Bastion des Mittelpunktes genannt. Zwischen dieser und dem Thor Nimanda ist eine andere, die an Größe der Vorigen nichts nachgiebt. Beide Bastionen bestreichen die Gegend um die Außenforts und Außenwerke, die Bucht und die Vorstadt Kasrati, und flankiren die Festungswerke um die Stadt und die Werke, die das Thor Nimanda decken.

Die Festungswerke um die Stadt beste-

hen aus einer Hollwerkswehre, einem Unterwall, einem Hornwerke, drey halben Monden, und einigen Brillenwerken und Fleschen, die sich in verschiedenen Abtheilungen, im Innersten der Kastratibucht, am Meeresufer befinden.

Vor der neuen Festung und dem Fort von Tenedos liegt das Fort Abraham, das auf dem gleichnamigen Berge, seit der Belagerung von 1716, angelegt ist. Es hat zwey Bastionen und einen bedeckten Weg. Es enthält eine kleine Zitadelle, ein Kasernengebäude, ein Pulvermagazin, Wachthäuser, und unterirdische, drey Stockwerk hohe, Gallerien, die mit kleinen Schießscharten zum Musketenfeuer versehen sind. Es ist in einem ziemlich guten Zustande, und bestreicht die Bucht und Vorstadt Manduchio, und den ganzen Terrain, der zwischen den Anhöhen von Potamo und denen von Karidachio liegt.

Unter dem Fort Abraham, zur Linken, dem Königsthore gegenüber, findet man die kleine Vorstadt St. Roch, die nur aus ei-

ner einzigen Straße besteht. Die meisten von ihren Bewohnern verkaufen Milch und frische Käse. Zwischen dieser Vorstadt und dem Fort des heil. Erlösers, kömmt man, wenn man sich immer links hält, zur Redoute St. Roch, die auf ebenem Boden liegt. Dieses Werk flankirt das Fort Abraham und das des heil. Erlösers, und faßt zwey Souterrains in sich, die mit diesen Forts in Verbindung stehen.

Das Fort des heil. Erlösers, das man auf dem gleichnamigen Berge, der nicht so hoch ist, als der Berg Abraham, angelegt hat, liegt zwischen der Redoute St. Roch und der Kasratibucht, und macht von der äußern Defensionslinie den Theil zur Linken aus. Es ist weitläufiger, als das Fort Abraham, hat aber keinen bedeckten Weg. Auch ist es bey weitem nicht so gut gehalten worden, als das Letztere. Es besteht ebenfalls aus zwey, durch eine Kourline vereinigten Bastionen. Es bestreicht die Bucht und die Vorstadt Kasrati, die bey dieser Vorstadt liegenden Anhöhen und Salzwerke, und flankirt die Redoute St.

Noch und das Fort Abraham, mit welchen zwey Werken es zu einer und derselben Zeit erbaut wurde. Man findet in demselben einige kleine Gebäude und Magazine, und mehrere unterirdische Gallerien, die seine Gräben flankiren, und von denen sich einige ziemlich weit hinaus ins Feld erstrecken.

Die vornehmsten Kasernen der Stadt liegen an der Esplanade, nahe am Thore Rimanda, und theilen sich in zwey Hauptgebäude. Das größte sind die Pasqualino-Kasernen, die ungefähr tausend Mann fassen können. Das andere Gebäude führt den Namen der Artillerie-Kasernen, und in diesem scheinen 500 Mann Platz zu haben. Alle Kasernen, die sich in den ehemaligen venetianischen Besizungen befanden, haben Pritschen, die denen in unsern Wachthäusern ähnlich sind.

Ungefähr zwölf Hektometer nordnordöstlich vom Plaze, ist die Insel Bido, von uns Isle de la paix genannt. Sie ist gebirgig, mit Delbäumen bedeckt, und hat fast

fünf Kilometer im Umfange. Im Westen derselben liegt ein Weiler an einer kleinen Bucht, in welcher Kanonierschaluppen und größere Fahrzeuge vor Anker gehen können. Bey diesem Dorfe sieht man die Ueberreste einer alten, von den Neapolitanern angelegten Redoute; von dem Fort, das diese auf der höchsten von den Anhöhen angelegt hatten, sind nur noch wenige Spuren übrig. Um die Insel herum sind natürliche Rourtinen und Bastionen. Wenn man daher noch einige Festungswerke hinzufügte, und eine verhältnißmäßige Anzahl Truppen auf die Insel legte: so könnte sie ein sehr haltbarer Posten werden. Wegen ihrer Lage vor der Rheeede und dem Hafen von Corfu, und vorzüglich, weil sie von diesem Plaze nicht weit entfernt ist, muß für denselben ihr Besitz von großer Wichtigkeit seyn. Sie gehört einem Privatmanne in Corfu. Bey den Alten hieß die Insel Pitia. Auf eben dieser Seite, ungefähr vier Kilometer von der Stadt, ist die Lazareth-Insel, die ehemals die Insel St. Demetrius genannt wurde. Auf derselben liegen die Gebäude, in denen Quarantaine gehalten wird. Unter der ves

netianischen Herrschaft wurden diese schlecht unterhalten, und sie sind weder groß genug, noch von einer guten Bauart.

Die Rheebe von Corfu begreift den Theil des Meeres, der zwischen der Insel Bido und der Stadt liegt. Sie ist den Ost- und Westwinden ausgesetzt. Um vor den Nordwinden gesichert zu seyn, muß man näher an der Insel, als an der Stadt, vor Anker gehen.

Der Hafen von Corfu ist eine Art von Becken, das durch die Insel Bido, durch die Lazareth-Insel, durch die, zwischen beiden in der Mitte liegende Klippe, Conzilonissi, durch die Bucht von Manduschio und die neue Festung, gebildet wird. Er ist einer der größten, bequemsten und sichersten in den levantischen Meeren. Man findet darin fast überall guten Ankergrund, und mehr als 25 Meter Tiefe.

In dem Zustande, in welchem sich die Stadt und Festung Corfu gegenwärtig befindet, erfordert eine gute Vertheidigung der:

selben, nicht weniger als 450 Batteriestücke, und eine Garnison von 7000 Mann, nämlich 5700 Mann Infanterie, 800 Mann Artillerie, 400 Sappeurs, und 100 Arbeiter bey der Artillerie- und Fortifikationswesen. Die Festungswerke von Corsu sind größtentheils von den Venetianern angelegt worden.

Unter der Herrschaft der letztern hielt dieser Platz zwey denkwürdige Belagerungen von den Türken aus. Die erste erfolgte im Herbst 1537. Die Garnison bestand aus 2,500 Italienern und einer gleichen Anzahl Corsioten, und wurde von Simon Leon und Ludwig d'Ariva kommandirt. Der Platz war mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnisse auf einige Monate versehen. Die Türkische Armee, ungefähr 25000 Mann stark, kampirte am Flusse Potamo, und bemächtigte sich bald der Berge Olivette, Abraham und der Anhöhe des heil. Erlösers. Rhair-eddin Barbarossa, damaliger Kapudan-Pascha, ließ auf den zwey letztern Positionen Kanonenbatterien, und auf der Insel Bido eine Mörserbatterie errichten; aber die Tapferkeit der Belagerten, die

schlechte Witterung, und eine Art epidemischer Krankheit, zwangen den Großvezier, Ali-Pascha, die Belagerung aufzuheben. Auf ihrem Rückzuge verheerten die ottomanischen Truppen die Insel, steckten mehrere Dörfer in Brand, und schleppten eine große Anzahl von Einwohnern, männlichen und weiblichen Geschlechts, als Sklaven fort.

Die zweite Belagerung ging im Sommer 1716 vor sich. In dem Plage, in welchem damals der Marschall, Graf von der Schulenburg, und der General-Proveditore, Anton Loredan, kommandirten, lag eine zahlreiche Besatzung, die mit allem, was zu einer lebhaften Gegenwehr erfordert wurde, reichlich versehen war. Der Hafen und die Rheede wurden von einer Eskadre von 22 Seegeln und einer großen Anzahl leichter Fahrzeuge, desgleichen von einer Galeerenflotte und andern Ruderfahrzeugen, vertheidigt.

Die Türkische Armee, die ungefähr 30,000 Mann stark war, und vom Großvezier, Ali-Pascha, kommandirt wurde, postirte sich an

den Fluß Potamo, und bemächtigte sich der drey vorhin erwähnten Stellungen, auf denen die Belagerer starke Batterien errichteten. Nachdem sie die Belagerung vierzig Tage lang fortgesetzt hatten, so entschlossen sie sich, wüthend mehrere Angriffe auf die Festung vergeblich gemacht zu haben, und von der Ankunft einer Verstärkung der Garnison unterrichtet, einen allgemeinen Sturm zu wagen; der aber ebenfalls abgeschlagen wurde, und in welchem sie einige tausend Mann verloren. Diese Niederlage bewog den Großvezier, sich eiligst zurückzuziehen, und sogar seine ganze Artillerie und das Gepäck der Armee im Stiche zu lassen.

Die Häuser der Stadt Corfu sind in der Regel zwey Stock hoch, und haben weder einen Hofraum, noch Garten. Sie sind größtentheils mit Säulengängen (die sowohl während der Sommerhitze, als in der Regenzeit, denen, die auf der Straße zu thun haben, sehr zu statten kommen) versehen, und endigen sich in eine Plattform oder Terrasse. Die Stadt ist schlecht gepflastert und unreinlich, die vornehmsten Straßen ausge-

nommen, welches die Kaufmanns-, die Spiridion-, die neue Festungs-, die Königs- und die Wasserstraße sind. Weil man keine Kloaken hat, die den Unrath aus den Häusern und Kasernen ableiten: so ist die Folge, daß die übrigen Straßen, die noch überdies sehr enge sind, von den widrigsten Gerüchen verpestet werden. Das Judenquartier ist noch eins der am wenigsten schmutzigsten, ob es gleich von ungefähr 12,000 Menschen bewohnt wird.

Es giebt weder in der Stadt, noch in ihren Forts, einen einzigen Brunnen; man findet bloß Zisternen, die aber, wenn die große Hitze eintritt, den Bedarf der Bürger und Soldaten nicht mehr völlig liefern. Ueberdies ist das Wasser, das sie alsdann enthalten, trübe, von unangenehmen Geschmack und ungesund. Daher hat eine Anzahl Fatchini oder italienischer Lastträger, einen großen Theil des Jahrs über kein anderes Geschäft, als auf ihrem Rücken oder auf Eseln aus dem Flusse Potamo, dem größten auf der Insel nach dem Messogni, Wasser zu holen, das sie alsdann an die Bürger zu

Corfu verkaufen. Die Schiffe sind genöthiget, sich aus diesem Flusse, oder aus der Quelle von Karidachio, mit frischem Wasser zu versorgen. Im Sommer des Jahres VI mußte man sogar auf einer Anzahl kleinerer Fahrzeuge Wasser aus diesem Flusse holen lassen, um die Zisternen der Garnison zu füllen, die ganz ausgetrocknet waren.

Die Kirche zu Corfu war gleich in den ersten Zeiten, nach der Bekehrung der Insulaner, der Sitz eines Bischofs; zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurde sie zu einem Erzbisthum erhoben. Die Einkünfte des Erzbischofs belaufen sich auf 15000 Franken, eine Rente von 2500 Franken einbegriffen, die er von der Stadt erhält. Er hat zehn Kanonici unter sich, die sein Kapitel ausmachen. Der bischöfliche Pallast ist ein rechtwinklichtes, zwey Stockwerk hohes, wohlgebautes und ziemlich weitläufiges Gebäude. Es liegt bey der lateinischen Kathedralkirche und bey dem Theater.

Die Stadt enthält fünf lateinische Kirchen, welche sind: die Kathedrale, die Kirche

Annunziata, die Franziskaner- oder Benediktinerkirche (weil das Kloster diesen Namen führt) und die Kirche der heil. Jungfrau vom Rosenkranze, die auf der Esplanade liegt.

Ein griechischer Bischof ist auf der Insel nicht. Um ihren Prälaten einen Beweis von Auszeichnung zu geben, verlangten die Venetianer, daß die, der griechischen Kirche, sich zu Santa Maura, Argostoli (Cephalonien) und Kapsali (Cerigo) aufhalten sollten.

Die bischöfliche Würde in der griechischen Kirche wird auf Corfu durch einen Protopopen oder Erzpriester repräsentirt, der unter den Venetianern aus einer adelichen, im Rathe Sitz und Stimme habenden, Familie genommen wurde. Er bleibt fünf Jahre im Amte, wird durch die Mehrheit der Stimmen gewählt, und führt den Titel eines Großprotopopen, um sich von denen auf den übrigen Inseln zu unterscheiden. Nach fünf Jahren tritt er in die Klasse der Popen oder gemeinen Priester zurück, und

behält von seiner Würde nichts übrig, als einigen Einfluß, und das Recht, einen kar=moisinrothen Gürtel zu tragen.

In der Stadt und der Festung Corfu findet man 36 griechische Kirchen und Kapellen. Die beträchtlichsten Kirchen sind die, des heil. Spiridion, und die, der heil. Jungfrau, die den Beynamen Sp'ilitissa führt. Jene ist unter allen griechischen Kirchen auf den jonischen Inseln und in Niederalbanien die einzige, auf welcher ich einen Thurm gesehen habe. Die andern Kirchen haben nur eine oder zwey sehr kleine Glocken, die in der freyen Luft über dem Dache oder über dem Portale hängen, und zwischen zwey perpendicular stehenden Pfosten befestigt sind.

Es befindet sich eine ziemlich große Anzahl griechischer Klöster auf der Insel. Nahe bey der Stadt sind zwey Nonnenklöster; das eine, in welches nur adliche Damen aufgenommen werden, ist in der Vorstadt der Kastrati, das zweyte in der Vorstadt von Manduchio.

Die Kirche des heil. Spiridion steht unter den Griechen am meisten in Ansehen, weil eine Mumie darin aufbewahrt wird, die der Leichnam dieses Heiligen seyn soll. Sie ist die Kathedralkirche des griechischen Ritus, und es stehen zehn Popen an derselben, die zugleich Kanonici sind, und eben den Rang haben, in welchem die an der lateinischen Kathedrale stehen. Die Kirche ist sehr reich, wegen der vielen Weihgeschenke, mit denen sie geschmückt ist; diese bestehen in goldenen und silbernen Lampen, Armen, Beinen, Händen, Fingern, Gefäßen und andern Dingen, welche fromme Seelen dem heil. Spiridion geopfert haben, um entweder seinen Schutz zu erflehen, oder ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen. Einige von diesen Geschenken sind ihm sogar von Muhamedanern verehrt worden.

Der heil. Spiridion wurde auf der Insel Cypren geboren, und war anfänglich ein bloßer Hirt. Wegen seiner Tugenden erhielt er unter der Regierung Konstantins des Großen das Bisthum zu Tremante, einer Stadt auf derselben Insel, in

welcher er auch starb. Sein Leichnam wurde daselbst in der Kirche beygesetzt, nachher aber nach Konstantinopel gebracht; da diese Hauptstadt von Muhamed II. eingenommen wurde, so entwendete ihn ein Grieche und brachte ihn nach Corfu. Einer von den Söhnen dieses Griechen, der seine Tochter an den Stamati Bulgari, einen edlen Adirioten, verheirathete, gab ihr die Reliquien dieses Heiligen zur Aussteuer. Seit dieser Zeit sind die Bulgari im Besiß dieser Reliquien geblieben, und noch jetzt ist ein Glied dieser Familie erster Pope, das heißt, vornehmster Dffiziant bey der Kirche des heil. Spiridion. Da der Heilige durch eine große Menge Wunder, die er bey seinen Lebzeiten und nach seinem Tode verrichtet haben soll, berühmt ist: so bringen seine Reliquien ihrem Besißer sehr viel ein.

Die Mumie des heil. Spiridion wird in einem Kasten von Ebenholz, der mit vergoldetem Silberblech belegt und mit kostbaren Steinen besetzt ist, aufbewahrt. Vorn befindet sich ein großes Glas. Der Heilige liegt darin in seinem bischöflichen Ornate.

Die Griechen auf den jonischen Inseln, in Niederalbanien und der Provinz Janna, selbst die Christen von der lateinischen Kirche, setzen das größte Vertrauen in ihn, und sehen ihn für den Urheber alles dessen, was sowohl dem Staate, als ihnen insbesondre begegnet, es mag nun von glücklicher, oder unglücklicher Art seyn, an. Der höchste Schwur der Korfioten ist der, beyhm heil. Spiridion. Das gemeine Volk in der Stadt, die Juden ausgenommen, würden sich weit eher Lästereien des göttlichen Namens, als den geringsten Scherz über diesen Heiligen erlauben.

Zum Andenken an die Befreiung Corfu's im Jahre 1716, die die Griechen auf der Insel dem heil. Spiridion zuschrieben, wird der Kasten, in welchem er liegt, alljährlich in der Mitte des Sommers acht Tage lang den Blicken des Volks und der Fremden ausgesetzt. Diese Zeit über sind die Thüren, die Fenster, und der Thurm der Kirche, mit Myrtenguirlanden, Lorbeerzweigen und Bändern geschmückt; die Glocken werden ohne Aufhören geläutet, und die Po-

pen sind beschäftigt, in Gebeten den Gläubigen den Schutz des Heiligen zu erflehen, und ihnen Wachslichter, Bänder und andere Dinge, die an seiner Mumie gerieben worden sind, zu verkaufen. Auch in jeder öffentlichen Noth wird die letztere mit demselben Vertrauen ausgestellt. Am achten Tage wird der Kasten in großer Prozession in der Stadt und auf der Esplanade herumgetragen. Es findet sich bey derselben die ganze Geistlichkeit auf der Insel und eine große Anzahl Popen vom festen Lande ein, die ihre Taschen mit Ablasszetteln und Amuletten angefüllt haben. Um diese Zeit kömmt auch eine große Anzahl von Fremden in die Stadt, besonders stellen sich viele Griechen, zum Theil aus den weitesten Entfernungen, zu dieser Prozession ein. *)

Die Juden, welche man in der Stadt

*) Auch die Reliquien des heiligen Arsenius, ersten Bischofs der Insel, werden von Lateinern und Griechen sehr verehrt.

Der Uebers.

findet, machen fast den sechsten Theil ihrer Bevölkerung aus. Sie bewohnen drey Straßen, an deren Eingängen sich zu den Zeiten der Venetianer Thore befanden, in denen Linientruppen Wache hielten.

Die Juden in Corfu und Zante stammen größtentheils von denen her, die der Pabst Paul III. aus Ancona vertrieb, und die in diese zwey Städte ihre Zuflucht nahmen. In den frühern Zeiten der venetianischen Herrschaft mußten die in Corfu ein großes, rund geschnittenes Stück gelbes Tuch auf der Brust tragen; desgleichen durften sie weder auf der Insel, noch in allem ihrem Zubehör, liegende Gründe besitzen. Allein diese barbarischen Gebräuche haben sich mit der Zeit merklich verloren. Indessen müssen sich doch die Juden auf Corfu und Zante noch mancherley Demüthigungen von Seiten der Griechen gefallen lassen. Vor der Ankunft der Franzosen würde sich jeder Jude, der es während der vierzehn Tage, in welche Ostern fällt, gewagt hätte, außerhalb seines Quartiers zu erscheinen, der Gefahr ausgesetzt haben, ermordet zu werden.

Die Generale Chabot und La Salcette waren sogar um die Zeit der großen griechischen Fasten, im Jahre VI. genöthiget, die Judenquartiere von französischen Truppen besetzen zu lassen, um jedes Unglück zu verhüten, das wahrscheinlicher Weise entstanden seyn würde, wenn sie diese heilsame Maaßregel nicht ergriffen hätten. Die Juden sind übrigens unter allen Sekten, welche man auf den jonischen Inseln antrifft, die fleißigste und arbeitsamste.

In der Stadt Corfu sind mehrere Casino's, die auf eben dem Fuß eingerichtet sind, wie die zu Venedig. Sie ist die einzige auf den jonischen Inseln, die ein Schauspielhaus aufzuweisen hat, das in der alten Börse angelegt ist. Es ist klein, so wie der Saal selbst, der mit drey Reihen Logen versehen, und schlecht dekorirt ist. Auf diesem Theater giebt man italienische Opern und Ballette; die dabey Statt findenden Gebräuche sind genau dieselben, die man in Italien befolgt.

Im Westen der Stadt, unterhalb der

neuen Festung und des Forts Abraham, ist die Vorstadt Manduchio. Sie ist groß, und besteht aus einer einzigen Straße, die um die gleichnamige Bucht, welche zwischen der neuen Festung und dem ziemlich hohen Berge Olivette (bey den Alten Isthon) angelegt ist. In dem Karakter der Manduchioten liegen Unbändigkeit und Uebermuth. Sie legen sich auf Schiffahrt; viele von ihnen treiben sogar Seeräuberey. Wenn sie verhindert werden, ihren Räubereyen auf der See nachzuhängen: so verdingen sie sich an Privatpersonen, und werden die Werkzeuge von dem Hasse derselben gegen einander. Die Venetianer sind oft genöthigt gewesen, diese unruhigen Köpfe mit Gewalt und Strenge zum Gehorsam zurückzuführen.

Ueber diese Vorstadt hinaus, vier Kilometer von der Stadt, liegt das Dorf Potamo auf einer schönen Anhöhe, unter welcher der Fluß gleiches Namens fließt. Dieses Dorf und seine Umgebungen sind lachend und malerisch, und gewähren den Bewohnern der Stadt einen angenehmen Spaziergang.

Im Süden der Stadt, jenseits des Forts des heil. Erlösers, ist die *Kastrati* Vorstadt. Sie hat mehrere Straßen, und liegt theils am Rande des Meeres, um die Bucht herum, die denselben Namen führt, theils auf Hügeln und Anhöhen, auf denen man sehr angenehme, mit Orange-, Zitronen-, Palm-, Feigen-, Granat- und Olivenbäumen bepflanzte Gärten findet. Diese Gegend ist daher auch im Sommer, und während eines Theils des Herbstes der besuchteste Spaziergang der Einwohner der Stadt Corfu. Die *Kastratiden* haben sanfte ländliche Sitten. Sie beschäftigen sich mit Fischfang, mit Viehzucht und mit der Kultur ihrer Küchengärten, die sich vor den Aussenforts eine beträchtliche Strecke weit ausdehnen. Diese Gärten liefern der ganzen Stadt ihren Bedarf an Küchengewächsen. Der Name *Kastrati* ist italienisch und bedeutet Hammel. Die Vorstadt hat ihn erhalten, weil man auf den Anhöhen, die sie umgeben, die Hammel weiden läßt, die für die Schlachtbänke der Stadt bestimmt sind.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

II.

Kurze Widerlegung eines Werks, welches unter dem Titel: „Des Grafen Moriz August von Benjowsky, ungarischen Magnaten, Schicksale und Reisen; von ihm selbst beschrieben 2c. 2c.“ im Jahre 1791 nach dem englischen Original, vom Georg Forster übersetzt, erschienen ist. *)

Allerdings verdient diese Selbstbiographie des sogenannten Grafen Benjowsky, der in den russischen Ukasen nicht anders als ein unter den polnischen Conföderirten gestandener Obrister August Benjowsky

*) Der folgende Aufsatz, der hier wörtlich abgedruckt erscheint, ist von dem Herrn Etats-Rath und Ritter Magnus von Behm zu der Zeit geschrieben worden, als derselbe nicht mehr Befehlshaber in Kamtschatka, sondern Präsident bey dem livländischen Gouvernements-Magistrate, und die Lebensbeschreibung Benjowsky's eben erschienen war und vieles Aufsehen machte.

benannt wird, eine kurze Widerlegung. Erst in Kamtschatka, nach seiner Meuterey, gab er sich als einen ungarischen Baron aus.

Ich will seine in Polen von ihm angegebenen tapfern Thaten um so weniger bezweifeln, als ich gänzlich keine Kenntniß davon habe; nur was seine Avanturen in Rußland betreffen, so sind mir diese um so mehr bekannt, als ich in der Untersuchung, seine Entweichung und die dabey implicirten Personen betreffend, präsidirt habe.

Der polnische, im Dienste der Conföderation gestandene Obriste, August Benjowsky, gerieth mit mehreren polnischen Conföderirten in russische Gefangenschaft, und wurde fürs erste, so wie die übrigen, nach Tula geschickt. Sein unruhiger und zu nichts als Meutereyen aufgelegter Kopf ließ ihn dort nicht lange ruhig seyn; er wurde daher mit seinen Helfershelfern nach Kasan transportirt. Auch hier fing er wieder neue Komplotte an, und da die Sache entdeckt wurde, fand er Gelegenheit zu entweichen und sich nach St. Petersburg zu

begeben. Durch die Wachsamkeit der Polizei wurde er entdeckt, aufs neue arretirt und festgenommen; nicht aber aus der Ursache, die er in seiner Lebensbeschreibung angiebt, sondern weil er sich auch hier in der Hauptstadt bemühte, Faktionen zu machen.

Obgleich er durch seine zum drittenmale fehlgeschlagenen Neutereyen das Leben verwirrt hatte, so wurde ihm doch durch die außerordentliche Gnade unserer großen Monarchin das Leben geschenkt; zur wohlverdienten Strafe aber, und ihn so unschädlich als möglich zu machen, verwies man ihn auf Zeitlebens nach Kamtschatka.

Und dies ist nun der Ort, wo der Held auftritt, um seinen lügenhaften Roman zur Vollständigkeit zu bringen. In Kamtschatka läßt er nach seiner Phantasie einen Gouverneur, Kanzler und Hettmann der Kosaken erscheinen; dort muß eine Liebes-Intrigue mit der Tochter des Gouverneurs den ganzen Helden formiren; dort verbinden sich so viele ins Elend Verwiesene mit dem neuen

Ankömmling; dort werden Entwürfe zu neu anzulegenden Kolonien geschmiedet, Pläne, Charten und Zeichnungen entworfen; einen Magistrat, angesehene Bürger, Klerikern und Protopopen, ja sogar Bischöfe heckt sein Gehirn aus; eine wohleingerichtete Festung, mit Kanonen auf den Bastionen, Wälle, Gräben und Thore, ja sogar Kasematten entstehen in seiner Einbildung: um sich der Welt als einen muthigen Eroberer und großen Helden darzustellen.

Ich müßte viel zu weitläufig werden, wenn ich alle in seiner Lebensbeschreibung enthaltenen Lügen widerlegen wollte; nur ein kurzer Entwurf, für dessen Richtigkeit ich die Gewehr mit meiner noch nie verwürzten Ehre leiste, wird jeden unpartheiischen Leser dieses lügenhaften Romans überzeugen, daß selber weder Glauben noch gelesen zu werden verdiene.

Die Stadt Jakutzk ist nicht, wie Benzjowsky angiebt, eine Haupt-, sondern nur eine Provinzial-Stadt. Die nach Ochotsk abgehenden Transporte können nicht früher

als den 16ten Juny abgehen, und dies dauert nur bis höchstens zum halben August. Man nehme nur, unter welchem Grade es liegt (Jakuzk liegt im 62sten Grade nördl. Breite), so wird jeder einsehen, daß später die Witterung für Transporte ungünstig ist.

Der von Benjowsky angeblich nach Kamtschatka verwiesene Wundarzt Hoffmann, war kein Verwiesener, sondern er erhielt die Stelle eines Provinzial-Chirurgus in Jakuzk mit 240 Rubel Gehalt. Auch befanden sich zu der Zeit, wie Benjowsky nach Jakuzk kam, keine andern Verwiesenen daselbst, als die beyden Gebrüder Gurgiew's, die so wenig Fürsten als Grafen, sondern gewöhnliche russische Edelleute waren. Ebenso wenig besteht das Kommando in Jakuzk aus Verwiesenen, sondern aus Kosaken und Kronsoldaten, die von einem Lieutenant befehligt werden, und unmittelbar unter der Provinzial-Kanzellen stehen.

Doch hat einen Befehlshaber von Staabsoffizier-Ränge. Der damalige hieß

Plenzner, nicht Plenizner, und war Obrister; unter ihm stand die Kanzellen sowohl als das ganze Kommando. Nie ist in Dchozk ein anderes Kollegium gewesen als die Provinzial-Kanzellen. Das Militair-Kommando besteht aus 400 Mann regulärer Soldaten und Kosaken, worunter kein einziger Verwiesener ist. Ein Admiralitäts-Komptoir hat nur während der Expeditionen des Kapitain Behrings und des Kapitain Kreniczin in Dchozk existirt.

Da alle Transporte nach Kamtschatka von Dchozk aus zur See gemacht werden müssen, so befinden sich im dortigen Hafen ein Kapitain-Lieutenant und ein Lieutenant, nebst vier Steuermännern; zu Matrosen, Bootsleuten und Quartiermeistern werden die Geschicktesten aus dem ochozkischen Kommando gewählt. Zum Abgang der Transportschiffe sind nur die Monate Juny, July und August bestimmt, weil späterhin oder auch früher die Ufer der See mit Treibeis belegt sind. Gewöhnlich im Herbst und auch im Frühling kommt alles Treibeis von Penschina, Tschinsk und Tigill, die in

verschiedenen Graden von Norden liegen, und belegen das ganze ochotzische Ufer, wodurch die frühere oder spätere Fahrt gänzlich unmöglich gemacht wird.

Auf Kamtschatka, wo unser Romanheld in seiner völligen Größe und als ein zweiter Welteroberer auftritt, ist Woltscherezkoy: Dstrog der vornehmste Ort und der bestimmte Sitz des dasigen Befehlshabers; er besteht aus ungefähr 40 von Holz erbauten Häusern, welche von Soldaten, Kosaken und den dortigen Einwohnern bewohnt werden. Das Militair-Kommando bestand zur Zeit unsers Abentheurers nur aus 60 Mann ungeübter Soldaten und Kosaken, denen weder eine Befestigung noch irgend ein verpalisadirter Ort einige Schutzwehr gegen einen unvermutheten Angriff gewährte.

Der angebliche Gouverneur Nilow hatte nur ad interim das Kommando sowohl über die Kanzelley, das Militair, als die ganze Provinz, die sich von Süden nach Norden an 1500 Werste erstreckt. Er wurde von dem Kommando aus Tschinga, wo

er als Kapitain stand, nur auf einige Zeit nach Kamtschatka zu gehen befehliget, weil Kamtschatka, bis zu meiner Ankunft, wo es getrennt wurde, unter dem Befehl des Oberbefehlshabers von Ochokt stand. Aus dieser Ursache ließ er auch seine Frau und Kinder, außer einen Sohn von etwa 10 Jahren, den er mit sich nahm, in Tschingga zurück. In Ansehung der Geistlichkeit befindet sich in Bolscherezkoy nur ein Priester bey der dortigen einzigen Kirche; in Nischnei-Kamtschatskoy hingegen sind mehrere Geistliche unter einem Potropopen. Nie aber sind in Kamtschatka selbst so wenig ein Bischof, als in Bolscherezkoy ein Kanzler, Hettmann, Magistrat, Rathhaus oder angesehene Bürger gewesen, sie befanden sich nirgends anders, als in der Einbildung eines lügenhaften Benjowsky.

Bei der Ankunft unsers Helden in Kamtschatka befanden sich nur folgende Verwiesene auf dieser Halbinsel, nämlich: in Nischnei-Dstrog der gewesene Gardesergeant, Snawidow, in Werchnoy-Dstrog der gewesene Gardesähndrich, Peter Iwaschkin, und

in Bolscherezkoy 5 Menschen; in allem also sieben Verwiesene. Bey meiner Ankunft auf Kamtschatka fand ich davon nur noch den Sna widow, Iwaschkin und Guriew, die an dem Komplott unsers Helden keinen Antheil nehmen wollten; also behielt er zu seinem Plane nur vier Personen übrig. Ob sich damit, wie Benjowsky nach seiner romantischen Beschreibung behauptet, etwas ausgerichtet läßt, dies überlasse ich der Beurtheilung eines jeden Vernünftigen.

Ich will mich kurz fassen. Benjowsky kam als Verwiesener nach Kamtschatka; zu eben der Zeit hielten zwey Schiffe, die zum Biberfang nach den aleutischen Inseln bestimmt waren, im Peterpauls-Hafen von Kamtschatka ihr Winterlager. Der Befehlshaber, Kapitain Nilow, der sich dem Trunke ergeben hatte und in dieser Katastrophe oft selbst nicht wußte, was er that, hörte nur allein die Klagen der raubbegierigen Eigenthümer der beyden Schiffe an, die sich über ihr Schiffsvolk beschwerten, und ließ, ohne zu untersuchen, die armen Leute mit Leibesstrafe belegen. Verzweiflung und Ra-

che brachten diese Leute dahin, sich um den Schutz Benjowsky's zu bewerben. Erwünschteres konnte sich für den Plan unsers Helden nicht ereignen; ohne Zaudern ergriff er diese Gelegenheit mit beyden Händen, und um eines gewissen Ausgangs sich zu versichern, beschloß er mit Beyhülfe dieser Leute den Kapitain zu ermorden und mit einem Kronschiffe zu entfliehen. Sein Vorhaben wurde folgendermaßen ausgeführt.

Kapitain Nilow, welcher nur einen Korporal und zwey Mann zu seiner Bewachung hatte, war, wie gesagt, öfters vom Brandtewein so betrunken, daß er von sich und seinen Sinnen nichts wußte. Benjowsky gelang es, diese Wache zu bestechen und in sein Komplott zu ziehen. Der Korporal, dieser Elende, öffnete dem Grafen zur Nachtzeit die Thüre zum Schlafgemach des Kapitains, der eben, von Brandtewein noch halb betäubt und durch das Geräusch der Thüre im Schläfe gestört, erwachte. Ohne sich besinnen zu können gab ihm der Mörder einen Schlag mit einer dazu verfertigten Keule, so daß er betäubt und sinnlos auf sein

Bette zurück sank; doch sammelte er sich so gut er konnte, faßte den Mörder bey der Gurgel, und fing sich mit ihm zu ringen an. Der Mörder, welcher übermannt zu werden befürchtete, schrie jetzt um Hülfe, und sogleich sprangen drei seiner Mitverschworenen herein, und durchbohrten durch eben so viel Messersstiche — nicht Säbelhiebe, wie Benjowsky fälschlich angiebt — den bedauernswürdigen Kapitain.

Nun blieb den Mördern, nach vollbrachter Mordthat des Befehlshabers der Halbinsel Kamtschatka, weiter nichts übrig, als mit ihrem Helden die Flucht zu ergreifen, welches ihnen, nachdem sie die Kron-Kasse und alles dort vorhandene Eigenthum beraubt hatten, durch das im Hafen liegende Transportschiff zu bewerkstelligen leicht wurde. Den Steuermann und den in der Kanzelley den Dienst eines Sekrétaires vorstehenden Kanzellisten zwangen sie durch Drohungen und Ueberredung, Theil an ihrem Komplott zu nehmen. Der Diebstahl belief sich, das Schiff mit dazu gerechnet, über zweymal hunderttausend Rubel. Alle in dasigen

Gewässern vorhandenen Transportschiffe werden nur von einem Steuermann und einem Untersteuermann, nie aber von einem Offizier geführt.

Noch muß ich zum Schlusse sagen, daß weder in Dchozk noch auf Kamtschatka je andere Festungen existirt haben als eine Einfassung von hölzernen Pallisaden. In Dchozk haben sich nie mehr als vier Kronschiffe befunden, die dazu dienten, den verschiedenen Kommando's in Tschinga, Tigill und Bolscherezkoy das Proviant zuzuführen. Außerdem lag noch ein Reserve-Schiff im Hafen von Dchozk. Wo sollte nun eine Flottille von 11 Schiffen, die nach Benjowsky's Angabe in Kamtschatka Winterlager hielt, anders hergekommen seyn, als aus dem lügenhaften Gehirne unsers Romanhelden! In Kamtschatka, an dem Eingange — — —

(Hier schließt sich das vor mir liegende Manuskript, und es ist Schade, daß der Tod seinen würdigen Verfasser früher übereilte, als er es beendigt hatte.)

III.

Sitten und Gewohnheiten, häusliche Gebräuche, Bedürfnisse und Erfindungen der Alten.

Die Epoche des ersten Kamins ist schwer zu bestimmen, aber die Erfindung der Defen gehört den deutschen und nördlichen Völkern. Schon 1388 waren in den königl. Häusern zu Paris, und auf den Gallerien, Defen. Einige darunter hießen Sanftwärmer (chauffe-doux).

Bänke, Hüttschen, Schemmel 2c. waren vor Zeiten die üblichsten Sitze, sogar in fürstl. Pallästen. Stühle waren sehr selten. Das Bette, das ein Hauptstück in einer Haushaltung, selbst bey den Armen, ausmacht, so daß sein Mangel das unzweydeutigste Zeichen der äußersten Dürftigkeit ist, wurde bey den Römern und Griechen, nachdem sie die Gewohnheit ihrer heroischen Vorfahren, auf Laub und Thierhäuten zu liegen, mit Flaumpolstern, Matrazen von Milet,

Federbetten ic. vertauscht hatten, ein Gegenstand der äußersten Pracht. Das Bettgestelle bestand aus Elfenbein, Silber, oder aus Eben-, Citronen- und Cedern-Holz.

Winsen- und Strohmaten waren die ersten Tapeten, womit man die Mauern eines Zimmers behing. Die Farben des Strohs waren so künstlich und geschmackvoll gewählt, und untereinander gemischt, daß diese Maten einen überaus angenehmen Blick machten. Die linnenen und seidenen Tapeten, in welche ganze Geschichten gewebt wurden, steigen im Gebrauch über 700 Jahre hinauf. Im 15ten Jahrhundert kamen die haute und basse lisse Tapeten zuerst in den Niederlanden, und von dort aus in Frankreich auf. Die Manufaktur der Gobelins, die unter Heinrich IV. angefangen, und durch Colbert und dem berühmten Maler le Brun zur Vollkommenheit gebracht wurde, ließ alle bekannte Fabriken hinter sich.

Die ersten Spiegel waren von Metall; Cicero giebt den Aesculap, den Gott der

Arzte, für den Erfinder aus; im Moses findet man sie auch erwähnt. Die ersten silbernen kamen unter Pompejus nach Rom. Plinius spricht auch von einem glänzenden (vermuthlich Talk-) Stein, der sich in dünne Scheiben sondern ließ, und auf einem metallenen Grund gelegt, die Gegenstände sehr gut darstellte. — Die gläsernen Spiegel kamen gegen das Ende der Kreuzzüge zu uns; sie wurden für die Venetianer, die das Geheimniß zuerst besaßen, ein sehr einträglicher Handelszweig, und von diesen stammen alle übrigen Spiegelfabriken her, an denen Europa so reich ist.

Thierfelle waren wohl der erste Stoff der Kleidung bey allen Völkern, wie sie es noch heut zu Tage bey allen wilden Völkern sind; man kennt die Schilderung, die Tacitus von der Tracht unserer alten Vorfahren macht. Haare, Sennen, Fasern der Pflanzen und Bäume, vertraten beyhm Nähen die Stelle des Zwirns, Dornen und Fischgräten die Nadeln, und scharfe Knochen die Messer und Scheeren. Bey den Nordamerikanern und bey den Einwohnern

der Südseeinseln sind diese Dinge noch gewöhnlich im Gebrauche.

Die Epoche der Hütze fällt in das Jahr 1600; lange vorher trug man Mützen von grobem Zeug. Karl der V. trug bey einer Musterung seines Heers 1547 einen kleinen sammetnen Huth, den er unter den Arm nahm, als es zu regnen anfang. Der älteste Filzhuth, von dem einige Nachricht auf uns gekommen, ist der, den der französische König, Karl VII., bey dem Einzuge zu Rouen trug.

Das Strumpffstricken ist eine Erfindung der Spanier, von ihnen kam es nach Italien, und 1561 oder 64 nach England. Heinrich II. trug in Frankreich den ersten seidenen gestrickten Strumpf, und Elisabeth in England.

Die ersten Schuhe unsrer Vorfahren waren hölzerne, an den Sohlen befestigte, und mit Riemen über den Fuß geschnürte Bretter. Die Römer und Griechen hatten die ersten Schuhe von Leder (Sandalien), die der Alterthumskundige kennt und auf Schaumün-

zen und Denkmälern findet; jetzt sind sie nur noch auf der Bühne bey theatralischen Vorstellungen im Gebrauch.

Carl IX. von Frankreich errichtete 1573 die ersten Gilden der Schuster. Die Schnabelschuhe schreiben sich aus dem Zeitalter Franz I. her; sie waren sehr spizig, und am Ende aufwärts gebogen; nachdem der Schnabel groß oder klein war, wurde er ein Zeichen des Standesunterschieds. Man nannte diese Schuhe à la Poulaine, vielleicht weil ihr Erfinder so geheissen hatte. Die Geistlichen, die Feinde der Moden, predigten dagegen, als gegen eine Sünde, und die Fürsten verboten sie durch Prachtgesetze: unter Ludwig XI. sah man diese Art Schuhe zum letztenmal.

Die Kleider-Moden haben sich von jeher dem Geschmack des Zeitalters unterworfen. Karls des Großen Kleidung, wie sie uns Eginhard beschreibt, bestand gemeinlich in einem leinenen Rock, dessen Saum von Seide durchwirkt war, und im Winter aus einem Wamms von Fischotterpelz, den

er unter diesem Rocke trug. Schuhe und Strümpfe befestigten Bänder von allerley Farben, und um das Alles hing ein langer Mantel.

Eine Abhandlung über die verschiedenen Veränderungen, denen unsere Kleidung, von den ältesten Zeiten bis zu uns, unterworfen waren, würde viele Bände füllen, und ist kein Werk für gegenwärtigen Aufsatz. Ich berühre nur, im Vorbeygehn, einige Besonderheiten der ältern Trachten.

Die breiten langen Tuniken, die oben befestiget waren, und bis auf die Fersen herunter gingen, wurden über die andern Kleider gezogen. Man brauchte sie, wenn man ausging, statt daß der Mantel — so ändern sich die Begriffe und Moden! — nur eine häusliche oder Staatskleidung vorstellte, und es Zeichen von schlechter Lebensart gewesen seyn würde, wenn man in der Stadt im Mantel hätte gehen wollen. Der Kirchenornat des katholischen Clerus, den man *pluviale* nennt, der Chormantel, die Mönchshabite *rc.* sind Abbildungen dieser alten Tu-

nicken oder Ueberhänge, und so finden wir in den Trachten vieler Mönchsorden und der Geistlichkeit, die uns jetzt oft lächerlich in die Augen fallen, die ältesten Anzugsmoden unserer Vorfahren wieder.

Die Hermelin=Mäntel wurden in Frankreich und Deutschland zu allen Zeiten getragen. Um seine Weiße zu heben, muscheltirte man ihn mit schwarzen Schwänzchen, oder Flocken von lombardischen Lämmerfellen, wie es noch jetzt Gebrauch ist. Der Hermelin=Mantel (die Hermelinfelle kamen damals aus Armenien) wurde nur von Vornehmen und von Damen von hohem Stande getragen. Eine Königin von England ließ zwey Hermelin=Mäntel vor sich hertragen, um dadurch anzuzeigen, daß Sie Monarchin zweyer Königreiche (England und Frankreich) sey.

Die Hosen hatten vor Zeiten keine Taschen, und der Bund war nicht daran genäht, sondern ein besonderer durchgezogener Gürtel, der sie befestigte, wie er noch von einigen deutschen Bauern getragen wird,

diente statt des Bundes. Außer diesem Gürtel, der den Mannspersonen allein eigen war, bedienten sich beyde Geschlechter, zur Gürtung ihrer langen Kleider, noch eines andern, oder einer Leibbinde, woran die Schlüssel, der Geldbeutel, das Messer, oder Schreibzeug hingen, und der, bey den Damen, ein Gegenstand des Luxus wurde.

In den ältern Zeiten war es gebräuchlich, ohne Hemd zu schlafen. Als Lancelot vom See, aus Ermanglung eines Bettes, bey einer Dame schlafen mußte, die in ihn verliebt war, so that er es im Hemde, um die Treue gegen die Dame seines Herzens nicht zu verletzen; und dieses, daß er angekleidet blieb, war so deutlich als ein Korb.

Die Fürsten und große Herren pflegten zu Ostern, und sonderlich zu Weihnachten, ihre Bediente und ihr Hofgesinde mit Kleidungsstücken zu beschenken; von dem französischen Worte *Livrer*, ausliefern, wurden diese Geschenke *Livreen* genannt, eine Benennung, die den Kleidungen der hentigen Bedienten geblieben ist.

Die festliche Kleidung des bemittelten Bürgers war schwarz: sie ist es noch in vielen Städten. Grau oder Braun war die Alltagskleidung ihrer Weiber und Töchter; daher in der französischen Sprache das Wort *Grisette*, von *Gris* (Grau) entstanden ist.

Manche Dame weiß wohl nicht, daß der Parfumeur und Chymiste, der die aromatischen Bestandtheile ihrer Toilette künstlich vermischt, durch diese Arbeit sein Leben verkürzt, indem er manchmal giftige Substanzen verquicket, die sowohl ihm als der Dame selbst den Tod zubereiten. Aber wo ist das Denkmal oder das Kleidungsstück, das nicht mit Blut gefärbt wäre? — fragt hier Mohrau mit Recht.

Die ältesten Materialien, worauf man schrieb, waren Steine. (Plinius hist. nat. L. VII. c. 56.) Dies zeigt der Bund der Smyrner und Magnesianer 270 Jahre vor Christi Geburt in den Arundelischen Marmoren an, und eine noch 200 Jahr ältere Inschrift beym Montfaucon *Paleographia Graeca* p. 135. — Auch Metalle brauchte man dazu. — Auch Holz, worauf die Römer, wie es scheint, ihre Ge-

seze ähten. Daher sagt Horaz: leges incidere ligno. Die Schweden hatten eben diese Gewohnheit, daher die Gesetze noch jetzt bey ihnen Valter heißen. Darauf kam das Pergament, dann das Papier von der Staude, und endlich unser gegenwärtiges Lumpenpapier, dessen man sich zuerst im vierzehnten Jahrhundert bediente, doch ist der Erfinder unbekannt.

IV.

Einige Verordnungen gegen das Strandrecht.

Den Lübekern hat man es vorzüglich zu verdanken, daß dieses mit Recht sogenannte inhumanum jus naufragii abgeschafft wurde. Sie gaben sich alle Mühe von Kaisern, Königen, Päbsten und Bischöfen Befehle dagegen auszuwirken; von denen hier nur diejenigen angemerkt sind, welche Livland angehen.

Jur J. 1244 den 5ten Junius gab Hein:

rich Bischof von Kurland, zu Lübek, wo er sich damals aufhielt, ein scharfes Verbot wider die noch von heidnischen Zeiten her an dem Strande seines Bisthums beybehaltene verabscheuungswürdige Gewohnheit, schiffsbrüchige Güter zu plündern, bedrohet die Uebertreter mit verdienter Strafe, und befiehlt, gestrandete Güter zu bergen, und dem Besitzer oder dessen Erben auszuliefern.

1250 den 14. May bestätigte der rigische Bischof Nikolaus zu Riga allen Kaufleuten, hiesigen und Fremden die Sicherheit der Wege zu Wasser und zu Lande, auf der Düna und andern Gewässern, so wie selbe ihnen von seinem Vorgänger Albert gegeben worden war.

Im selben Jahre den 2. Junius gab der Bischof Heinrich von Kurland einen ähnlichen Befehl, wie der von 1244 und setzt fest, daß die gestrandeten Güter Jahr und Tag aufbewahrt werden sollen.

1253 im Monat Junius gab der rigische Erzbischof Albert II., als er noch in Lü-

bek, aber doch schon zum Erzbischof bestimmt
 war, eine Verordnung daß alle die, welche
 zwischen Lübek und Gothland, und die Dü-
 na hinauf, wie auch nach Liv- und Eht-
 land schiffen, unter dem apostolischen und
 unter seinem Schuze stehen, daß Jeder, der
 sie beraubt, oder das Geraubte kauft und
 verheelet, im Banne seyn, den Schaden dop-
 pelt ersetzen, auch ehe dies geschiehet, von
 der Gemeinschaft des Gottesdienstes, gleich
 einem Mörder, ausgeschlossen seyn soll. In
 dem Kirchspiele, wo die That geschehen ist,
 hört der Gottesdienst so lange auf, bis die
 Erstattung erfolgt ist, und stirbt der Thäter
 indessen, so wird sein Körper ins Meer ge-
 worfen. Diese Verordnung befiehlt der Erz-
 bischof in allen Pfarrkirchen, besonders de-
 nen am Strande erst alle Vierteljahr, dann
 alle Jahre feyerlich bekannt zu machen, und
 behält sich vor, darinnen weitere Verfugun-
 gen zu treffen, wenn er selbst nach Livland
 kommen würde. Dieses geschah 1254 nach
 dem Tode des Bischofs Nikolaus, dessen
 Nachfolger er war.

Die ersten Jahre seiner Regierung gin-

gen vorbey, ohne daß in dieser Sache etwas erfolgte: als er aber im Jahr 1256 wieder nach Lübek kam, erinnerte ihn vermuthlich die Kaufmannschaft an sein gesthanes Versprechen; denn es erfolgte im Junius dieses Jahres zu Lübek eine erzbischöfliche Verordnung, davon das Original im dasigen Archive noch vorhanden ist, welches außer dem vorhin Angeführten Folgendes enthält:

Wenn Jemand Schiffbruch leidet, sollen die nahe Wohnenden zu Hülfe eilen; die geretteten Waaren sollen, wenn auch die Menschen umgekommen wären, für ihre Erben drey Jahr lang aufbewahrt werden; wer den Schiffbrüchigen um Gottes Willen zu Hülfe kommt, soll hundert Tage Ablass von der ihm auferlegten Pönitenz, wem aber um zeitlichen Vortheil zu thun ist, ein billig Verglohn erhalten; Das Gestohlene muß binnen acht Tagen herbengeschafft werden, wenn der Bann nicht erfolgen soll ic.

In demselben J. 1256 befand sich der Bischof von Desel Heinrich in Lübek, wel-

cher daselbst ohne Anzeige des Tages ein ähnliches Privilegium für die Kaufleute ertheilte, darin er ihnen ihre alten Freyheiten bestätigte, die gestrandeten Güter Jahr und Tag aufzuheben befahl, und den Seefahrern erlaubte, an seinem Strande Holz zur Ausbesserung ihrer Schiffe zu fällen.

Im Jahr 1274 den 3. April gab der dörptsche Bischof Friedrich zu Dorpat eine gleiche Verordnung, die mit der vorhergehenden wörtlich übereinstimmt.

Im Jahr 1275 bestätigte der rigische Erzbischof Johann zu Lübek, wo er sich damals aufhielt, am Sonntag Lätare die obigen Verordnungen des Erzbischofs Albert, wie auch des Kardinalpriesters und Legaten Guido *) und setzt hinzu, daß wenn ein

*) Dieser Guido wurde als päpstlicher Legat nach Dännemark geschickt, um dort einige Streitigkeiten beizulegen. Auf dieser Reise kam er 1266 durch Lübek, wo er sehr wohl aufgenommen, und ihm die Beschwerden der Kaufmannschaft vorgelegt wurden: daher er in demselben Jah:

Kaufmann sein gestohlneß oder verlohrenes Gut irgendwo findet, er selbes frey wegnehmen könne, ohne daß der Richter etwas von ihm verlangen dürfe. So bald Johannes in sein Erzbisthum gekommen war, ließ er diese Verordnung noch einmal anfertigen, und zugleich von dem Domkapitel bestätigen. Sie ist zu Riga 1275 den 25sten Junius datirt.

Im Jahr 1277 den Tag nach Ostern gaben der Erzbischof von Riga, Johann, der Bischof von Desel, Herrmann, und der Ordensmeister Ernst *) ohne Anzeige des Orts

re eine Verordnung dagegen erließ, die aber nichts Neues enthielt, sondern schon in des Erzbischofs Albert oben angeführten Befehle enthalten ist.

*) Dreyer in seinem Specim. juris publici lubecensis führt diese Urkunde p. 160 aus einer beglaubten Abschrift an, und zwar ist der Anfang dieser: Johanues miseratione diuina sancte Rigensis ecclesie Archiepiscopus, H. Osiliensis episcopus, frater G. magister fratrum etc. Hier ist der Name G. ein Schreib- oder Druckfehler; es muß ein E. seyn. Alle drey Namen

allen Kaufleuten, welche die Ostsee (mare orientale) besuchen, außer der Freyheit von Zoll und Ungelde, die Bestätigung der Befreyung vom Strandrechte, die Erlaubniß ihre mitgebrachten Pferde frey zu weiden, Holz zur Feurung und Reparatur ihrer Schiffe zu fällen (doch keine neue Schiffe zu bauen) und verordnen, wie es bey entstehenden Streitigkeiten gehalten werden soll.

Im Jahr 1278 erneuerte der dänische König Erich Glipping auf Femern den lübekischen Kaufleuten, welche Reval und Ehstland besuchen, alle Freyheiten und Rechte, die seine Vorfahren ihnen gegeben hatten. Im Jahr 1280 ertheilte er denselben einen besondern Schutzbrief.

Im J. 1294 erlaubte der dänische König Erich Mendwed denselben in Ehst- und Bierland, nach dem Flusse Narva, und von da nach Nowogrod frey zu handeln.

Kommen ganz ausgeschrieben in einem noch vorhandenen Transumte dieser Urkunde vom Jahr 1350 vor.

Im J. 1295 gab der rigische Erzbischof Johann III. zu Lübek, Sonntag vor Johannis Enthauptung der dasigen Kaufmanschaft einen Freyheitsbrief, welcher alle oben beyhm J. 1275 angeführten Verordnungen von Wort zu Wort enthält.

Im J. 1299 den 24. Julius gab der livländische Ordensmeister Gottfried den Lübekern ein ähnliches Privilegium, wie das obige beyhm Jahr 1277 angeführte, darinnen noch überdem festgesetzt wird, daß auch alsdann, wenn zwischen dem Orden und Rußland Krieg entstünde, die Lübeker freyen Durchzug durch Livland haben sollen; sogar in dem Falle, wenn zwischen dem Orden und Lübek, oder ihren Freunden Uneinigkeit ausbräche, soll den Lübekern erlaubt seyn, ihre Waaren frey abzuführen, und wenn während des Krieges Schiffe ankommen, die von dem Kriege nicht benachrichtigt sind, so soll man sich ihrer Waaren nicht bemächtigen, sondern ihnen, ohne eine Zeit dazu zu bestimmen, erlauben, sie see- oder landwärts wegzuführen.

Man sollte glauben, daß so viele und

oft wiederholte Verordnungen der grausamen Gewohnheit, Schiffbrüchige zu plündern, Einhalt gethan haben würden: aber sie blieb demohnerachtet noch lange, nicht nur in der Ostsee, sondern auch an andern europäischen Küsten. *)

*) Wir haben leider! in neuern Zeiten ein Beyspiel der Art erlebt. Schiffer Lunau aus Lübeck strandete einige Meilen vom dünämündschen Hafen. Er selbst mit allen seinen Leuten und 18 Passagiere am Bord verloren ihr Leben in den Wellen; das Schiff zertrümmerte, und nur der Wrack hatte sich in den Sand hineingewühlt. Als die See still wurde, nahten sich einige Strandbauern dem Wrack, schlugen Kisten und Kasten auf, raubten die vorgefundenen Güter, und stahlen außerdem eine namhafte, in einem Fäßchen verwahrte, Summe von mehrern tausend Dukaten. Die Thäter wurden freylich bestraft, aber zu wünschen wäre es doch, wenn durch wirksamere Mittel dieser Unmenschlichkeit gesteuert würde. Wie manches Schiff, oder doch das Leben der darauf befindlichen Personen, könnte vielleicht noch gerettet werden, wenn die zu hoffende Beute, und der Wunsch, keine Zeugen dabey zu haben, die Bauern nicht zurück hielt, mit ihren Böten den Schiffbrüchigen zu Hülfe zu eilen.

In Bierland wurde z. B. ein großes Lübeckisches mit Waaren beladenes Schiff durch Sturm auf den Strand getrieben, und von den Anwohnenden in Beschlag genommen. Die Lübecker waren genöthiget, um ihre Güter wieder zu bekommen, sich an die Landesherrschaft zu wenden, und Agneta Königin von Dännemark, schrieb deswegen 1287 am dritten Ostertage aus Wortingborg an den Bischof von Reval Johann, und die dänischen Vasallen Edward v. Lode, Acer Woghenson, Brun v. Dale und Dietrich v. Rele, sie sollten die Thäter (deren Namen in der Urkunde genannt werden, und unter denen sich auch, wer sollte es glauben, die Mönche des Klosters Falkenau befanden) zur Rechenschaft ziehen und zwingen, diese widerrechtlich weggenommenen Güter den Lübeckischen in Reval sich befindenden Bürgern auszuliefern.

V.

Die dänische Flotte.

(Ein Schreiben aus Kopenhagen.)

Die Natur selbst hat Dännemark zu einer Seemacht bestimmt. Da es aus Inseln besteht, und vom Meere umgeben ist, so bietet die Schiffahrt, und was damit in Verbindung steht, den Einwohnern die beste Nahrungsquelle dar. Doch ward in älteren Zeiten die Schiffahrt mehr der Seeräuberey, als des Handels wegen, getrieben. Die Dänen machten, wie bekannt, siegreiche Züge nach England und der Normandie. Zu der Zeit Friedrichs I. mußte jede Stadt ein Kriegsschiff mit einer bestimmten Anzahl Soldaten bemannen. Kopenhagen mußte 80 Mann liefern, und die übrigen Städte in demselben Verhältnisse. Jedem Bischof war es auferlegt, die Ausrüstung eines Schiffs zu besorgen. Die Könige führten häufig selbst die Flotte an. Wer erinnert sich nicht des tapfern Christians IV. in dem Gefecht auf der Kolberger Haide? Als 67jäh-

riger Greis zog er selbst gegen den Feind, Dännemark zu retten. Mit Eifer nahm er sich der Flotte an. Er besuchte gewöhnlich den Holm, und hatte am Ende seines Stockes ein Werkzeug angebracht, womit er im Augenblicke die Beschaffenheit des Zimmerholzes untersuchen konnte. Unter Christian V. war die Flotte schon in einer sehr guten Verfassung. In der berühmten Schlacht bey Rjöggebucht bestand sie aus 32 Schiffen, worunter 19, welche 40 bis 90 Kanonen führten, und außerdem 6 Fregatten, von welchen die kleinste 10 Kanonen hatte. Christian VI., welcher die Wichtigkeit einer Flotte für Dännemark einsah, baute nun treulich auf dem ganz verfallenen, von seinen Vorfahren gelegten, Grunde fort. Der Graf Dannefskiold Samsøe trug viel zur Erreichung dieses Zwecks bey. Er schlug die Errichtung einer Docke vor, und vollendete das Werk, mit so vielen Schwierigkeiten er auch zu kämpfen hatte. Der Regierung kostete es 230,000 Rthlr. Der See=Etat befand sich damals in einer so schlechten Verfassung, daß nur 7 Linienschiffe und 2 Fregatten brauchbar waren; die Magazine wa=

ren leer; es fehlte an einer bequemen Stelle zur Aufbewahrung des Tauwerks und alles dessen, was zur Ausrüstung der Kriegsschiffe gehörte. Alle Bollwerke, Krähne u. s. w. waren verfault und verfallen. Der Hafen war so schlecht, daß man die auszurüstenden Kriegsschiffe eine Viertelmeile vom Kastell auf die Rheede führen mußte, bevor sie mit Geschütz und Proviant versehen werden konnten. Das Fahrwasser war an den Stellen ihrer Durchfahrt nur 15 bis 16 Fuß tief. In der Leitung des Ganzen herrschte Unordnung. Die Flotte ging darüber zu Grunde, und dem Unterschleif war freyes Spiel gelassen. In dem Militärkommando fehlte Ordnung und Disciplin. Unsere eigene Rheeden und Fahrwasser waren unbekannt, aus Mangel an genauen Karten und guten Steuerleuten. Die dem Seeoffizier nöthigen Wissenschaften wurden bey Seite gesetzt and verachtet, die Erziehung der See kadetten und die jährlichen Uebungsreisen versäumt. Dannefskiold wußte durch seine außerordentlichen Einsichten und seinen ausgezeichneten Amtseifer allen diesen Mängeln abzuhelfen. Nach 12jährigem unermüdetem

Dienste erhielt er, als Opfer der Kabale, seinen Abschied. — Statt 7 Linienschiffen und 2 Fregatten waren nun dreißig Linienschiffe und sechzehn Fregatten, und 13 Bombardiergallioten, so wie alle Schalluppen und flache Fahrzeuge, vorhanden, die eine solche Anzahl von Schiffen erfordert. Unter seiner Direktion hatte die königliche Kasse in einer Zeit von 7 Jahren 850,000 Rthlr. gewonnen. Er ließ drey große neue Magazine erbauen, und füllte sie mit dem Ausrüstungsvorrath zu drey Tügen; er erbaute zwey andere Magazine und Häuser, um unter Obdach darin zu arbeiten; aufferdem zwey andere, welche man nachher zum Arsenal brauchte, auf den Inseln im Hafen, wo man den Kriegsvorrath für die ganze Flotte dicht bey dem Ausrüstungsplatze fand. Alles Uebrige ward entweder ganz neu eingerichtet, oder in Stand gesetzt. Statt daß die Flotte vorher in einem Quarre, welches nur zwey Ausgänge hatte, und wo die Flotte der Verbrennung ausgesetzt war, sich eingeschlossen befand, lag sie nun in einer geraden Linie, und bloß so mit schwimmenden Brücken eingeschlossen, daß jedes Schiff sei-

nen Auslauf hatte. Die Flotte konnte durch verschiedene starke Batterien vertheidigt werden; der Hafen war dergestalt in Stand gesetzt und vertieft, daß vollkommen ausgerüstete Linienschiffe in ihrer Ordnung liegen konnten, wo vorher kaum Fregatten Wasser genug hatten. Die Rheeде und das Fahrwasser, welches dahin führt, wurden sechzehn bis vierundzwanzig Fuß tief gemacht, und schon im Jahre 1743 legte die ganze Flotte unter Danneskiolds Anführung ohne die geringste Schwierigkeit auf die Rheeде aus. — Im Jahre 1778 bestand die dänische Flotte aus fünfunddreißig Linienschiffen, sieben Fregatten, sieben Hukkern, drey Galenschiffen, acht Schaluppen mit Masten, fünf großen Transportschiffen, sechs Bombardiergallioten, acht Prahmen, funfzig Schaluppen, dreyßig Königsböten und zweyunddreißig Kanonierjollen. Von den fünfunddreißig Linienschiffen waren nur sieben in allen Fahrwassern brauchbar. Im Jahre 1782 kostete ein Schiff mit vierundsiebenzig Kanonen ungefähr 186,000 Thlr. zu bauen; ein Schiff von sechzig Kanonen ungefähr 159,000 Thlr.

und eine Fregatte von sechsunddreyßig Kanonen 76,000 Thlr. Ungeachtet jetzt die Preise aller Schiffsmaterialien beträchtlich gestiegen sind, kann man hiernach den Werth der dänischen Kriegsschiffe, deren die Engländer sich bemächtigt haben, die Kanonen und Takelage nicht mitberechnet, ungefähr auf 4,756,000 Thlr. anschlagen. — Nach einem Reglement von 1767 darf kein Schiff älter seyn, als vierunddreyßig Jahre. Im Allgemeinen kann ein neues Schiff neun Jahre dienen. Nach Verlauf dieser Zeit wird es kalfatert, und ist nur noch sechs Jahre brauchbar. Von den achtzehn Linienschiffen und funfzehn Fregatten sind von 1775 bis 80 zwey Linienschiffe und eine Fregatte, von 1780 bis 90, acht Linienschiffe und eine Fregatte, von 1790 bis 1800, 5 Linienschiffe und vier Fregatten, und von 1800 bis 1805, drey Linienschiffe und neun Fregatten gebaut. Ein Linienschiff lag jetzt noch auf dem Holm, und war bey nahe fertig, und zu zwey andern war der Grund gelegt. Die kleinen Kriegsschiffe sind alle von 1791 an bis jetzt gebaut. Hieraus sieht man, wie viel, besonders in dem letz-

ten Jahrzehend zur Aufrechterhaltung unsrer Marine geschehen ist. Für den gegenwärtigen Augenblick ist daher der Verlust der dänischen Flotte freylich sehr empfindlich; allein nach zehn Jahren wird derselbe mehr als verschmerzt seyn, und sie wird sich wieder zu einer glänzenden Höhe erheben. Was Dännemark in vorigen Zeiten vermochte, das vermag es jetzt um so mehr, da Wohlstand und Bevölkerung in allen Theilen zugenommen haben.

VI.

Der Friedensfürst in Spanien.

Vorerinnerung.

An der Spitze der Staatsverwaltung in Spanien steht bekanntlich der Principe de la Paz. Er ist Oberadmiral, Generalissimus, erster Finanzminister, und vereinigt also in sich beynah alle Staatsgewalten. Von welchem Gehalt dieser Mann seye und wie er zu seiner Höhe gekommen?

Die Beantwortung dieser Frage hat in den jezigen Zeitumständen ein Interesse für das große Publikum, das nach dem Gange und den Folgen des Kampfs mit England begierig ist, und das aus der Nachricht, die hier ein unpartheiischer Engländer von Madrid aus mittheilt, *) selbst ermessen mag, was von dem Lenker der spanischen Kräfte in dem Kriege gegen die Britten zu erwarten steht.

Don Manuel Godoi de Alvarez, Principe de la Paz, gegenwärtig etwa 39 Jahre alt, ist geboren zu Badajoz in Estremadura von sehr armen unangesehenen Eltern. Da diese nicht bemittelt genug waren, ihn als Cadett bey der Armee zu unterhalten, so schickte man ihn, sammt seinem älteren Bruder Ludwig, zu der königlichen Leibwache. Manuel blieb in diesem Posten ganz unbemerkt bis zur Verbannung

*) Wir haben sie aus dem Londner Zeitungsblatte the Star Decemb. 1806 genommen.

seines Bruders. Diese erfolgte auf eine dem Könige zugekommene Nachricht, welche den Verdacht erregte, daß eine hohe Person am spanischen Hof eine besondere Ergebenheit zu Don Ludwig hege. Karl III. war über diese Nachricht so beunruhigt, daß er befahl: Don Ludwig soll auf Lebenszeit aus Madrid verwiesen seyn, und ihm nur zwey Stunden zur Abreise aus der Hauptstadt Zeit gelassen werden. Auch ward ihm strenge verboten, sich dem Hofe jemals mehr als 25 Meilen zu nähern; jedoch erhielt er eine Compagnie bey der Landmiliz in seinem Geburtsort und den Orden von Alcantara. Während seiner Verbannung, die bis zum Tode des Königs, (d. i. bis zum 13. Dez. 1788) dauerte, erhielt Ludwig mehrere beträchtliche Geschenke von der Prinzessin von Asturien, gegenwärtigen Königin. Diese Geschenke wurden ihm von Manuel zugestellt, den die Herzogin von Alba bey der Prinzessin eingeführt hatte, und zwar unter dem Vorwand, ihn auf der Guitarre spielen und dazu singen zu hören, was er, nach dem spanischen Ausdruck, con gratia, konnte. Mit dem Tode Karls III.

endigte sich die Verbannung Ludwigs. Der Eilbote, der mit der Nachricht von des Königs Tode nach Badajoz abgefertigt wurde, brachte ihm die Begnadigung, die Bestallung als Obrister bey der Leibwache und den Befehl, unverzüglich nach Madrid zurückzukehren.

Beynahe unmittelbar mit der Rückkehr Ludwigs fing die Erhebung Manuels an. Man stiftete für ihn eine ganz neue Stelle, die eines Generaladjutanten bey der Leibwache, womit Generalmajorsrang verbunden war. Er bekleidete dieses Amt nur kurze Zeit, als er zum Generallieutenant und Grande von Spanien von der ersten Klasse erhoben ward, auch die Krongüter von Al-
cudia und die Einkünfte des einträglichsten der vier militärischen Orden erhielt. Sein Ansehen stieg so mächtig, daß die meistgeltenden Grandes es für nöthig hielten, um sein Vorwort zu bitten, wenn sie nur eine gewöhnliche Hofgunst erlangen wollten. Selbst der große Rath von Kastilien mit dem trefflichen, mit Recht berühmten, Grafen Aranda an der Spitze, vermochte nichts gegen

ihn auszurichten. Bey dem Anfang des letzten Krieges mit der französischen Revolutionsregierung ging die Meynung des Rathes von Kastilien dahin: vertheidigungsweise zu Werke zu gehen, die Pyrenäenpässe stark zu besetzen, und das Landheer beträchtlich zu verstärken, ehe man auf den Gedanken verfallen könne, eine Heeresmacht auf das französische Gebiet zu schicken. Doch der Herzog von Alcudia war ganz anderer Gesinnung, und kein Gegengewicht hielt seine Macht in Schranken. Der Rath von Kastilien ward wegen seines Widerstrebens auseinander gejagt und Graf Aranda nach Saragossa verwiesen, wo dieser würdige Staatsmann gerade lange genug lebte, um die verderblichen Folgen der Maaßregeln seines Gegners zu vernehmen und die Niederlage und Schmach seiner Landsleute zu bejammern.

Spaniens mißliche Lage im Jahr 1795 nöthigte den Herzog von Alcudia seinen Plan zu verändern, und jetzt allein auf Mittel zu sinnen, wie er die Beschimpfung wieder gut machen könne, die er, durch seine

Uebereilung und seine Thorheit, der Nation zugezogen hatte. Ein Frieden, glaubte er, würde alle dem Volke geschlagenen Wunden wieder heilen: Frieden auf jede Bedingung schien dem flachen Kopfe des Herzogs das beste zu ergreifende Mittel. Hastig schloß er also einen überaus nachtheiligen Frieden, der in der That Spaniens Grundgebiet beschränkte, seine Hülfquellen beträchtlich verminderte, seine Heeresmacht zu Grunde richtete, seinen Muth und Eifer bey nahe vernichtete. Demungeachtet war die Freude und Dankbarkeit des Volks ausnehmend groß; und der Friedensmacher erhielt vom Könige den Titel Friedensfürst.

Die Zwistigkeiten mit Portugall verschafften dem Fürsten Gelegenheit, seiner Begierde nach Kriegsruhm nachzutrachten. Ihr zu Folge unterfing er sich bey dem Anfang des Feldzugs, mit dem Range eines Generalissimus ein Heer anzuführen, er, der vorher niemals nur einem Scharmügel beygewohnt hatte, und nach dem Gang seiner Erziehung ganz keine, oder nur eine äußerst

feichte Vorstellung von der Theorie der Kriegskunst haben konnte.

Schwerlich ist in der Geheimenrathsstube irgend eines europäischen Regenten ein Mensch aufzufinden, der in Hinsicht auf Fähigkeiten und irgend einem erworbenen Geistesvorzug unter den Friedensfürsten zu setzen ist. Doch die Ursachen seiner Erhebung sind bekannt. Seine Geschicklichkeit ist der Gegenstand des allgemeinen Gespöttes unter allen hellsehenden Spaniern; sein Gemüth und seine Sinnesart sind von dem alten und besseren Theile des Adels auf das tiefste verachtet. — Um dem Wunsche dieses alten Adels entgegen zu seyn und ihrer Eifersucht ein Gegengewicht hinzustellen, hat er eine Menge Neuadeliche gemacht. Nie hat er einen Mann von Gelehrsamkeit oder Tüchtigkeit in seinen Schutz genommen. Er ist einzig und allein von seinen Kreaturen umgeben, unter welchen auch nicht eine von anerkannter Fähigkeit ist.

In Versorgung seiner Unverwandten ist er indessen geradewie mancher Mächtiggewordene.

Jedermann, wer Anspruch auf die entfernteste Verwandtschaft mit ihm machen kann, ist eines guten Postens gewiß, seine Fähigkeit sey auch, welche sie wolle. Die ersten Reichs- und Landesämter sind von seinen Vettern besetzt. Sein Vater, kaum in den ersten Anfangsgründen des Wissens bewandert, bekleidet eine der ersten Stellen in Spanien, und sein jüngster Bruder Diego, völlig unwissend im buchstäblichen Sinne des Worts, ist Generalkapitain *) bey dem Landheere, mit einem reichen Gehalte.

Hervorstechender ist nichts im Karakter des Friedensfürsten, als sein hassender Widerwille gegen die Franzosen. Hätten daher die brittischen Minister seinen Stolz, der unbegrenzt ist, und den der spanischen Nation, der allgemein zum Sprichwort dient, nicht so muthwillig gekränkt und beleidigt; schwerlich, ja wohl nie wäre es den Franzosen

*) Generalkapitain ist in Spanien; was bey andern Mächten ein Feldmarschall.

fen gelungen, die Spanier zu Bundesge-
nossen in diesem Kriege zu bekommen.

VII.

Kurze historische Bemerkungen aus der rö-
mischen Geschichte.

Julius Cäsar's Ausichten.

Julius Cäsar dachte zwar, wie uns Lucan sagt, allerdings daran, die Parthen zu bekriegen, ihren Händen die Siegeszeichen zur Ehre der römischen Waffen zu entreißen, und Crassus zu rächen; allein die weiten Absichten, die ihm Plutarch leihet, hatte er gewiß nicht. Nämlich durch Hyrcanien die Länder zwischen dem kaspischen Meere und Pontus Eurinus zu erobern; die Berge von Dagestan zu übersteigen und die fürchterlichen Gegenden längst dem kaspischen Meere zu durchstreifen; dann nordwärts durch die Nogajer-Tataren zwischen der Wolga und dem Tamar zu ziehn; dann gegen Abend

das weite Land der Sarmaten zu bezwingen; durch Morast und Holz bis in Deutschland einzudringen, von da über den Rhein nach Gallien, und so zurück zu gehen, nachdem er allenthalben den Ocean zur Grenze des römischen Reichs gesetzt hatte. Oeuvres d'Algarotti Tom. IV. p. 207.

Kleopatra's Ausschweifungen.

Diese wollüstige Dirne kannte bey ihren Debauchen weder Maaß noch Ziel. Sie hatte mit Cäsarn Kinder gezeugt, sie ergab sich dem Sohn des großen Pompejus, ja sogar dem Delius, der bey den Intriguen mit Antonius bloß ihr Unterhändler war. Doch selbst dem letzteren war sie nicht aufrichtig ergeben, sondern wandte schon bey seinen Lebzeiten alles an, um sich Augustus Liebe zu erwerben. Man sieht einen starken Beweis, wie lange sich das Gerücht der Unsittlichkeit dieser Königin erhalten habe, weil sechs Jahrhunderte nachher, unter dem Kaiser Heraklus, Briefe von ihr und Antonius an den Arzt Stranus bekannt gemacht wurden, die den höchsten denkbaren Grad des Lasters

und der Ausschweifung beweisen; Sablier
Varietés Tom. II. p. 142 ad 147.

(Diese Bemerkungen werden gelegentlich
fortgesetzt.)

VIII.

Auszug eines Schreibens aus St. Pe-
tersburg, das dortige Institut für Taub-
stumme betreffend.

— — — Dieses Institut befindet sich in
einer sehr kleinen Festung bey Pawlowsk,
die Kaiser Paul I. auf der Stelle erbauen
ließ, wo in alten Zeiten eine schwedische Fe-
stung en miniature, jedoch mit Wall und
Graben versehen, war, die von den Russen,
unter einem General Apraxin erobert ward etc.
— Das Gebäude ward im Dezember 1806
zum Institut für Taubstumme errichtet. Ein
Abbe' — es thut mir leid, daß ich seinen
Namen vergessen habe — ist dessen Vorste-

her. Er hat auch einen Gehülfen. Ersterer war so gefällig, mit zwey der schon etwas geübtern Zöglingen, welche für die kurze Zeit von 8 Monaten es schon weit gebracht hatten, ein Examen vorzunehmen. Ein Knabe von 9 Jahren und einer auffallend angenehmen und vielversprechenden Gesichtsbildung, in dessen Auge sich viel Feuer zeigte, war der erste, der auf des Abbe' pantomimische Anweisung jedes Wort in russischer Sprache an die aufgehängte schwarze Tafel schrieb, und zwar mit sehr gut geformten großen Buchstaben. Nachdem dieses mit verschiedenen Worten geschehen war, nannte der Knabe auch jeden Buchstaben, den man mit einem Stäbchen berührte; jedoch war die Aussprache sehr gezwungen, übellautend, und der Knabe mußte sich bey jedem Laute sehr anstrengen. Uebrigens zeigte er sehr viel Ehrgefühl. Er freute sich über jede Aufgabe und wünschte deren mehrere. Auch die andern Gefährten seines Schicksals zeigten Nachneugierungsstrieb und drängten sich, mit aller Bescheidenheit, zum Abbe' und dicht neben uns, mit den heitersten Gesichtern. Auch mit diesen, worunter auch zwey Mäd-

chen waren, ward eine kleine Prüfung vorgenommen. Diese Kinder (es waren 4 Knaben und fünf Mädchen) werden sehr gut be-
 köstigt, bekleidet, haben eine gute Wohnung,
 gute Betten, und stehen unter guter Auf-
 sicht. Jedes Geschlecht hat sein besonderes
 Schlafzimmer. Man hat Ursache zu hoffen,
 daß diese Kinder mit der Zeit so weit ge-
 bildet werden, wie es die Taubstummen in
 Frankreich seyn sollen, um zu Künstlern (z.
 B. Malern) und Handwerkern zu dienen.
 Vielleicht werden einige darunter gar fähig,
 wissenschaftlichen Unterricht zu genießen.

Wir verließen mit gerührtem Herzen die-
 ses wohlthätige Institut. Die Kaiserin Mut-
 ter hat es gestiftet. Preis und Dank Ihr!

Ebendaher.

Die Kunkelrübe, deren Blätter und Wur-
 zeln bekanntlich eine schöne Speise geben,
 wird im Tulaschen Gouvernement stark ge-
 bauet, so daß die dort angelegte Zuckerfa-

brifikation von dieser Rübe den besten Fortgang hat. Ich habe sehr schönen Zucker davon gesehen.

Die Erdmandel, dieses treffliche, gesunde Surrogat des Kaffee's, wird mit dem glücklichsten Erfolge im südlichen Rußland gezogen und auch schon an einigen Orten statt des Kaffee's gebraucht. Möchte doch der Verbrauch derselben bald allgemein werden!

Nordisches Archiv.

Monat Februar 1808.

Beiträge zur Kenntniß des Kirgisen-
landes und einiger angrenzenden Län-
der.

(Aus russischen Berichten.)

Das Kirgisenland ist, so wie über-
haupt die ganze noch unabhängige Tartarey,
ein sehr wenig bekanntes Land, das wir nur
durch russische Berichte einigermaßen kennen;
vorzüglich haben wir vieles dem Herrn

Nytschkow *) zu danken. Da aber all' dieses noch lange nicht befriedigend genug ist, so muß uns jeder neue Beitrag zur Kenntniß eines so wenig bekannten Landes willkommen seyn, und sollte er auch nur aus Fragmenten bestehen, wie die gegenwärtigen. Unsre Leser werden ohne Zweifel mit uns hierin übereinstimmen.

Zu besserem Verständnisse des Ganzen schicken wir hier eine kurze Uebersicht des Kirgisenlandes voran, so wie sie sich aus Nytschkow's Nachrichten ausheben läßt, und dann folgen die uns mitgetheilten Fragmente, **) von einigen Anmerkungen des Herausgebers begleitet.

D. H.

*) In seiner sehr schätzbaren Orenburgschen Topographie. (Aus dem Russischen übersetzt von J. Rodde, gr. 8. Riga, 1772. 2 Bände.

**) Mitgetheilt vom Herrn Kollegienrath Schneegass, der vor einigen Jahren auf Anordnung der Regierung das russische Asien durchreiste. Herr R. R. Schn. hat meist handschriftliche Nachrichten zu diesem Aufsatze benutzt, der hier bloß mit einigen Anmerkungen begleitet erscheint.

Vorläufige Uebersicht des Kirgisienlandes.

Das Kirgisienland oder das Land der Kirgisien von der großen Horde *) nimmt den östlichen Theil der freyen Tartarey ein, ostwärts vom Uralsee, und ist ein zum Theil bergiges, warmes, wohlbewässertes und fruchtbares Land, besteht aber auch zum Theil aus sandigen Flächen und Steppen.

Zu diesem Lande rechnet man:

1) Die kirgisische Steppe, wo die Kirgisien als räuberische Nomaden unter einigen Chanen leben, die gewissermaßen einem Ober-Chan unterworfen sind. **)

2) Turkestan, unter einem kirgisischen

*) Die kleine und mittlere Horde der Kirgisien sind russische Schutzverwandte und werden als Bewohner der Orenburgschen Statthalterschaft angesehen; folglich gehören sie nicht hierher.

**) Ueber die Sitten und Lebensart der Kirgisien theilt uns der Perser Wassilij Michailow

Fürsten *) östlich an dem See Ural, am Flusse Karasu, ein fruchtbares Land, dessen Bewohner Ackerbau, Viehzucht und allerley Gewerbe treiben, auch Fabriken haben.

Turkestan, die Hauptstadt, eine von den Muhamedanern für heilig gehaltene Stadt, von etwa 1000 Häusern oder Hütten mit 6000 Einwohnern. **)

Außer der Hauptstadt sind noch 8 Städte in diesem Lande, deren Namen, Entfernung von der Hauptstadt und Größe auf folgende Art angegeben werden.

Namen.	Entfernung von d. Hauptstadt.	Zahl d. Häuser od. Familien.
Kurlack	. . 20 Werste	. . . 300.

manche schätzbare Nachricht mit. (S. Bergmanns Schicksale des Persers Wassilij Michailow unter den Kalmücken, Kirgisen und Schiwensern. Riga 1804.)

*) Jetzt unter dem Chan von Taschkent.

**) Diese Stadt soll jetzt sehr herabgekommen seyn, und kaum noch 300 Häuser haben.

Isan . . .	20	Werste . . .	300.
Saurar . . .	50	— . . .	100.
Aprar . . .	40	— . . .	40.
Taschanak . . .	15	— . . .	100.
Awgustan . . .	40	— . . .	40.
Sjurgu . . .	8	— . . .	70.
Sosak . . .	70	— . . .	40.

3) Das Gebiet von Taschkent, das ehemals nicht vielmehr, als die Stadt dieses Namens umfaßte, ist jetzt beträchtlicher; denn auch Turkestan gehört jetzt dazu; es hat seinen eigenen Chan, der ziemlich mächtig ist; das Land ist im Aufblühen.

Städte:

Taschkent — Ischemehen u. s. w.

Fragmente zur nähern Kenntniß des Kirgisenlandes und der angrenzenden Länder.

Kirgisen der großen Horde.

Zu dem Gebiete des Chidajarbeck rechnet man folgendes: Taschkent, Sarabkana, Ischingit oder Ischinikent,

Sairani, Karamurt, Mangioft, Karachley, Scharakuja oder Schagerkuja am Flusse Ugeageren, Godschakent an demselben, die Stadtgebiete Kuiratus, Goschan, Ura, Tjuba, Esach oder Edsesach, die eigentliche Hauptstadt in der Nachbarschaft von Samarkand, einige Städte des Volks Kurama, nämlich Ramnenäck, Ufferát, Tschenga, Emür, Sofan, Sattensch, Barkent und endlich die Nation der Bierzighundert. Die Hauptstadt Esach soll in der Nachbarschaft von Samarkand liegen.

Der Stamm Kundrat der mittlern Horde hält sich am Syr auf um Turkestan, und selbst in einem Theile der Bucharey, und ist mit den benachbarten Karakalpakken vermischt. Von dem zur großen Horde gehörigen Stamm Ukoï ist nur bekannt, daß ein Zweig desselben, der Janüisch, unter dem Bulatchan zu Turkestan stehen soll.

Die wahrscheinlichen Grenzen des zur großen Horde gehörigen Stammes Usüm

sind folgende: Von Taschkent aus läuft sie westlich am Syr und an Turkestan bey dem See Kuban Kulat, worin der Zui fällt, vorbey, bis zum Sarasu, und nun längs diesem und seinem Nebenflusse Zariakshi aufwärts an das Alginzkische Gebirge, von diesem über die Quellen des Karatalflusses, der sich in den Balchafsch ergießt, zum Tarbagatey, und dort über die Quellen des Karakul an dem See Alachtugul hin, bis zum Ili, endlich von der westlichen Seite des Sees Balchafsch quer über den Zui und den Talas wieder im Bogen nach Taschkent.

Der Stamm Utschakli Usjunkschön hält sich unter dem ältesten Koilja, an den Quellen des Ablaketta auf mit 40 Ribitten, 100 streitbaren Männern, 200 Pferden, 700 Rindern und 3000 Schaafen.

Die Kukan werden im Westen von Belurtag, im Norden von Alatau und im Osten vom Mustag begrenzt. Städte: Margalan, Namangan und Kukan. Die Provinz Psheket, ein Theil der Ku-

rama und der Burutten sind ihnen zinsbar.

Die Burutten, West N. W. von den Kufan, südwestlich von Karatau in den Ebenen an beyden Ufern des Agengeren, der aller Wahrscheinlichkeit nach der Syrfluß ist. Sie sind den Kufan zinsbar.

Die Kurama wohnen südlich von Chodschakent in den Ebenen des Flusses Agengeren (Syrfluß) und unterhalb denselben liegen die Städte Karachelaj und Schagerkujaj. Sie sind theils dem Kufan unterworfen, theils dem Chidajarbeck von Esach. Unter der Herrschaft der letztern stehen Nannenack, Usserat, Eschenga, Emüir, Sokan, Salkensch und Barkent.

Die wilden oder Gebirgskirgisen bewohnen den östlichen Theil des Alatau gebirges den Karatau und die Gebirge, die im Norden von Kaschgar den Tuskulnoe umgeben, und die Gegend zwischen dem Jli und dem Tenges ausfüllen. Ihre zehn Stämme enthalten gegen 50,000 streitbare

Männer. Sie sind kriegerisch und frey. Die Pässe, die über das Alataugebirge von Koschgar in die Ebene führen, heißen: Taschkentisch, Tobolgot, Schate u. Schinktasch, und die Stämme der Kirgisen auf diesem Wege sind: Eschonbagisch in der Nachbarschaft der Kufan, Sara= oder Satakabagisch, Bogoschalto, Boschtomack und Samscheh. Unter den Häuptern dieser Stämme sind einige berühmt, als Knat oder Ehnat, der Beschützer Taschkentischer Karavanen, die nach Koschgar handeln; Ataka, der Sohn des Tsenay näher an der chinesischen Grenze, und der Isangol, der Sohn des Bulat, der die Kirgisen der Ebene bestreitet.

Die Andubschan von der Familie der Kaschgaren sind die Nachbarn der Kufan, aber von diesen durch Gebirge getrennt.

Westlich von diesen Andubschan, und im Süden von Koschgar, finden sich die chinesischen Kirgisen oder Adigene. Sie sind ein Ackerbau treibendes und dabey freitbares Volk und scheinen mit den Ge-

birgskirgisen verwandt zu seyn. Ein Stamm derselben, die Dngsol oder Dngisol, ist auch unter diesen genannt. Der Stamm Solomba hat sich der chinesischen Botmäßigkeit entzogen, und sich dem Kufan unterworfen. So hat sich auch der zu den Udigenen gehörige Stamm Sara, durch die chinesische Tyranney gereizt, zu den Kurama gesellt; der älteste dieses Stammes heißt Saita Batuir.

Die Galtischa werden in Westen von der Nation der Vierzighunderte durch die Berge der Kjujustan geschieden, im Osten von dem Gebirge Mustau (Mustag?), im Norden von den chinesischen Kirgisen begrenzt, und endlich im Süden von ihren unwegsamen Gebirgen, von den indischen Reichen Kabul, Kaschmir und Klein-Tibet getrennt.

Die Turkestaner sind älter als die Bucharen. Dort befindliche Städte Kaschggar, Tabat, Zerken, Chodschant, Taschkent, Murtikan, Khankat, Janghasar, Schutlich, Ulrar, Satrar,

Barfägin 10. Diese Gegenden hießen sonst Essi.

Von Turkestan bis zum Dr 10 — 15 Tagereisen. Turkestan eine Tagereise von Karadau. Davon ist Kurlan 20 Werste; und 20 Werste weiter Inak; Saural von Inak 50 Werste. Dtrar von Saural 40 Werste. Taschanak von Dtrar 17 Werste. Awgustai von Taschamat 40 Werste. Siurgu von Awgustai 8 Werste. Sasack von Sjuria 70 Werste. Taschkent von Drenburg 20 Tagereisen.

Zehn Werste davon fließt der Eschirtschick, der in den Syrdaria fällt; vom Syrdaria sind Kanäle, einige nicht tiefe in nicht geringer Anzahl, in die Stadt gezogene Brunnen.

Die große Horde liegt am Eschirtschina, der vor Taschkent vorüberfließt, Arisch, Kaljes, diesseits und jenseits Turkestan.

Die Mündung des Amur liegt unter 52° 45' N. Br.

An der Mündung des Dlokante lag
Albafir.

An der Mündung des Seli dar war
eine russische Niederlassung Kamensk.
Unterhalb fließt der Stoniuda in den
Amur. Dort wohnt ein Tungussisches Volk
Mansur. Aschtischin Tiord unterjoch-
te mehrere tartarische Völker und vereinigte
sie unter dem Namen Mansuren. Er
starb 1662, seine Nachkommen regieren in
China.

In den Dnit fließt der Turupha.
Der Dnit ist seicht, und seine Mündung mit
Sandbänken umringt, die fast den Eingang
sperrern. Der Dnit durchläuft gegen 300
Werste.

Die ganze Küste vom Dnit bis Dchoßk
ist felsigt und steil.

Der Dchota hat an vielen Stellen nur
einige Zoll tief Wasser.

Dchoßk hat $59^{\circ} 19' 40''$ N. B. 145°
 $16'$ L. von Greenwich.

Kalgan ist ein großer Handelsort in
China.

Eschitschikar 450 Werste von Zuru-
chai; die Cineser kommen daher längs dem
Kailar 30 Tage (beladen). Die Gegend
ist waldig und flach.

Der Fluß Staun.

Die Bewohner, Eschiptschinamen,
Solonen, Dauren, Mandschuren, ha-
ben Ackerbau und Viehzucht.

Von Eschitschiko bis zur Mauer rei-
sen sie $1\frac{1}{2}$ Monat, und sind in einer gleichen
Entfernung von Kjachta.

Eschitschikar und Kailan haben
Wälle und Artillerie.

Eine Tagereise mit Lasten, 25 Werste,
reitend 50 Werste.

Von Marghen wird der Argun revi-
dirt. Sie kommen nach Ulotscha am Argun
hin; es ist ein Dorf, Marghen liegt nahe
am Amur, Raän oberhalb.

1786 betrug der Werth der Waaren in
Kjachta 2,786,000 R. *)

*) 1805 betrug in dem einzigen Monat Dezember
der Werth der Waaren daselbst 1,356,178 Rubel.

1781 betrug die Kronseinnahmen in
 Njächta 723,686 R. Zolleinnahmen, und 1785
 — 356,816 Rubel.

Reiserouten.

I.

Indem man den Taschkinzyn (Kirgisen)
 zum Handel in die chinesischen Grenzen, bis
 zur Festung Tschougatschakyn folgt.

Eine Tagereise von Minounoy Ust
 Ramenogorskojdwor. Der Fluß Ab-
 laketka. Nachdem man denselben bis zum
 Tempel Ablaket gefahren, findet man 5
 Werste von diesem ein Nachtlager.

Anm. Die Kirgisen nehmen diesen Weg im Som-
 mer nur zuweilen, im Winter aber immer.

Eine halbe Tagereise von dem Flusse
 Ablaketka. Gleichfalls denselben hinauf
 20 Werste, und von dort 10 Werste über
 ebenen Stellen ist der Fluß Bikhlydack,
 an welchem kleine Wälder sind.

Anm. Zu beiden Seiten des Flusses lagern sich
 viele Kirgisen.

Eine Tagereise von dem Flusse Bitylsack. Nachdem man eine kleine Strecke über den Bergrücken, Bulana genannt, bis zum Ursprunge des Flusses Tschigedel gefahren. Es ist kein Wald daselbst, sondern es erstreckt sich eine Wüsteney bis zu dem Bergrücken Tarbogataksowa.

Anm. Zu beyden Seiten sind die Kirgisen gelagert.

Eine Tagereise von dem Flusse Tschigedel Bukenschigelek. Ueber ebene Stellen 10 Werste längs dem Flusse, wo eine Gegend Tamenkolm Tulagly genannt wird, bis zu dem Flusse Kupkuktj trifft man hie und da Espenwald und Weiden.

Anm. Zu beyden Seiten sind Kirgisen geiagert.

Eine halbe Tagereise von dem Flusse Kupkuktjuk. Nachdem man über ebenen Stellen den Fluß Bugas übergefahren, ist im Innern eine chinesische Wache Būrii Taschnagack; es ist kein Wald da auffer Talnick.

Anm. Zur rechten Seite in der Entfernung einer

halben Tagereise liegt der Tarbagatinskysche Bergrücken, auch die Linie bleibt auf der rechten Seite, unweit welcher der Tarbagatinskysche Bergrücken anstößt.

Eine halbe Tagereise von dem Flusse Bugas und der chinesischen Wache. Der Fluß Basar, wo auch die Wache Basar ist, es ist gar kein Wald längs demselben.

Eine halbe Tagereise von dem Flusse Basar. Ueber ebenen Stellen, zur rechten Seite aber bleibt die Grenze, der Fluß Karbuga, wo die Wache auch Karbuga heißt. Es ist genug Espenwald und Topolnick dazselbst.

Num. Zur linken Seite wohnen gar keine Menschen, sondern es ist eine leere Ebene.

Eine halbe Tagereise von dem Flusse Karbuga. Unebene Stellen, bis an den Fluß des Bergrückens Tarbogatkka, der Fluß Dschimirsik, wo auch die Wache Dschimirsik heißt, es ist wenig Wald außer Talsnick da.

Num. Innerhalb der Grenze lagern sich zur Winterszeit die Kirgisen sehr häufig.

Eine halbe Tagereise von dem Flusse Dschimirsik (Timirsin). Ueber den Tarbogatoiskischen Bergrücken kommt man bis zu dem Flusse Ulast, wo die Wache Ulast ist, ins Gebirge auf quellichten Stellen, wo Espenwald und Talnick ist.

Von dem Flusse Ulast über ebene Stellen und Kornfelder der Bewohner der Festung Tschugotschack, bis zu welchen eine halbe Tagereise.

Anm. Zur Sommerszeit befinden sich dort keine Kirgisen, im Winter aber haben sie ihr Lager ganz nahe bey der Festung.

Also überhaupt 6 und einen halben Tag. Mit schneller Fahrt fährt man es aus Ustkamnogorsk in 5 Tagen ab. Wenn man mit verschiedenem Vieh, oder Waaren ohnweit der Festung zum Minowsnoy dwor angekommen, so fährt man aus der Festung mit Waaren, und wird nie länger als einen Tag mit dem Vieh aufgehalten, und wenn man die Waaren abgegeben, wird man wieder von der Wache zurückbegleitet.

Eine Tagereise von dem Minowosnoy Ust-
kamenogorskoj dwor fährt man den nämli-
chen Weg bis zur chinesischen Stadt Ba-
jandi oder Kutschy über Ablabetka und
an ihm hinauf.

Von Bykildack bis zu dem Flusse By-
kildack eine halbe Tagereise, und eine halbe
bis zu dem Flusse Tschigedek.

Von Tschigedek bis zu dem Flusse Kup-
kukty eine Tagereise.

Eine Tagereise.

Ueber das Land (Ygoruzk, ein Stück
Landes mit allem Zubehör oder Appertinen-
zien) Kupkukty.

Die erste chinesische Wache Bouruti-
schlagal auf dem Flusse Bugas, von wo
der Weg in die Stadt Bajand oder Kut-
schy geht.

Anm. Die chinesische Linie bleibt aber zur linken
Seite.

Von dem Flusse Bugas zur rechten Sei-
te über unebene Stellen bis zu den Quellen

Sary = Bulack. Es ist gar kein Wald daselbst.

Von Sary = Bulack über unebene und ebene Stellen, bis zu der Höhe des Flusses Basar. Es ist da genug Espenwald, Topolewago und Talnick.

Anm. Woselbst die Kirgisen Sommer und Winter ihr Lager haben.

Eine halbe Tagereise von dem Flusse Basar oder Karbago über unebene Stellen ist der Fluß Dengick, bey welchem ein kleines zerfallenes Gebäude gleichfalls so heißt.

Anm. Die Kirgisen sind im Herbst und Winter häufig daselbst gelagert, und im Sommer rücken sie näher heran.

Eine halbe Tagereise von der Hütte Dengick bis an den Bergrücken Tarbogatan über unebene Stellen, und bis an die Sümpfe und Quellen Minbulack genannt, woselbst sich viele Flüsse ergießen.

Anm. Es lagern sich hier, sowohl im Herbst als im Winter, viele Kirgisen.

Eine halbe Tagereise von dem Minbu-

lack (Minbulack heißt so viel als 1000 Quellen) über den tarbogataiskischen Bergrücken, nachdem man bis zum Ursprunge des Flusses übergefahren, findet man in den Gebirgen Wald, bisweilen auch Fichten, Birken, Espen und Tschernotack.

Anm. Zu beyden Seiten sind Kirgisen gelagert.

Eine halbe Tagereise von der Höhe des Flusses Ulast durch ebene Stellen fließt der Fluß Katunfu mittlerer Größe, der sich in den See Alakul ergießt, man trifft daselbst einen ziemlichen Espenwald und Topolnik an.

Anm. An dem nämlichen Orte haben die Kirgisen ihr Lager.

Eine halbe Tagereise von dem Flusse Katunfu über ebene Stellen und Solonzow ist der Fluß Suuck Bulack, es ist daselbst gar kein Wald.

Eine Tagereise von dem Flusse Suuck Bulack über ebene Stellen ist der große Fluß Emil, längs welchem zur Zeit der Dürre eine Fuhr zu seyn pflegt. Es ist sehr viel

Wald da, Espen, Wetefowowa, Topolewago und sogenannte Dschida.

Anm. Zu beyden Seiten haben die Kirgisen ihr Lager.

Eine halbe Tagereise von dem Flusse Emil über ebene Stellen ist der Fluß Tschagantugay auf einem sandigen Boden. Es ist ein sehr dicker Wald daselbst, Espen, Weilowoy, Topolewoy, Talmick und eine Menge verschiedener Thiere.

Anm. Die Kirgisen lagern sich daselbst im Herbst und im Winter.

Eine Tagereise von Tschagantugay über ebene Stellen neben dem See Alakul ist das Land Satip Aldinin Karagatsch, längs den Ufern ist Schilfrohr.

Anm. Zur linken Seite ist eine Wüste, die Kirgisen haben daselbst ihr Lager.

Eine Tagereise neben dem See Alakul über ebene Stellen bis zum Lande Dschidely, wo man Sand und Quellen antrifft.

Eine halbe Tagereise von Dschidely. Nachdem man einen halben Tag neben dem Ufer

über den See gefahren, so findet man daselbst eine 3 Werste lange Erdenge, Chyl genannt, welche eine Elephanten-Gestalt hat.

Ann. Woselbst keine Kirgisen zu seyn pflegen.

Eine halbe Tagereise nachdem man die Erdenge überfahren. Chyl bedeutet ein großes Gebiet Suwan. Zur linken Hand längs dem Ufer bis zu Solonzoff. Am Ufer ist Wald, Dschida und Talmick; zur rechten Hand ist eine Wüsteney.

Eine Tagereise von Solonzoff, Wache, über ebene Stellen den See vorbei, bis zu dem Flusse Ulast, wo der Bergrücken Tocktatau ist, längs welchen Espenwald, Topolewoy und Wetlowoy ist.

Ann. Es ist gar keine Lagerung daselbst.

Eine Tagereise von dem Flusse Ulast über den Bergrücken Tocktatau ist in den Gebirgen viel Fichtenwald, wenn man den Berg herunter gekommen ist, findet man an einer Quelle die erste chinesische Wache, welche die Kirgisen Bakkaraul nennen.

Ann. Die Grenze aber erstreckt sich rechter Hand.

Eine Tagereise von der ersten Wache ins Innere der chinesischen Grenze über ebene Stellen unter Begleitung einer Konvoy bis zu dem Flusse Baratal, längs welchem sich auch jetzt nicht wenig übriggebliebene Kalmücken von Sengoria lagern.

Ann. Wenn die Tschingi die Kirgisen als ihre Begleiter überreden können, ihnen dort einen Tauschhandel zu erlauben, so tauschen sie hier vortheilhafter, als in Bajand.

Eine Tagereise von dem Flusse Burotalra über unebene Stellen ist der kleine Fluß Gantschiga, der Wald besteht aus Talmick.

Ann. Um diesen Ort haben die Kalmücken ihr Lager und ihre Hecker.

Eine halbe Tagereise von dem Flusse Gantschiga über etwas unebene Stellen der kleinen See Sairankul.

Ann. Um den See herum sind die Kalmücken gelagert und haben Felder.

Selin ist eine Stadt südöstlich von Kononor, gegen Tibet gelegen. Auf dem dortigen hohen kahlen waldlosen Gebirgen, wächst die ächte Rhabarber.

Die Solonen oder Tungusen haben ihr Lager über dem Fluß Argun nach dem Amur zu in Manjunien. Sie sondern sich in zwey Abtheilungen ab, wovon sich die eine Machan Solon, und die andere Talojan Solon nennt, d. h. Fleisch- und Brodesser, weil sich die erstern von Viehzucht und Thieren, die andern aber von Ackerbau nähren. Sie werden sowohl von den Manschuren als auch von allen andern in den Steppen wohnenden Völkern für die muthigsten und tapfersten im Kriege gehalten, und der Bogdochan besiegte meistens durch sie die Senjoren. Sie fochten auch gegen Mjoodzy (Pegnaizen). Ein gemeiner Soldat wird, wenn er auch keine Dienste thut, mit zwölf Lan Silber besoldet, und wenn er im Kriege erschlagen wird, bekommt seine Frau die Hälfte dieses Soldes auf Lebenszeit. Auch besetzen sie die Grenz- wachen längs dem Flusse Argun.

Es haben sich in der östlichen Gegend im Innern Mangurien's, außer den Solonen, viel andere Völker niedergelassen. Auch das Volk der Daguren ist daselbst gela-

gert. Ihre Sprache ist mit der tungusischen und mongolischen vermischt. Der größte Theil derselben hat Ackerbau. Sie kommen zuweilen nach Zaruchan, um daselbst zu handeln. Auch sind in derselben Gegend und um den Fluß Amur herum eine große Anzahl Drotschonen, nämlich Dleni Tungusen gelagert. Die bestimmte Anzahl der D. guren und Drotschonen aber ist unbekannt.

(Der Beschluß folgt im nächsten Hest.)

II.

Von der Lage und Erweiterung der Stadt Riga.

Man kann sich allerdings wundern, warum unsere Vorfahren eine so niedrige Stelle für die Stadt Riga erwählt haben, da sie doch in der Nähe viel bequemere und sichere Stellen hätten finden können, z. B. an der rothen Düna, wo Peter der Große, wie man sagt, die Stadt gern hin versetzt

hätte: diese Verwunderung wird aber verschwinden, wenn man sich in die damaligen Zeiten und Umstände versetzt. Die Deutschen wählten zur Anlage ihrer neuen Pflanzstadt eine Anhöhe am Bach Rige, die ebenfalls den Namen Rige führte. Hier fanden sie am Bach Rige einen natürlichen Graben, welcher zwen Seiten der Stadt einschloß; die dritte Seite wurde von der Düna gedeckt, und sie waren also hier vor den Anfällen der Liven sicherer, als an einem andern Orte. Die großen Ueberschwemmungen im Frühjahr scheinen ihnen unbekannt gewesen zu seyn, und vielleicht traf es sich von ohngefähr, daß in den ersten Jahren kein schwerer Eisgang sich ereignete; zudem lag die Stadt auf einer Anhöhe (nämlich der jetzigen Altstadt), die von Ueberschwemmung frey, und von obenher mehr durch Wald geschützt war, als jetzt.

Der Erbauer der Stadt Riga war der Bischof Albrecht, welcher im Jahr 1200 *)

*) Der Herr Justiz-Bürgermeister Gadebusch nimmt

diese Stadt anlegte, oder nach Hiärnes Bericht (welcher mit Kelch dem Vorgänger Albrechts, Berthold, den Anschlag eine Stadt hier anzulegen zueignet) vollendete. Daß sie ihren Namen vom Bach Rige erhalten, ist nunmehr eine äuzgemachte Sache; und ich kann daher alle übrigen Muthmaßungen von dem Ursprung ihres Namens mit Stillschweigen übergehen.

Es war aber diese Stadt anfänglich klein, und von der Düna und dem Rigebach fast umschlossen; ihre Ringmauer ging von der Düna bey der Mündung der Rige in der jezigen Schmiedestraße hinauf bis an die große Gildestube, von da aller Wahrscheinlichkeit nach, die Pferdestraße hinauf, durch die Kramerstraße *) bis an die Düna, an

das Jahr 1201 als das Jahr der Erbauung an. Seine Gründe findet man in Livländ. Jahrb. Th. 1. S. 32.

*) In einigen Handschriften habe ich diese Nachricht gefunden, daß die Stadtmauer durch die Kramerstraße gegangen. Man sieht auch bey Aufgrabung der Wasserröhren mitten in dersel-

deren Gestade sie bis zum Ausfluß der Rige hinauf reichte; es betrug also die ganze Länge derselben damals nicht einmal so viel, als jetzt ihre Breite beträgt. Der oben erwähnte Bach behielt einige Jahrhunderte seinen Namen bey, wie viele Urkunden und der ehemalige Name Rigemündergasse, (jetzo Peitaustraße bey der reformirten Kirche) beweisen.

Diese neue Stadt bekam bald Einwohner genug, und wurde für dieselben nach einigen Jahren zu enge; daher in der Nähe derselben, wo die jetzige Domkirche steht, eine Vorstadt angelegt wurde, in welcher sich sowohl Deutsche als auch viele von den neubekehrten Liven setzten.

Im Jahr 1211 wurde die Stadt schon erweitert, und der Platz, wo jetzo die Dom-

ben ein Fundament, welches ich für Ueberbleibsel davon halte. Bey den Gildestuben und in der Schmiedestraße, auch in der Altstadt und hinter den Häusern der Marßallstraße siehet man von dieser Mauer noch viele Spuren.

Kirche ist, wurde in die Ringmauer gezogen. Der Bischoff Albrecht wollte nämlich eine neue Domkirche, ein Kloster und Capitelhäuser erbauen; daher weihte er am Tage Jacobi gemeldeten Jahres einen Theil der Vorstadt durch eine feyerliche Procession der Geistlichen und Laien ein, und befahl den Besitzern dieser Plätze bey Bedrohung des Bannes ihre Grundstücke der neuen Kirche entweder zu verkaufen, oder mit andern Plätzen, die ihnen angewiesen werden sollten, zu vertauschen. Wie die Stadtmauer bey dieser Erweiterung gezogen worden, ist aus der Urkunde nicht deutlich abzunehmen; ich vermüthe, daß sie bey dem Bischoffsberge am Ende der Rüterstraße *) aufgehört habe, und das daselbst noch befindliche Gewölbe ehemals ein Chor gewesen seyn mag.

Der Theil der Stadt, wo die St. Ja-

*) Diese Rüterstraße wird in alten lateinischen Urkunden vicus macellorum (die Fleischhauergasse) genannt, welches Wort den Ursprung des Namens Rüterstraße erläutert. In dieser Straße lagen auch die Fleischscharren und außerhalb der Rüterpforte an der Duna das Schlachthaus.

cobß= oder damalige Ordenskirche lag, war damals noch Vorstadt, wurde aber schon zu Heermeisterlichen Zeiten zur Stadt gezogen; da denn die Ringmauer von der großen Gildestube bis an den rothen Thurm bey der jetzigen Sandbastion geführt wurde, von da sie die Allarmgasse herauf, hinter dem jetzigen am Paradeplatz liegenden Stadtzeughause vorbehey, an der Gränze des Marien Magdalenen Klosters hinging, wo sie eine Ecke machte, und hinter der Klostergasse und dem jetzigen Laboratorio weg durch die Schloßstraße nach der Düna fortließ; wie solches die noch vorhandenen Spuren deutlich zu erkennen geben. Das Jahr dieser zweiten Erweiterung ist zwar nicht bekannt, es muß aber höchstens ins 14te Jahrhundert fallen; denn im Jahr 1336 gab die Abtissin des Klosters Gerdruta Neversales über dem ihr erlaubten Gebrauch der Gasse zwischen dem Kloster und der Stadtmauer nebst einem Thurm, ausgenommen zu Kriegszeiten, von sich. Die Urkunde ist plattdeutsch und in vnnsere vrouwen auende, also gebodeschapet wart, ausgestellt. Man findet auch in der Handschrift, die ins=

gemein Jürgen Helms zugeschrieben wird, eine Zeichnung der Stadt Riga von 1499, wo ebenfalls die St. Jacobskirche in die Ringmauer gezogen ist.

Nachdem durch die Erfindung des Schießpulvers und des groben Geschüzes die Kriegskunst eine andere Gestalt bekommen hatte; so sahe sich auch Riga genöthigt, ihre Mauern mit Wällen zu verwechseln, womit schon zu Hermeisterlichen Zeiten der Anfang gemacht wurde.

Bei dieser Veränderung der Mauern an der Landseite in Wällen, ist, wie ich vermüthe, die Stadt über den Rigebach *) hinaus erweitert und derselbe in die Stadt ge-

*) Der Archiater v. Fischer irrt sich, wenn er schreibt, daß die Stadt erst zu schwedischen Zeiten über den Rikina hinaus sey erweitert worden; das Kupfer von der Belagerung 1621 beweiset das Gegentheil. Der Herr v. Fischer äußert seine Meinung im Anhang zu Hinterbergens Winter- und Sommerlust, wo man mehr Nachrichten vom Bach Rige finden kann.

zogen worden; denn zu polnischer Regierungszeit findet sich nicht die geringste Spur, daß die Stadt aufs neue wäre befestiget worden, und bey der Belagerung durch Gustav Adolph war sie, wie man aus einem alten von dieser Zeit noch vorhandenen Kupferstich sieht, schon so weit, wie jetzt, über die Rige hinausgesetzt.

Im Jahr 1554 wurde der Wall zwischen der Sand- und Kalkpforte *) erbaut, wie folgende Nachricht des damaligen Aeltermanns anzeigt. „Item No. 1554 im Vorjahr „haben beyde Herrn **) lassen ansagen, und „in die Stadt geschrieben, mit dem Wall „still zu halten, und haben unsre Herren ***) „an beyde Herrn geschrieben, und keine Antwort erlangt, also hat die Stadt den Ri-

*) Die Kalkpforte lag am Ende der Kalkstraße, die ihren Namen davon hatte, weil sie zu den Kalköfen führte. Die Sandpforte lag am Ende der Sandstraße bey dem rothen Thurm.

**) Nämlich der Erzbischoff und Hermeister.

***) Nämlich der Magistrat.

„singt angefangen zu graben von der Kalk-
 „pforte bis an die Sandpforte, und bey
 „dem Kalkofen haben sie ein eichen Schiff
 „gefunden, darum her gegraben; darnach
 „haben die Ehrwürdigen Herr Comptur von
 „Goldingen und der würdige Haus-Comptur *)
 „in der Stille dem Rath angesagt, daß sie
 „nur den Wall sollten fortbauen, unser gnä-
 „dige Herr und Fürst, Meister zu Livland,
 „hiesse es geschehen, und gäbe es der Stadt
 „nach. So haben sie in Gottes Namen an-
 „gefangen das Runderel und die Strickweh-
 „re, und die Wassermühle gebaut, kostet über
 „6000 Mark.“ — — „No. 1555 wurde El-
 „terleuten und Eltesten auß Rathhaus zu
 „kommen angesagt, welches war den Sonn-
 „abend vor Johannis den 23sten Juny, und
 „fanden da vor sich von wegen unsers gnä-
 „digen Fürsten und Herrn Meisters Bot-
 „schaft also erst der Comthur von Riga,
 „Matthias Heuren, und Heinrichs Seel Se-
 „cretarius haben diese Werbung vorgegeben,

*) Ohne Zweifel der Comthur des rigischen Schlos-
 ses, der weiter unten Comthur von Riga heißt.

„wie folget: Ins erste war H. Seels Vor-
 „geben, wie unser gnädige Fürst und Herr
 „uns Heilwünschung gethan ic. und wie er
 „zum andern auch nachkommen wäre, daß
 „sich ezliche Fürsten und Herren sollten rü-
 „sten mit Kriegsrüstung wegen des Landes,
 „darum unser gnädige Herr von der Stadt
 „Niga begehrend ist, daß sie ihre Wforren
 „und Mauren wolle ausrüsten und fertig
 „machen zu allerhand Kriegsrüstung. — —
 „Des Dienstags nach Johannis sind auf
 „der großen Bildstube Elterleute und Elte-
 „ren und die ganze Gemeinde zusammen ge-
 „wesen, und haben geantwortet, daß sie in
 „guter Uebung seyn, und die Mauren mit
 „Fleiß bauen und bessern, und auch Montag
 „vor Johannis mit den 7 Garten*) eins wor-
 „den, da der Wall hindurch gehen soll, und
 „wollen sich in diesen Sachen halten, als
 „treue Unterthanen gebührt.“

Im Jahr 1560 am Tage Johannis des

*) Dieß scheint die Meynung zu bestätigen, daß
 damals die Stadt wirklich erweitert worden.
 Der kurz vorher benannte Heuren hieß eigent-
 lich Matthias Huroder.

Käufers gab der Heermeister Kettler der Stadt die Freyheit, den Wall von der Jacobspforte an, bis an den Ort, wo sich das Jungfrauenkloster endiget, und des Meisters Herrlichkeit angehet, zu bauen.

Bald darauf, 1565 baute die Stadt den Wall zwischen der Jacobspforte und dem Schloß zur Zeit des Krieges mit Rußland. Weil derselbe auf dem Grund und Boden des Schlosses gebaut war, (er konnte aber nicht anders gebaut werden, wenn er an der alten Stadtmauer hingehen sollte,) so nahm der König Stephan bey erfolgter Unterwerfung unter Polen daher Anlaß, 1582 zu befehlen, daß dieser Wall wieder abgerissen würde. Die wahre Ursach aber war die, daß er das Schloß nicht von der Stadt getrennt wissen wollte. Die Stadt wandte ein, daß sie diesen Wall nicht in der Absicht gebaut habe, sich gegen Polen zu wehren, sondern sich gegen ihre Feinde in Sicherheit zu setzen: worauf er zwar stehen bleiben durfte; aber die eingegangene Schloßpforte *)

*) Diese stand in der Schloßstraße, wo jetzt ein

wieder eröffnet werden mußte. Auch ließ der König einen gleichhohen Wall ums Schloß führen, und in demselben der Stadtpforte gegenüber eine Pforte anbringen, welche beyde durch eine Brücke verbunden wurden.

Im Jahr 1618 fing man an das Jacobs-Kundeel zu bauen, welches 1621 nebst dem Graben zu Stande kam.

Zu der Zeit, als Gustav Adolph Riga belagerte, ul. 1621, hatte die Stadt an der Landseite folgende Bastionen: Küter-, Schloß-, Jacobs-, Sand-, Neupforten-, *) Badstuben- und Marstall-Bastion; an der Dünaseite aber bloß eine Mauer mit Thürmen.

Im Herbst 1626 wurden um die rigische Vorstadt 10 kleine Schanzen und Pallisaden gesetzt, um die damals herumstreichenden Polen abzuhalten.

Pfosten mit den Stadtschlüsseln steht, der die Grenze zwischen Schloß und Stadtgrund anzeigt.

*) Jetzt Sandpforte.

Im J. 1653, den 16. Aug., erfolgte eine königliche Resolution, daß die Vorstadt befestigt werden sollte. Der Bau wurde sogleich vor Hand genommen, und in etlichen Jahren so weit gebracht, daß 14 Bastionen *) mit theils trocknen theils Wasser-Gräben zu Stande kamen, welches über 170000 Thaler kostete. Man vermuthete in der bald darauf 1656 erfolgten russischen Belagerung große Vortheile davon, und vollendete sie bey Ankunft der russischen Armee (obgleich der König sie ausdrücklich zu schleifen befahl), konnte sie aber nicht behaupten, sondern mußte sie den Belagerern zum großen Nachtheil der Belagerten überlassen.

Die jetzige Citadelle ist erst zu schwedischen Zeiten auf sumpfigtem Grund angelegt worden, und bestand zuerst aus einigen

*) Man siehet noch hier und da, besonders bey der Keuperbahn, Spuren von diesem so genannten rodenburgischen Graben, welchen Namen er von dem Ingenieur-Offizier hatte, der ihn anlegte, nemlich dem General-Quartiermeister von Liv- Est- und Ingermannland, Johann von Rodenburg.

Außenwerken, um das Schloß zu schützen. Diese wurden nachher erweitert, der Sumpf ausgefüllt und die Citadelle darauf angelegt.

Bei russisch = kaiserlicher Regierungszeit wurde der Graben ums Schloß gefüllt, die Wälle abgetragen, und Stadt und Schloß mit einander verbunden, und die dadurch erhaltenen ebenen Plätze bebaut, die noch jetzt den Namen des Schloßgrabens und der Schloßbrücke führen, ob beyde gleich nicht mehr vorhanden sind.

Der Wall und die Bastionen an der Düna sind theils bey königl. schwedischen, theils bey russisch = kaiserlicher Regierungszeit gebaut worden.

III.

Die Republik der sieben Inseln.

(Fortsetzung.)

Zante.

Die Insel Zante hat zehn Myriameter im Umfange, und wird ihrer Breite nach in 3

Theile getheilt; der eine ist flach und liegt in der Mitte, die zwey andern sind gebirgigt. Sie enthält siebenundvierzig Dörfer, von denen die meisten am Fuße der Berge, die der Stadt gegenüber liegen, und auf einzelnen Anhöhen erbaut sind. Die Bevölkerung der Insel beläuft sich auf 35000 Seelen.

An der Küste dieser Insel ist nur eine einzige gute Rhee, auf welcher größere Fahrzeuge vor Anker gehen können. Sie liegt ungefähr ein Myriameter südlich von der Stadt, und wird von einer großen Bucht gebildet, die man den Hafen von Ghieri nennt.

Die Stadt Zante liegt auf dem östlichen Theile der Insel an einer sehr offenen Rhee, und enthält eine Bevölkerung von 17000 Seelen; sie ist amphitheatralisch auf einer an das Meer gränzenden Anhöhe, an einem kleinen Fluß erbaut. Diese Anhöhe wird, so wie die ganze Stadt, von einem Gebirge beherrscht, das ungefähr zwey Hektometer über die Meeresfläche erhaben ist, und auf welchem die Festung liegt.

In der Festung Zante befindet sich ein alter, sehr tiefer Brunnen, der ein wegen seiner Frische und seiner Leichtigkeit köstliches Wasser enthält. Seit undenklichen Zeiten führt dieser Brunnen bey den Zantioten den Namen tsi kora to pishgadi, d. i. der Stadtbrunnen, welches zu verrathen scheint, daß die alte Hauptstadt der Insel an der Stelle lag, die jetzt die Festung einnimmt. Mit süßem Wasser wird die Stadt aus einer sehr reichen Quelle, die Krionero, d. i. frisches Wasser, genannt wird, und am Meere liegt, versehen.

Die Zantioten sind scharfsinnig, thätig und arbeitsam. Für jede Art von Unterricht zeigen sie sich sehr empfänglich, und sie sind voll glücklicher Anlagen. Auf ihre Frauen, die sich durch feine Gesichtszüge auszeichnen, sind sie sehr eifersüchtig.

Die Insel wurde in den frühesten Zeiten Hyria, späterhin Zacynthus genannt. Das alte Sagunt in Spanien war eine Kolonie der Zacynthier. Die Insel ist nach der Reihe von den Athenern, Lacedä-

moniern, von Philipp dem Macedonier, von den Römern, den griechischen Kaisern, und den Grafen von Toschis besessen worden. Diesen letztern entrißen sie die Türken, die sie an die Venezianer verkauften. Der Name Zante ist italienischen Ursprungs.

Die Strophaden oder Strivali.

Es sind zwey Inseln, die diesen Namen führen, und sie liegen ungefähr acht Myriameter südöstlich von Zante. Die größere hat nur sechs Kilometer im Umfang. Sie wird von etwa funfzig Kaloyers bewohnt, die in einem großen, nach Art einer Festung erbauten, Kloster leben. Diese Vorsichtsmaasregel macht es den Mönchen möglich, sich gegen die Barbaresten und andere Korsaren, die oft Einfälle auf die Insel thun, zu vertheidigen. Die Kaloyers auf den Strophaden sind sehr gastfrey und besitzen beträchtliche Ländereyen auf Zante und Cephalonien. Sie wenden viele Sorgfalt auf den Anbau der größern Inseln, die an Wein, Getraide, Obst und Küchengewächse sehr fruchtbar ist. Olivenbäume giebt es nur

wenig auf derselben, aber desto mehr Quellwasser.

Die kleinere Insel ist weder bebaut noch bewohnt; sie liegt ganz nahe bey der vorigen. Beyde Inseln sind sehr niedrig, und enthalten herrliche Trifften, auf denen ganze Heerden von Rindern, Schaafen, Ziegen und Schweinen weiden, welche dem Kloster gehören. Die Ankerplätze an ihren Küsten sind nur für kleine Fahrzeuge sicher, weil sich viele Klippen an denselben befinden.

Diese Inseln hießen in den frühesten Zeiten die Ploteischen Eilande. Sie waren als der Sitz der Harpien, nachdem diese aus dem Pallast des Phineus vertrieben worden waren, berüchtiget. Uebrigens scheinen sie schon zu Virgils Zeiten gute Weideplätze enthalten zu haben.

Cerigo.

Diese Insel liegt am südlichen Ende von Morea, von welchem sie nur durch einen Kanal, der ungefähr ein Myriameter breit ist, getrennt wird. Sie befindet sich am Ein-

gange in den Archipel, *) ist von Candia sieben, von Zante funfzehn, und von Corfu fünfundzwanzig Myriameter entfernt, und hat zehn Myriameter im Umfange. Sie enthält eine Bevölkerung von 7100 Seelen, die in einem Flecken und dreyßig Dörfer und Weiler zerstreut sind. Die Einwohner bestehen sämmtlich aus Griechen, die nicht sehr wohlhabend sind, und sich größtentheils vom Fischfang nähren.

Der Boden dieser Insel besteht fast ganz aus Felsen. Indessen beschäftigen sich doch die Cerigoten mit Del= Drangen= Citronen= Wein= und Getraidebau; auch ziehen sie viel Maulbeerbäume. Sie gewinnen ferner Seide, Wachs und Honig, und ihre Ziegenzucht ist sehr ansehnlich. Der Wein von Cerigo ist von keinem großen Belang, aber doch hat er einen angenehmen Geschmack und ist gesund. Mit Hülfe desselben ver=

*) Dieser Lage wegen nannte sie der berühmte türkische Admiral Sinan=Cigale: die Laterne des Archipelagus.

schaffen sich die Einwohner das nöthige Vieh und die übrigen Lebensmittel, welche die Insel nicht hervorbringt. Er ist der einzige Handelsartikel der Cerigoten, die im Allgemeinen sanft und menschlich, und deren Sitten sehr einfach sind.

Der Flecken Capsali liegt am südlichen Ende der Insel, an einer Art Rheebe, die von einer großen Bucht gebildet wird, und am Fuß eines ziemlich hohen Gebirges, auf welchem sich ein altes Fort befindet. Dieses Gebirge ist nach dem Meere hin steil, und kann von Kanonen bestrichen werden. Das Fort Capsali besteht aus altem, halb verfallenem Mauerwerk, welches um einige militärische Gebäude, welche die Zeit fast ganz zerstört hat, und einige Privatwohnungen angelegt ist. Es ist in einer so schlechten Verfassung, daß kurz vor der Ankunft der Franzosen ein Haufe Mainotten *) die schwache venetianische Besatzung, die in die-

*) Die Mainotten bewohnen das Land der alten Spartaner, das jetzt zu Morea gehört.

sem alten Gemäuer lag, aufgehoben hatte. Man konnte diese Unglücklichen nur dadurch ranzioniren, daß man den Mainotten einige Getraideladungen überließ.

Der Name Capsali kommt ohne Zweifel vom griechischen Capsalo, ein Feuerbrand, her. Er scheint sich auf die Unfruchtbarkeit der Insel zu beziehen. Ein griechischer Bischof hat seinen Sitz in diesem Flecken, der der Hauptort der Insel ist.

Der beste Ankerplatz auf der Insel Cerigo liegt gegen Osten, und heißt der St. Nikolaushafen. Es ist freylich ein Hafen von sehr geringem Umfange, der aber sicher ist, und in welchem große Schiffe überall ohne die geringste Gefahr vor Anker gehen können. Er befindet sich im Innern der Rheebe Abtemona, die durch ein kleines, sehr unregelmäßiges Fort mit Kasemattenbatterien, die aber eben so wenig fest, als geräumig sind, gedeckt wird. Doch ist das Fort St. Nikolaus in einem bessern Zustande, als das Fort Capsali, von welchem es ungefähr 22 Kilometer entfernt ist.

Die große Menge von Porphyrbriichen, welche die Insel enthält, hatte ihr im frühesten Alterthume den Namen Porphyris zuwege gebracht. Nachher wurde sie Cythere genannt, und enthielt zwey beträchtliche Städte, Cythera und Scandea, deren Stelle man nicht mehr weiß. Die Insel war wegen des Dienstes der Venus berühmt. Sie kam von den Spartanern an die Römer, und von diesen an die griechischen Kaiser, unter denen ihr der Name Cerigo beygelegt worden zu seyn scheint. Die Venetianer bemächtigten sich derselben zu der Zeit, da das griechische Reich seinen Untergang fand.

Cerigotto.

Diese Insel liegt ungefähr fünf Myriameter östlich von Cerigo, von welcher sie abhängt. Sie ist klein, fruchtbar, mit wilden Delbäumen bedeckt, und hat eine große Menge Quellwasser und gute Ankerplätze. Sie ist nur erst seit etwa zwanzig Jahren bewohnt, da sich mit Einwilligung der Venetianer sieben Sacciatische Familien auf derselben niederließen. Jetzt mag sie

von etwa hundert, sämmtlich griechischen, Familien bewohnt seyn. Vor dieser Zeit war sie bloß ein Zufluchtsort der Seeräuber. Sie ist das alte Megiala oder Megilia. Sie erhielt vielleicht diesen Namen von den vielen Ziegen, die damals auf ihr zu finden waren. In dem Passarowitzser Frieden überließen sie die Türken den Venetianern.

(Der Beschluß folgt.)

IV.

Fragmente aus der Korrespondenz der russischen Kaiserin Katharina II. mit Voltaire. *)

In einem Schreiben der Kaiserin im Jahre 1763 sagte sie: „Wie ich ihren Brief erhielt,

*) Man kann die geistreichen und witzigen Einfälle der unsterblich großen Monarchin, und die nicht minder witzigen Repliken des französischen Weis-

beginn ich, aus großer Begierde ihn zu lesen, eine Todtsünde; ich ließ einen Stoß Suppliken liegen, und verzögerte dadurch das Glück von vielen Personen. Dies hat mich sogar nicht gereuet. Weil ich aber die Nothwendigkeit einsehe, wieder zu meiner Pflicht zurück zu kehren, so habe ich kein besseres Mittel ausfindig machen können, als dem Strudel, der mich mit sich fortriß, nachzugeben, und die Feder zu ergreifen, um den Herrn Voltaire recht herzlich zu bitten, mich nicht eher zu loben, als bis ich es verdient habe. Sein und mein guter Name sind dabey gleich stark interessirt. Er wird sagen: es läge nur an mir, mich seines Lobes würdig zu machen; allein bey der Unermeßlich-

sen, nicht ohne Vergnügen und Bewunderung oft genug lesen. Der Herausgeber glaubt also den Lesern des Archiv's kein geringes Vergnügen dadurch zu verschaffen, daß er ihnen, statt trockener Geschichte, diese Fragmente aus der, wie es fast scheint, beynabe vergessenen Korrespondenz der großen Frau mit Voltaire hier liefert. Das Große, Erhabene und Schöne verliert in keinem Zeitalter seinen Werth.

Raffla.

lichkeit von Rußland ist in der That ein Jahr nur ein Tag, wie tausend Jahre vor dem Herrn."

Unterm 22sten August 1765 lud die Kaiserin Voltaire zu einem Caroussel ein, welches sie im Juny des folgenden Jahres halten wollte, mit dem Beyfügen, daß ihr Sinnbild eine Biene sey, die von Pflanze auf Pflanze fliehet, und so ihren Honig sammelt, um ihn in ihre Zelle zu tragen, mit der Inschrift: Das Nützliche. Hierauf antwortete Voltaire: „Ich bin älter, Allergnädigste Frau! als die Stadt, worin sie herrschen und die sie verschönern. Sogar getraue ich mich hinzuzusetzen, ich bin älter, als Ihr Reich, wenn ich dessen neue Gründung von dem Schöpfer, Peter dem Großen, datire, dessen Werk sie vervollkommen. Dessen ungeachtet fühle ich, daß ich mir die Freyheit nehmen würde, jener erstaunungswürdigen Biene meine Aufwartung zu machen, die in jenem geräumigen Stocke herrscht, wenn die Krankheiten, die mich arme Humi-

mel zu Boden drücken, es mir erlaubten, aus meiner Zelle hervorzugehen.“

Obigen Brief schloß Voltaire mit folgender Anmerkung: „Darf ich mich unterstehen, Allergnädigste Frau, Ihnen zu sagen: Es ist mir nicht ganz recht, daß Sie Katharina heißen; die Heldinnen der Vorzeit trugen nicht den Namen von Heiligen. Homer und Virgil würden bey dergleichen Namen sehr in Verlegenheit gewesen seyn. Sie sind nicht dazu geschaffen, einen Platz im Kalender einzunehmen. Wollen Sie nun Juno, Minerva, Venus oder Ceres seyn? Namen, die vor die Poesie des Landes weit besser passen.“ — Hierauf antwortete die Kaiserin, den 28sten November 1565: „Mein Kopf ist so hart, als mein Name wenig harmonisch ist. Da ich auß Besingen keine Ansprüche machen zu dürfen glaube, so will ich meinen Namen nicht gegen den der neidischen und eifersüchtigen Juno vertauschen; noch habe ich Anmaßungssucht genug, den Namen Minerva anzunehmen; den der Venus mag ich nicht,

auf der Rechnung dieser schönen Dame steht gar vielerley. Eben so wenig bin ich Ceres; die Erndte ist in diesem Jahre in Rußland sehr schlecht ausgefallen. Mein Name läßt mich wenigstens die Vorsprache meiner Schutzpatronin da hoffen, wo sie sich befindet.“

Voltaire schrieb den 24. Januar 1766:
 „Es ist hart zu sterben, ohne diejenige in der Nähe bewundert zu haben, die den Namen Katharina, den Namen der Göttinnen aus dem Alterthume vorzieht, und denselben ihnen vorziehbar machen wird. Ich habe nie nach Rom gehen mögen, habe immer Widerwillen empfunden, Mönche im Kapitol und die Grabmäler der Scipionen von Priestern mit Füßen getreten zu sehen; aber ich sterbe vor Kummer, daß ich nicht Wüsteneyen in prächtige Städte verwandelt und zweytausend Meilen durch Heldinnen zivilsirt gemacht gesehen habe. Die Geschichte der ganzen Welt kann nichts dergleichen aufzeigen; es ist die herrlichste und größte von allen Revolutionen. Mein Herz ist wie

die Magnetnadel, es wendet sich nach Norden.“

Das Manifest über die Mißhelligkeiten in Polen sandte die Kaiserin den 9ten Januar 1767 an Voltaire, mit dem Beyfügen: „Aus beyliegender Druckschrift können Sie urtheilen, ob das Recht auf unserer Seite ist.“ — Hierauf antwortete Voltaire den 27sten Februar 1767: „Ihro Kaiserliche Majestät geruhen, mich also zum Richter der Großmuth zu machen, womit Sie die Parthey des menschlichen Geschlechts ergreifen. — Die Gerechtsame des Staatsbürgers nicht genießen zu können, weil man andre Glaubensmeynungen hat, scheint mir so thörigt zu seyn, daß ich so etwas nicht glauben würde, wenn die in meinem Lande vorkommenden Dinge mich nicht darauf vorbereitet hätten.“

Unterm 26sten März 1767 schreibt die Kaiserin an Voltaire: „Im Juny wird jene große Versammlung, ihre Sitzungen an-

fangen und uns sagen, was ihr, der Instruktion wegen eines neuen Gesetzbuches, fehlt; worauf man Gesetze ausarbeiten soll, welche die Menschheit, wie ich hoffe, nicht mißbilligen wird.“ Und in einem andern Schreiben vom 29. May sagt Sie: „Jene Gesetze, wovon man so viel spricht, sind noch nicht ausgearbeitet. Stellen Sie sich vor, daß diese Gesetze Europa und Asien dienen sollen. Was für ein Unterschied zwischen Klima, Leuten, Gewohnheiten, ja sogar Ideen findet in diesen Welttheilen Statt? Dessen ungeachtet muß man ihnen ein Kleid machen, das für sie alle paßt. Beynabe möchte ich sagen, daß eine Welt zu erschaffen, zu vereinigen und zu erhalten ist.“

— Hierauf antwortete Voltaire den 29sten Jan. 1768: „Man sagt, daß ein Greis, Namens Simeon, wie er ein kleines Kind sah, im Taumel der Freude rief: Nun lässest Du Deinen Diener in Friede fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen. Er erblickte in der Ferne alles das, was das kleine Knäblein thun würde. Ich, der ich weder Jude noch Prophet, aber eben so alt, als Simeon bin, würde 1700 nie er-

rathen haben, daß eines Tages die Vernunft, die dem R— eben so unbekannt ist, als dem Kollegium der Kardinäle, nach Moskau kommen, und daß diese in ihrem großen Saal Abgötter, Muselmänner, Griechen, Lateiner und Lutheraner versammeln, und aus ihnen allen Kinder machen würde. Diese Siegerin Vernunft ist mein Heiland.“ —

Voltaire schrieb den 17ten Oktober 1769 an die Kaiserin: „Man sagt mir, unter der türkischen Armee befänden sich Franzosen. Das will ich nicht glauben. Ich mag über meine Landsleute keine Beschwerden zu führen haben; inzwischen habe ich einen Obristen gekannt, der in Korsika gedient, und die Lust bekam, die Rosschweife zu sehen. Ich beschämte ihn darüber, und stellte ihm vor, wie wenig christlich ein solcher Gelust sey; zeigte ihm, wie weit das neue Testament den Koran überträfe, vor allen Dingen aber sagte ich ihm: Es wäre ein Verbrechen der beleidigten französischen Galanterie, um garstiger Leute willen, die die Leute einsperren, gegen die Heldin unserer Zeit zu

kämpfen. Seit der Zeit habe ich nichts mehr von diesem Manne gehört. Ist er aber Ihr Gefangener, so bitte ich Ihre Kaiserl. Majestät unterthänig, daß Sie ihm befehlen, in mein kleines Schloß zu kommen, daselbst Buße zu thun, meinem Te Deum beizuwohnen, und mit lauter Stimme zu erklären: Daß die Mustapha's nicht werth sind, Ihnen die Schuhriemen aufzulösen."

„Ich habe noch eine andere Gnade von Ihnen zu erbitten,“ schreibt Voltaire den 10ten März 1770, „die, daß Sie die Vollendung dieser beyden großen Werke — die Endigung des Gesetzbuchs und die Vertilgung der Türken aus Europa — zu beschleunigen geruhen, damit ich das Vergnügen habe, davon mit Peter dem Großen zu sprechen, dem ich bald in der andern Welt meine Aufwartung machen werde.“

Die Kaiserin sagt in einem Schreiben vom 20sten August 1770: „Jetzt führe ich bey nahe seit zwey Jahren Krieg, und sehe,

daß man sich an Alles gewöhnt. Der Krieg hat wirklich sehr gute Augenblicke. Einen großen Fehler finde ich an ihm, den — daß man seinen Nächsten nicht so liebt, als wie sich selbst.“

Unterm 18ten Oktober 1770 schreibt Sie: „Sie werden sagen, mein Herr, daß ich seit dem guten Erfolg in diesem Feldzuge ein sehr hohes Nir annehme; das kommt aber daher, daß Europa, seit ich Glück habe, vielen Geist bey mir antrifft. Gleichwohl nimmt man im 40sten Jahr nicht zu an Geist und Schönheit vor dem Herrn.“

Die Kaiserin hatte Voltaire geschrieben, daß zu Moskau heftige und pestartige Krankheiten herrschten und viele Leute weggrafften. Den 12ten November 1771 antwortete er: „Man spricht von einem gänzlichen Mangel an Lebensmitteln, der sich auf Ihrer Flotte hervor thut. Das wäre zu viel, mit einennmale die drey Gnadenbezeugungen des Himmels zu erhalten, worunter der Prophet

Gad, Ihrem Kollegen David, sich eine zu wählen gebot, weil er das Volk in seiner Provinz hatte zählen lassen.“

Auf die Nachricht, daß der Pöbel zu Moskau, aus Fanatismus, den Erzbischoff Ambrosius ermordet, schrieb Voltaire den 15ten November 1771: „Ich bin überzeugt, daß seit dem Tode des Sohnes der heiligen Jungfrau fast kein Tag vergangen ist, wo man nicht auf sein Conto gemeuchelmordet hat; und was die Ermordungen in voller Schlachtordnung anlangt, wozu der Sohn und die Mutter zum Vorwand gedient haben, so ist deren eine große Menge, und sie sind zu bekannt.“

In demselben Briefe sagt er an einem andern Orte: „Die gedruckten Unwahrheiten, die täglich in Betreff Ihres Reichs einlaufen, geben deutlich zu erkennen, wie ehemals die Geschichte geschrieben wurde. Wenn dem Könige von Egypten ein Duzend Pferde umfielen, sagte man: Der Würgenz-

gel wäre gekommen, und habe alles Vieh im Lande getödtet.“

An einer andern Stelle dieses Briefes sagt er: „Darüber, daß Elephantengerippe im nördlichen Sibirien gefunden worden sind, bin ich, wie ich nicht bergen mag, in nicht geringes Erstaunen gerathen. Ich glaube mit Mühe an fossilisches Elfenbein, und eben so schwer wird es mir, an wahre Elephantenzähne zu glauben, die 30 Fuß tief unter dem Eise vergraben liegen; aber ich halte die Natur für fähig, alles zu leisten, und es könnte wohl seyn — wenn man mit Ehrerbietung Auslegungen machte — daß der Adam, der Ebräer, den sie ehemals nur allein kannten, von sehr frischem Datum wäre. Sechstausend Jahre sind in der That nur herzlich wenig.“

„Ich sehe wohl, Allergnädigste Frau,“ sagte er unterm 6ten März 1772, „daß Sie keine Bilderstürmerin sind. Es giebt ein Portrait in der Welt, das ich allen vor-

ziehe; ich legte es auf meine Brust, als ich zu sterben glaubte, und ich bilde mir ein, daß dieses Linderungsmittel mir noch einziges Leben erhalten hat.“

„Auch hoffe ich,“ schreibt er den 31sten July 1772, „daß Sie unsre junge Schwindköpfe von Franzosen, die in Polen waren, wo sie gar nichts zu schaffen hatten, nicht die Reise nach Sibirien haben machen lassen. Da diese Leute so gerne reisen, so hätten sie nach Petersburg gehen sollen, um Sie zu bewundern; dies wäre weit vernünftiger gewesen. Ich meiner Seits, ich würde es so machen, wenn ich nicht 80 Jahr zählte. — Unsre liebe Frau zu Czestochow (ein Marienbild in Polen) schätze ich sehr; aber ich würde bey meiner Wallfahrt unsrer lieben Frau zu Petersburg den Vorzug geben haben.“

Unterm 13ten Februar 1773 sagt er: „Ich begnüge mich jetzt an dem frohen Anblick, daß die Dissidenten, für die ich mich so sehr interessirt hatte, endlich ihren Pro-

zeß gewonnen haben. Bald, hoffe ich sogar, sollen die Sozinianer in Litthauen öffentliche gottesdienstliche Zusammenkünfte halten, wo Gott der Vater mit Niemandem mehr den Thron theilen wird. Es ist sehr drollig, daß die Juden, die das Wort gekreuziget haben, so viele Synagogen bey den Polen besitzen, und daß diejenigen, die mit dem römischen Hofe über das Wort verschiedener Meynung sind, nicht haben, wo sie ihr Haupt hinlegen können.“

Voltaire schreibt unterm 20sten August 1773: „Vor einem Monat glaubte ich nicht, die Welt, die Sie in Erstaunen setzen, noch länger zu bewohnen. Ich werde schlechterdings bald in den Staub zurücksinken, aus dem ich hervorgegangen bin.“

Ein anderes von demselben Jahre schließt er also: „Sonach begnüge ich mich, die Hände gegen den Stern des Nordens aufzuheben. Ich bin von der Religion der Sabaer; sie beten einen Stern an.“

„Mehr denn ein Franzos,“ sagt er den 1sten Nov. 1773, „ist für Ihren Ruhm enthusiastisch eingenommen. Gibt es ja einige unter dieser Nation, die für Mustapha sind, so erdreuste ich mich, zu glauben, daß diejenigen, welche die heilige Katharina verehren, wohl die aufwiegen, welche sich als gute Türken zeigen.“

In eben diesem Briefe: „Peter, der Eremit, steckte eben so voller Schimäre, als ich, und gleichwohl reussirte er; aber man muß auch erwägen, daß er Mönch war; Gottes Gnade wohnte ihm bey, und mir fehlt sie ganz und gar. Begünstigt mich aber die Gnade nicht, so thut dieß wenigstens die Vernunft.“

Den 2ten Febr. 1774 schreibt er: „Ich bitte das erste Buch Moses um: Vergebung; aber ich war immer der Meynung, daß fünf- bis sechstausend Jahre erforderlich gewesen sind, ehe die jüdische Heerde lesen und schreiben gelernt hat.“

„Ein sehr guter Maler,“ sagt er den 28sten Juni 1774, „Namens Barrat, kommt zu mir. Er findet mich schreibend vor Ihrem Portrait, malt mich in der Attitüde, und hat die Kühnheit, diese Phantasie zu den Füßen Ihrer Kaiserlichen Majestät legen zu wollen; er läßt sie mit einem Rahm einfassen und abgehen. Ich kenne keinen andern Fehler an ihm, als seine Verwegenheit, Ihre Kaiserl. Majestät zum Zeugen seiner Talente zu nehmen. Vielleicht haben Sie die Nachsicht, dies Gemälde in irgend einem Winkel aufzuhängen, und im Vorbeygehen zu sagen: Das ist der, der mich um mein Selbstwillen anbetet, wie die Quintisten den lieben Gott.“

V.

Historische Uebersicht Portugals.

Die Länder, welche heutiges Tages Portugal bilden, waren im Alterthum von drey verschiedenen Nationen bewohnt. Die Lusit-

tanier, die, so wie die Aquitanier des alten Galliens, von Iberischer Abkunft gewesen zu seyn scheinen, bewohnten die zwischen dem Douro und dem Tagus liegenden Länder. Die Gallacier, welche Strabo bald mit den Lusitaniern vermischt, bald von ihnen unterscheidet, wohnten nördlich des Flusses Douro, und endlich die Celtiker, welche höchst wahrscheinlich eine Kolonie der Gallischen Celten waren, und hier die beyden Ufer des Anas, das Guadiana der Neuern, im Besiz hatten. Herodot spricht auch noch von einem sehr alten Volk, das er Cynesiz nennt, und dessen Wohnsiz er in der Nachbarschaft der Celten, am äußersten Ende Europas, andeutet. Man sollte glauben, ihren Namen in dem Worte Cuncus wieder zu finden; eine Benennung, womit die römischen Geschichtschreiber nicht allein das Cap St. Vincent, sondern auch die äußerste westliche Spitze der Provinz Algarvien belegten.

Artemidor, der von Strabo citirte griechische Reisende, meldet, daß er auf diesem berühmten Vorgebirge Denkmäler gesehen, die uns fast mit Gewißheit celtische zu

seyn scheinen. Dies waren Steine, so künstlich auf einander gelegt, daß die geringste Anstrengung hinreichend war, ihnen eine andere Richtung zu geben, sie bald nach einer Seite, bald nach der andern hinzuschieben, ohne daß sie ihr Gleichgewicht verloren. An diese Art Steinhausen war es, daß die celtischen Stämme ihre Gebete richteten. Die Lusitanier hingegen brachten den Göttern große Opfer, nach dem Beyspiel der Griechen, von welchen sie, nach dem Zeugniß Strabo's, mehrere Gebräuche angenommen hatten. Auch Herodot bemerkt, daß griechische Kolonien sich auf den westlichen Küsten Spaniens niedergelassen hätten.

Aber weder diese Griechen, noch die Phönicië, haben die Kultur dieses Landes sehr befördert. Bevor die römischen Waffen hier eindrangen, wurden von den Lusitanern der Ackerbau, die Bearbeitung ihrer Berggruben, und überhaupt alle Arten von Industrie, wozu sie die Fruchtbarkeit ihres Bodens einlud, vernachlässigt, sogar verachtet. Sie lebten unter einander in beständigen Kriegen, die wenig anders als Raubzüge waren.

Bekriegten sie sich nicht einander selbst, so griffen sie ihre Nachbarn an, und plünderten sie. Sie waren leicht bewaffnet, und daher vorzüglich geschickt, Hinterhalte zu bilden, und durch diese ihre Gegner zu besiegen. In Gefechten zogen sie den Tod der Schande vor, ihre Waffen hinzugeben. Ihre Körper, sagt Trogus Pompeius, waren eben so vorbereitet, Mangel zu leiden und alles zu entbehren, als ihr Geist zum Tode vorbereitet war. Einige Völkerschaften Lusitaniens nahmen, nach dem Zeugniß Appian's, ihre Weiber mit in den Krieg, und führten sie selbst in Gefechten, wo diese wilde Kriegerinnen bald so furchtbar wurden, wie es ihre Männer waren.

Die Lusitanier kleideten sich gewöhnlich schwarz, und dieser Gebrauch, der, wie man versichert, bey allen Iberiern Sitte war, hat sich bis auf unsre Zeiten unter den Bewohnern der spanischen Halbinsel erhalten. Die Kleidungen von verschiedenen Farben, die bey den Celten so beliebt waren, wurden bey den Lusitaniern allein dem weiblichen Geschlechte vorbehalten. Es scheint, daß sie auch den Gebrauch der Wannen und

der Dampfbäder gekannt haben, wie sie bey den Russen üblich sind. Einige ihrer Stämme hatten den größten Theil des Jahrs keine andere Nahrung, als aus Eicheln gemachtes Mehl. Ihr gewöhnliches Getränke war eine Art Bier; jedoch machten sie auch Wein, dessen Gebrauch aber auf ihre Familienfeste, oder vielmehr auf ihre Nationalfeste eingeschränkt war.

Der wilden Tapferkeit der Lusitanier war es allein zuzuschreiben, daß sie und die Numantner die letzten aller iberischen Völker waren, welche unter das Joch der Römer fielen. Der tapfere Viriathus vereinigte ganz Lusitanien unter seinen Fahnen und erkämpfte mehrere große Siege über die Römer, welches die römischen Geschichtschreiber selbst bezeugen. Die portugiesischen Antiquare behaupten sogar, daß zu Evora und auch an einigen andern Orten, noch Inschriften und Denkmäler vorhanden sind, die sich auf die Thaten des Viriathus beziehen. Dieser Held fiel unter dem Eisen eines Verräthers.

Lusitanien behielt beständig einen Geist

der Unabhängigkeit, dessen sich einer der größten Römer, der unglückliche Sertorius, geschickt bediente, um auf der spanischen Halbinsel einen unabhängigen Staat zu errichten. Hätte er länger gelebt, so wäre wahrscheinlich Roms Schicksal, ja vielleicht das Schicksal der Welt verändert worden. Sertorius führte in Lusitanien das Studium der Wissenschaften, der schönen Künste, und sowohl der griechischen, als der lateinischen Sprache ein. Die Consular-
Provinz wurde endlich, nächst der Betischen, die blühendste in ganz Spanien; besonders hatte sie dem vorzüglichen Wohlwollen des Kaisers Trajan viel zu verdanken.

Im fünften Jahrhundert wurde Lusitanien großentheils von den Sueven erobert, ein aus Germanien hervorgegangenes Volk, das hier seine Wanderungen endigte. Im Jahr 584 wurde ihr Reich ein Raub der Visigothen; als diese wieder im Jahr 712 von den Mauren vertrieben wurden, so fiel ganz Lusitanien unter die Gewalt dieser Eroberer.

Die Könige von Leon und von Castilien

verdrängten die Mauren nach und nach bis jenseits des Douro. Alphonsus VI., König von Castilien, gab im Jahr 1109 an Heinrich, Herzog von Burgund und Abkömmling von Hugo Capet, seine Tochter Theresia, zugleich mit dem Besizthum der zwischen dem Minho und Douro liegenden Länder, und dies ausdrücklich als eine Belohnung der großen Dienste, die dieser Fürst ihm gegen die Ungläubigen geleistet hatte. Heinrich nahm den Titel eines Grafen von Portugal an, wahrscheinlich von der Stadt Porto, die man damals Porto Cale nannte. Sein Sohn, Alphonsus I., erweiterte sein Gebiet durch Eroberungen und nahm den Königstitel an, den die Beherrscher von Castilien ihm wohl streitig machten, den aber der Pabst bestätigte. Alphonsus III. eroberte Algarvien im Jahr 1249; eine Epoche, seit welcher Portugal, mit geringer Veränderung, die nämlichen Grenzen behalten hat. Dionysius war ein großer König; zwar räunte er dem Pabst vielleicht zu viel ein, allein er stellte die Kultur und die Industrie in dem ganzen Umfang seiner Staaten wieder her.

Im Jahr 1383, bey dem Tode des Königs Ferdinand, gieng der rechtmäßige männliche Stamm Heinrich I. aus. Die Portugiesen, die sich dem Könige von Castilien, der eine portugiesische Prinzessin zur Frau hatte, nicht unterwerfen wollten, gaben die Krone an Johann I., einen natürlichen Sohn des letzten Königs. Dieser Fürst gründete eine Dynastie, die Portugal eine Reihe achtungswürdiger Könige gegeben hat. Unter der Regierung Johann I. fieng Prinz Heinrich, der den Beynamen der Seefahrer erhielt, die Entdeckungen auf der westlichen Küste von Afrika an, deren Kunde seit den Reisen der Phönicier verloren gegangen war. Diese Entdeckungen wurden unter Eduard I., Alphonsus V. und Johann II. fortgesetzt. Der letztere zog daraus sehr große Handelsvortheile. Unter Emanuel dem Großen erreichte Portugal den Gipfel seines Ruhms und seines Glücks.

Im Jahr 1498 öffnete Vasco de Gama, durch die Fahrt jenseit des Vorgebirges der guten Hoffnung, den Weg nach Ost-

indien. Zwen Jahre nachher entdeckte Cabral Brasilien; aber gerade in dieser Epoche verlor Emanuel seine Gemahlin Isabella, Prinzessin von Castilien und Arragonien, so wie auch seinen Sohn Michael. Dieser Streich des Schicksals vernichtete die Hoffnungen, die Emanuel so lange genährt hatte, alle Kronen der Halbinsel Spanien mit seiner Famile zu vereinigen.

Indessen erhielt sich das Glück Portugal's unter der Regierung Johann III. Albuquerque, Castro und Menezes gründeten durch eine Folge von Siegen die portugiesische Herrschaft in Indien und füllten den Lagus mit den Reichthümern Asiens. Diesem Glücke aber wurde durch die ausschweifenden Entwürfe Sebastian I. Grenzen gesetzt. Dieser Fürst war Karl der XII. Portugal's. Durch seine beabsichtigte Eroberung von Marocco verlor er ein Erbkönigreich, und nachdem er gesehen hatte, wie seine Armee von den Afrikanern niedergemacht wurde, verschwand er — nach dem Ausdruck des geachteten portugiesischen Geschichtschreibers Barbosa Machado —

„und ließ die Nachwelt über sein Leben oder seinen Tod in Ungewißheit.“ — Dieser Meinung sind auch Almeyda, Fario de Souza und überhaupt die besten Geschichtschreiber Portugal's; auch hat sie die Königl. historische Akademie zu Lissabon angenommen. Man hat sogar bis zu den Zeiten des Ministers Pombal eine Sekte von Schwärmern gesehen, die Sebastians Wiederkehr erwarteten; auch haben diese Sebastianiten in vorigen Zeiten wiederholt politische Unruhen erregt. Es traten auch mehrere Individuen unter dem Namen Sebastian auf, allein es glückte keinem sich zum Herrn von Portugal zu machen.

Dieses Land blieb sechsßzig Jahre lang unter spanischer Herrschaft. Dies war die Epoche, wo die Eroberungen der Vasco de Gama und der Albuquerque verloren giengen. Auch hätten die Holländer, ohne ihre Eifersucht auf dem braven Moriz von Nassau, damals gewiß Brasilien erobert.

Im Jahr 1640 setzte die Nation Johann VI., Herzog von Braganza auf den

portugiesischen Thron. Diese Revolution und die darauf folgenden historischen Ereignisse sind bekannt genug.

Im Jahr 1703 trat Portugal mit England in eine enge Verbindung, und obgleich es durch diese Verbindung nicht die Früchte erndtete, welche es sich davon versprach, so ist es doch diesem Bunde seither treu geblieben, mit Ausnahme der Jahre, wo der Marquis von Pombal die höchste Gewalt im Staat hatte.

Dieser Minister, der mit großen, tief eindringenden Regierungs-Ideen, einen starken, heftigen Charakter vereinigte, unternahm es, die zahlreichen Misbräuche abzuschaffen, die in den beiden letzten Jahrhunderten die Portugiesen verhindert haben, ihren alten Rang unter den europäischen Nationen wieder einzunehmen. Der gar zu große Einfluß der Clerisey; der Mangel an Aufklärung; die gänzliche Nichtigkeit der National-Industrie; die Unordnung in der Justizverwaltung; der weit getriebene Luxus des Hofes; alle diese Staatsübel wurden von dem kühnen

Reformator zugleich angegriffen; aber nach dem Tode des Königs Joseph gewann das alte System der Trägheit und der Unordnung wieder die Oberhand. Die Königin Maria, die seit dem Jahre 1777 also nunmehr 30 Jahre auf dem portugiesischen Thron sitzt, hat in der letzten Hälfte ihrer Regierung, die unbeschränkte Ausübung der Königl. Gewalt, ihrem Sohn, dem gegenwärtigen Prinzen von Brasilien, übertragen.

So war Portugal's Lage am Schlusse des Jahrs 1807. Ein großer Mann, der in die Fußstapfen eines Viriathus, Sertorius, Dionysius, Emanuel und Pomбал träte, würde noch jetzt den Stoff zu einer mächtigen Monarchie in Portugal finden.

VI.

Ueber die Schiffahrt und dem Handel auf dem schwarzen Meere.

Ein böser Genius führte die Saracenen über den Hellespont, auf daß durch die Geißel

ihrer barbarisch=despotischen Verfassung in dem schönsten Erdstrich der Erde, in dem ehemaligen Sitz der Musen, der Künste, des Geschmacks, des Schönen, mit einem Wort, in Griechenland alles vernichtet würde, was je der menschliche Verstand Herrliches erzeugte. Die Vernunft mußte hier der Thorheit und dem Unsinn weichen, die Kunst dem elendesten Firtelanz, die Tempel den Moscheen. Da, wo Solon und Lykurg ihre Gesetztafeln aufgestellt, da, wo sie Staaten gebildet hatten, die auf die Tugend und auf die Ehre begründet waren, da errichteten Schwächlinge ihre Harems, und füllten sie mit Eunuchen; da, wo sonst die Gerechtigkeit thronte, wurde der Strick aufgehängt, um jeden damit zu erdroffeln, der dem ekelhaften Speichel eines entnervten Despoten und seiner entmannten Knechte nicht begierig auslecken wollte. Da, wo sonst die Aussprüche der Weisheit die Griechen zur Tugend, die feurigen Reden der hochherzigen Männer das Volk zum Patriotismus aufmunterte, da wurden jetzt dem schwelgenden Türken Opiate gereicht, um seinen schon verwesenen Körper völlig aufzulösen. Auch

das ruhige schwarze Meer verschlossen die Osmanen jedem Fremden, nur ihnen allein war es offen.

Der große Schöpfer der russischen Größe, Peter, der kraftvolle gewaltige Kaiser, von der Gottheit selbst auf den Thron gesetzt, entwarf zuerst den Plan, Griechenland, vorläufig Taurien, von der Geißel der Türken zu befreien, die Pforten des schwarzen Meers zu eröffnen und Europa wieder Theil nehmen zu lassen an den schönen Produkten, die der milde Boden, der seine Küsten bildet, erzeugte. Aber erst seiner großen Nachfolgerin, der unsterblichen Kaiserin Katharina II., war es aufbehalten das zu vollenden, was er begann; sie bildete seine Ideen aus und gab ihnen Wirklichkeit. Bis zum Frieden, den Katharina zu Kutschuk Kainardschi mit den Türken schloß, hatte Rußland weder die Freyheit, das schwarze Meer zu befahren, noch war es in Besitz eines Hafens an denselben. Vermöge jenes Friedenstraktats erkannte die Pforte die Unabhängigkeit der krimmischen Tartaren, und verstattete den Russen die Freyheit, alle

türkische Gewässer zu befahren, und durch die Dardanellen zu gehen. Sie setzte die Kaiserin in den Besitz von Asow und Taganrog, der drei Festungen Kinburn, Kertsch und Jenikale, und eines großen Strich Landes zwischen dem Bug und Dnepr.

Dadurch wurde der Grund zur Wiedereröffnung eines Handelskanals gemacht, der ehemals einer der wichtigsten und die Quelle des Reichthums der Venetianer und Genueser gewesen war. Jetzt konnten Rußlands südliche Provinzen ihren Produkten eine Ausfuhr verschaffen, und einen Transitohandel mit denen von Persien anfangen. Jetzt wurde nur Anstrengung erfordert, diese Freiheit zu benutzen.

Das erste, was geschah, um den Handel auf dem schwarzen Meer ins Daseyn zu rufen, war die Schiffbarmachung des Dons und Dneprs, damit sie die rohen Produkte des südlichen Rußlands dahin führen möchten. Allein diesem Projekt setzten sich mächtige Hindernisse entgegen, die die Natur selbst durch die Unfahrbarkeit jener Flüsse

an ihren Mündungen hervorgebracht hätte, und die in der Wildheit der Saporoger Kosaken bestanden, welche die reisenden Kaufleute und Waarentransporte zu Lande und zu Wasser plünderten. Im Jahr 1775 zwang aber die Kaiserin sie zum Gehorsam.

Ähnliche Hindernisse entstanden wegen der Häfen. Asow, ehemals der Stapelplatz der Griechen, das Depot für Genua's Waaren, war jetzt ein elender Ort, im Sande versunken, den der Don herbeiführte; er war hier so seicht geworden, daß er nur mit Rähnen befahren werden konnte. Besser war Taganrog; obschon 35 Werste von der Mündung des Dons entfernt, hatte es doch einen geräumigen sichern Hafen, und schöne feuerfeste Gebäude, statt daß das ehemals glänzende Asow dem Fremden nur elende Baracken darbot. Kertsch und Jenikale deckten bloß den Eingang aus dem schwarzen ins asowsche Meer, und dienten als Niederlagsstädte, da auf beiden verschiedene Fahrzeuge gebraucht wurden. Der einzige Hafen am schwarzen Meere, Kinburn am Liman des Dniepers, Dtschakow gegen

über, hat einen schlechten mit wechselnden Sandbänken angefüllten Ankergrund.

Alle diese Hindernisse besiegte Katharina. Sie ließ durch einen Aufwand von Millionen die Kanäle des schwarzen und asowschen Meers reinigen, schuf Stapel- und Ankerplätze, erbaute auf eigene Kosten Kauffarthenschiffe, legte in kurzer Zeit eine neue Handelsstadt (Cherson) an, zog durch große Begünstigungen die reichen Kaufleute fremder Nationen dahin, und sah binnen kurzem ihre neue Schöpfung von 10,000 Einwohnern besetzt. Die Kaiserin gieng noch weiter. Obgleich für Rußland durch den Frieden von Kutschuck Rainardschi so viel gewonnen war, so sehr auch die Kaiserin auf den schnellen Wachsthum des neuen Handels hinwirkte, so blieb er doch immer in seiner Kindheit. Jetzt erst, als der Chan der Krimm seine Souveränität an Rußland gegen eine Pension abtrat, und dieser Staat dem russischen Reiche einverleibt wurde, jetzt erhob sich der Handel einigermaßen.

Dieser Einverleibung folgte nun unmit-

telbar ein Handelstraktat mit der Pforte, wodurch dem russischen Handel die größten Privilegia ertheilt wurden. Durch den mit der Pforte abgeschlossenen Handelstraktat wurde Rußland in Rücksicht der Zollabgaben von den Türken gegen andere Nationen sehr begünstigt. Durch die Eroberung der Krimm erhielt Rußland am schwarzen Meer noch acht Häfen, unter denen Eupatoria, Theodosia und Sebastopol bald merkwürdig wurden.

Jetzt wurden die Häfen des schwarzen Meers allen Nationen eröffnet, und Katharina machte diese Verfügung der Welt unterm 10. Junius 1783 bekannt. Sie schloß mit mehreren Staaten Commerztraktaten, worin sie ihren Handlungsschiffen im schwarzen Meere große Zollbegünstigungen verlieh. Mit Frankreich geschah dies den 31. Decbr. 1786. In Frankreich wurden den russischen aus dem schwarzen Meere kommenden Schiffen Toulon und Marseille ausschließend angewiesen, und ihre Frachten von der 30 pr. Ct. Auflage befreit, welche alle Artikel aus der Levante damals zahlen mußten.

Es waren von der Verbindung mit Frankreich außerordentliche Vortheile für den Handel auf dem schwarzen Meere zu erwarten, da die Lage dieses Staats am mittelländischen Meere und sein Handel nach der Levante die glänzendsten Aussichten versprachen. Auch war es von jeher der Wunsch der franz. Nation, eine solche direkte Handelsverbindung mit Rußland einzugehen; allein so lange die Türken noch immer die Dardanellen verschlossen hielten und durch den engl. Einfluß Frankreichs Handel erschwert, war an eine solide Verbindung nicht zu denken. Endlich erschien der günstige Zeitpunkt. Der Friede zwischen der Pforte und Rußland, zu Jassy den 29. Dec. 1791 geschlossen, gewährte endlich den russif. Schiffen die freye und unbedingte Durchfahrt durch den Kanal von Konstantinopel, verschafte Rußland den ganzen Landstrich zwischen dem Dnepr und Dnestr, und die neuen Acquisitionen in dem aufgelösten Polen begünstigten den Handel auf dem schwarzen Meere noch mehr wie vorher. Es kamen den Häfen daselbst noch Dtschakow und Dbessa hinzu, und diese letztere Stadt,

durch die Kaiserin neu erbaut, wurde der Haupthandelsplatz am schwarzen Meere.

Wie sehr sich der Handel nach Odessa unter Kaiser Paul sowohl als unter Alexander, bis zu dem neuesten Kriegsbereigniß der Pforte mit Rußland im Jahr 1807, gehoben hat, ist allgemein bekannt. Allein noch immer sind die Türken Herren der Dardanellen und haben auß neue allen Schiffen den Durchgang aus dem schwarzen ins mittelländische Meer, den Kanal von Konstantinopel, verschlossen. So lange dies Hinderniß nicht ernstlich gehoben wird, so lange wird der Handel in Odessa mit vielen Hindernissen zu kämpfen haben. Vielleicht darf von dem guten Einverständnisse Napoleons und Alexanders Rußland alles hoffen. Eine Handlungsverbindung zwischen diesen beyden mächtigen Staaten ist für den Handel des einen als des andern gleich vortheilhaft. Frankreich hat bis nach Konstantinopel hin alle Häfen Italiens im Besiz; es liegt nichts als die Deffnung des Kanals zum schwarzen Meere im Wege: ist dieser gereiniget, so bieten beyde Natio-

nen sich die Hände, und Rußland findet ein Debouche' für seine rohen Produkte, Frankreich für die seines Kunstfleißes.

Rußland muß alles daran gelegen seyn, daß Frankreich seine Marine wieder herstellt, daß es Kolonien und Handel erhält, daß der Einfluß der Engländer auf dem schwarzen Meere unschädlich gemacht werde, und folglich alle Flaggen handelnder Nationen in den südlichen Häfen Rußlands wehen. — Möchte doch ein baldiger, allgemeiner Friede diese patriotischen Wünsche eines treuen Unterthans des Kaiser Alexanders realisiren!

VII.

N i c h t s.

Daß die Welt aus Nichts geschaffen worden ist, können viele Leute gar nicht glauben, und es gehört doch nur halbe Aufmerksamkeit dazu, um zu bemerken, wie täglich

das liebe Nichts gar große Dinge thut, wie
 Schicksale verändert, wichtige Momente her-
 beygeführt und Reputationen gegründet wer-
 den, die so fest stehen, wie die Welt, weil
 sie wie die ganze Welt auf Nichts ruhn.
 Was hilft die Weisheit vergangener Jahr-
 hunderte, das Studium aller Wissenschaften,
 und der unermüdetste Fleiß, wenn nicht das
 wunderthätige Nichts hinzukömmt, und dich
 in die Welt einführt? Wohl mag es Talen-
 te geben, welche die Menschen den Göttern
 nahe bringen; aber es giebt nur eins, wel-
 ches dich bey Menschen beliebt macht und
 dich zum Glanz in der Welt führt — das
 Talent von Nichts zu sprechen. Sieh diese
 jungen Leute, innerhalb den Ringmauern
 ihrer Stadt gelten sie unglaublich viel. Wo-
 von sprechen sie? von Nichts! Worüber
 lächeln sie? über Nichts! Was haben sie
 im Kopfe? Nichts! — Glückliche Welt, die
 mit so Wenigem zufrieden ist! —

VIII.

A n e k d o t e.

In einem alten französischen Trauerspiele, die Macabäer, spielte der berühmte Schauspieler, Baron, hoch in die sechzig, noch die Rolle des jungen Misaels. Ein Spötter machte darüber folgendes Epigramm:

Et le viellard Baron, pour l'honneur d'Israël,
 Fait le rôle enfantin du jeune Misaël,
 Et pour rendre la scene exacte,
 Il se fait raser à chaque Acte.

U e b e r s e t z u n g.

Zu deinen Ehren, Israel,
 Spielt dieser alte Mann den jungen Misael,
 Und, desto täuschender die Rolle durchzuführen,
 Läßt er sich jeden Akt rasiren.

Nordisches Archiv.

Monat März 1808.

I.

Beiträge zur Kenntniß des Kirgisienlandes
und einiger angrenzenden Länder.

(Beschluß.)

Uebersetzung aus dem Tagebuche des gewesenen Zongalischen Lama Chamba-Bandida Saigi, der 1741 und 1750 wegen eines, die Kirchenverordnung betreffenden, Entwurfs in Petersburg als Deputirter war. Er reiste von der tschächtischen Grenz

ze durch das chinesische Reich, um sich Kenntnisse zu erwerben und seine Religion zu verherrlichen, in das tibetische Gebiet zu dem großen und berühmten D a l a i L a m a, und merkte den Abstand von einem Orte zum andern, und alles was er auf seiner Reise sah und hörte, an.

Von der tsächtischen Grenze aus durch die Mongolei bis zur Stadt Peking reiste er einen Monat, und von Peking gegen Westen bis in die Mitte der chinesischen Wohnplätze zu dem Volke Andu genannt, welches eine Entfernung von dreymonatlicher Pferdereise ist. Dieses Volk zahlt dem Bogdochan keine Abgaben, wird aber zu seinen Unterthanen gerechnet, ist arm an Vieh, und nährt sich meistens von dem Ackerbau. Es steht unter verschiedenen Gerichtsbarkeiten, und jede hat eine beträchtliche Anzahl Menschen unter sich. Verschiedene Verwalter haben die Aufsicht über sie. Ihre Religion ist die tibetische. Sie verehren die Gottheit in mehrern Tempeln und Klöstern. Im großen Kloster sind 1 bis 3000 Lama's, im mittlern 3 bis 600 und im kleinern 50 bis

150 Lama's. Die Tempel sind von Ziegelsteinen erbaut, und die übrigen Gebäude nur mit Lehm beworfen.

Von dem Anduischen Volke gegen Westen zu über eine wüste Gegend bis zu der äußersten Ansiedelung des tibetischen Volks dauerte die Reise des Wandida's drey Monate, und von dort kam er innerhalb zehn Tagen zum Dalai Lama. Der Ort heißt das saonskische Gebiet, wo auch noch jetzt die Ausbreitung des Glaubens Statt findet, und wo auch Bücher geschrieben werden. Man verehrt daselbst einen Gott unter dem Namen Soo Schigemuni, welcher aus Kupfer gemacht und vergoldet ist. Seine sitzende Gestalt ist von der Größe eines aufrecht sitzenden Menschen. Auch giebt es daselbst noch eine Menge Götter von menschlicher und übermenschlicher Größe. Ein dasiger drey Stockwerk hoher Tempel, hat ein kupfernes vergoldetes Dach. Auf vier Seiten des Dachs sind Lusthäuser angebracht und wie man sagt, sollen sich daselbst über 300 kleine und große Tempel und Klöster befinden.

Dhngefähr eine halbe Werst von dem soonskischen Kloster, ist auf einem kleinen Berge ein sehr großes geräumiges Haus von Cepobunzsteinen für den Dalai Lama erbaut, welches 99 Zimmer enthält. Sowohl Kirchen, als auch andere Gebäude und gemeine Wohnzimmer sind von denselben Cepobunzsteinen, ohne Ziegel und Holz erbaut.

Dieses tibetische Volk sondert sich in 2 Abtheilungen Uiba und Saiba ab. Der Dalai Lama ist vom Uibaschen und der Bogdo Bonzan, dessen weiterhin erwähnt werden wird, vom Saibaischen Geschlechte.

Im tibetischen Lande heißt das älteste Kloster Bandain Barabon, in welchem bis 7000 Lama's sind; auch befinden sich da sieben Pfarrkirchen. Diese Lama's versammeln sich zuvor in einer Hauptkirche und beten daselbst, alsdann theilen sie sich in mehrere Parrhieen, und gehen nach den Pfarrkirchen, um daselbst ihren Gottesdienst zu verrichten. Ueberdem ist auch noch ein Kloster Geiba genannt, woselbst drey Kirchen

und 3500 Lama's sind. Um das sambuische Kloster sind im ganzen Uibanskiſchen Gebiete vier große Klöſter und zehn Kirchen, wohin ſich täglich alle zum Gebete begeben.

Beym Antritte des neuen Jahres verſammeln ſich alle Lama's im Soo Schigimuniſchen Kloster, woſelbſt ſie 21 Tage und Nächte mit Beten zubringen, und man ſagt, daß in einem Jahre gegen 18000 Lama's in dieſem Kloster geweſen ſind, und gewöhnlich 14 bis 16000 Geiſtliche zum Beten kommen. Zur Zeit ſolcher Zuſammenkünfte werden jährlich alle Nahrungsmittel aus der Kaſſe des Dalai Lama geliefert, und es wird binnen 21 Tagen jeder Perſon zur Mittagszeit 1 Rbl. und alsdann von 50 Kop. bis zu $1\frac{1}{2}$ Kop. aus der nämlichen Kaſſe, ſo wie auch ein Pud Mehl jedem geſieicht.

Der tibetiſche Chan läßt ſeine Bauern Korn ſäen, und nachdem er es von ihnen empfangen, ſo verſorgt er damit monatlich alle in den Klöſtern, Kirchen und Schulen

sich befindlichen Lama's. Die Schüler sind im Lernen sehr fleißig.

Man sagt, daß in vorigen Zeiten der Dalai Lama selbstherrschender Chan der Tibetener gewesen und jetzt Lama geworden sey. Er ist ein Wiedergeborener und Heiliger, und eben wegen dieser Heiligkeit wird er wiedergeboren.

Obgleich die beyden Völker Uiba und Saiba einerley Sprache unter sich haben, so ist sie doch etwas unterschieden.

Von dem saibinskischen Gebiete westlich in einer Entfernung von zehn Tagereisen zu Pferde bis zum Volke Sambu befindet sich der sogenannte Lama Bogdo Bonzan (der Heiligste). Er hat ein großes Kloster Namens Daschi Sumbu, in welchem drey Kirchen und gegen 3000 Lama's sind. Er ist der vorzüglichste Lama im tibetischen Gebiete und selbst älter als der Dalai Lama.

Der tibetische Chan wird vom chinesischen Bogdochan ernannt und unterwarf sich

diesem seit 1771 ohngefähr aus folgender Ursache. Der Sengore Zyren Donduck oder Galdanzären kam mit seinem Heere nach Tibet, bemächtigte sich des Landes, nachdem er vorher seinen Chan gemordet hatte. Der chinesische Bogdochan schickte seine Armee zu den Tibetern, und da dieses Zyren Donduck erfuhr, flüchtete er wieder in seine Gegend, während das chinesische Heer in das Land der Tibetern einrückte und ihnen erklärte, daß es durch sie von den feindlichen Angriffen gerettet sey, und da sie keinen Chan hätten, so müßten sie sich dem Bogdochan unterwerfen. Hierauf wurde einer von den Tibetern zum Anführer gewählt, welches alles der Hauptanführer nach der Zurückkunft der Armee dem chinesischen Regenten umständlich berichtete. Der angezeigte tibetische Anführer wurde hierauf vom Bogdochan im tibetischen Gebiete zum Chan ernannt. Die Tibeten bezahlen bis jetzt dem Bogdochan keine Abgaben, und haben ihre vorigen Rechte und Gesetze behalten.

Der Bogdo Bonzan und der Da=

lai Lama haben einen scharfsinnigen Geist. Viele Leute überreichen ihnen Bittschreiben, aus denen sie sogleich alle Umstände mit ihren Folgen übersehen, und hierauf den Bittenden schriftlich ihre Befehle ertheilen, welchen Gott man anbeten und welche Bücher man lesen soll. Außer diesen Heiligen sind in der Gegend bey den großen Kirchen noch andere große Lama's, die gleichfalls einsichtsvoll sind, und den Supplikanten auf ihre Bittschriften so wie der Bogdo Bonzan und der Dalai Lama antworten. In dem Lande der Tibetern wird die geistliche Lehre immer fortgesetzt, und die Lama's versammeln sich täglich früh des Morgens und um Mittagszeit in den Kirchen zum Gebet.

Der Gegen = Chutukta, der seinen Aufenthalt in Urga oder Kuren hat, wird von den Mongolen vorzüglich verehrt, so daß die mongolischen Fürsten und Laidsi ihm Geschenke von ganzen Familien ihrer Unterthanen machen, die schon jetzt 20,000 Familien betragen. Sie zahlen dem Bogdochan keinen Tribut, werden auch nicht zum

Dienste gebraucht. Man sammelt bloß für den Chutukta und seine Lama's Thee. Zur Zeit der großen Zusammenkunft und des Gottesdienstes versammeln sich in Kuren mehr als 10,000 Lama's. Von reichen Personen erhält er große Geschenke an Silber, Kleidung und Vieh. Im Jahre 1782 brachte ein Laidsi mit einemale 1000 Pferde. Der Gegen-Chutukta ist jetzt neun Jahre alt und aus Tibet gebürtig. Die Mongolen, Tibetern und Tanguten verehren ihn als den lebendigen Gott, und Männer, Weiber und Kinder kommen dahin zum Gebet und zum Empfang des Segens oft 1000 Werste weit. Der Chutukta besitzt große Reichthümer an Silber und andern Sachen, besonders an Vieh, davon eine große Anzahl in verschiedenen Heerden weidet. Er bekümmert sich um alle seine Einrichtungen nicht, auch nicht um die Lage seiner Unterthanen, alles dies besorgt sein erster Lama, Chanisaba genannt. Im Jahre 1772 wurden die Schätze des Chutukta auf 2000 beladenen Kameelen von Kuren nach Tala an den Fluß Kur geschafft.

Die Chubilganen (Wiedergeborenen)

werden im chinesischen Reiche, tibetischen und tangutischen Gebiete, und von den in den äußersten Steppen wohnenden Mongolen sehr hoch geschätzt, und man glaubt, daß ihre Seelen gleich nach ihrem Tode mehrentheils von Reichen und vornehmen Eltern wieder geboren werden. Von dem jungen Chutukta in Kuren zählt man schon die siebente Wiedergeburt. Die Leichen der verstorbenen Chutuktas werden in den Tempeln in silbernen und vergoldeten Kisten aufbewahrt, Niemandem geöffnet und bloß von den Lama's verehrt.

Die vornehmsten Chubilganen sind:

1) Bastschan Endgni, der vom Bogdochan 1780 ehrenvoll nach Peking gerufen wurde, reichliche Geschenke erhielt, aber bald darauf im 44sten Jahre seines Alters an den Pocken starb. Der 6te Sohn des Bogdochans brachte nebst einem Vornehmen die Leiche nach Tibet; auf jeder Station waren 15000 Kameele nöthig, um seine Reichthümer zu transportiren. Der Bogdochan hatte ihm sechsmal Geschenke gemacht, und je-

desmal bestanden diese in 6000 Lan Gold, 6000 Lan Silber und 6000 Stücke Seidenzeug und einer Menge Kleinigkeiten. Jeder der ihn begleitenden 600 Lama's erhielt 150 Lan Silber, 4 Stück Seidenzeug und 10 Kisten Thee. Ein Lan Gold — 16 Lan Silber. Ein Lan Silber $8\frac{1}{2}$ Solotnik oder 170 Ropelen.

2) Dalai Lama, ein Mongole von Geburt, wohnt in Lungut.

3) Dsjaji Gegen=Chutukta in Peking, 60 Jahr alt.

4) Der Kurenische Gegen=Chutukta 1781 aus Tibet nach Kuren gebracht.

Außer diesen Chubilganen giebt es noch mehrere aber weniger geachtete.

Nach dem Tode eines Chubilgane kommen die ältesten Lama's aus der Mongolei zum Dalai Lama und fragen ihn, wo der Verstorbene wiedergeboren sey. Sobald dieser die Wohnung der Eltern des Neugebore-

nen und seinen Namen angegeben hat, so gehen sie mit großen Geschenken dahin ab, lassen ihn noch bis zum siebenten Jahre bei den Eltern, und setzen ihn sodann in die Stelle des Verstorbenen. Der Bodochan schickt ihm eine Standesperson mit Geschenken zur Bestätigung und Glückwünschung zu.

Urgu heißt die herrschaftliche Behausung des Dalai Lama; man begreift darunter zuerst das Zelt desselben, und dann die ganze Ansiedelung des Lama's. Kuren bedeutet eine Verschanzung, weil alle Lamaische Tempel und Zelte mit Pallisaden umzäunt sind.

Die Chinesen nennen ihr Reich deswegen das Mittelreich, weil ihre Monarchie vor alten Zeiten in der Mitte von vier Gewässern errichtet war; denn in Osten, Süden und Westen ist der große Ozean und in Norden der Baykul, oder das Nordmeer. Dieser Name ist aus dem Chinesischen Pe Norden und Chuy Meer entstanden, aus welchen Pechun die Mongolen Baykul, und daraus die Russen Bukkal machten.

Die Chinesen nennen sich nie Chinesen, sondern Mandſu jin, ein Mann des Mittelandes; Tſchingis-Chan nannte ſie Kitat (Knechte), welches noch jetzt bei den Mongolen üblich, aber von den Chinesen für eine Beleidigung geachtet wird, und woher das Ruſſiſche Kitaizi ſtammt. Vor Tſchingis hießen ſie bei den Mongolen Surtſchiti (Starrköpfe), welche Benennung jetzt ganz weggefallen iſt.

In der Soongarei ſind biß an den Irtyſch und Balchaſch Chineſiſche Grenzpoſten eingerichtet, und am Fluſſe Hobdo, wo oft der Schauplatz der blutigſten Kriege mit den Delöten war, eine Feſtung mit einem Oberbefehlshaber (Amban) angelegt, bei welchem ſich die Delötischen Häupter unter dem Vorwande von Ehrenämtern aufhalten müſſen. Die Bucharischen Städte ſind biß Chaſchgar, ſelbſt das nördliche Tibet, Kaſſa und Putala in dieſen Grenzen eingekloſſen und mit Manſchuriſchen Befehlshabern und Beſatzungen verſehen. Der Chineſiſche Hof weiß wohl, welches Unheil die Lama's geſtiftet, und

sucht sich das Oberhaupt der Schigemunischen Religion näher zu versetzen.

II.

Nachricht über den rauchenden Berg der sich
22 Werst südwestlich von Reval befindet.

Die Natur hat, bey Bildung mehr oder weniger großen Erhöhungen auf der Oberfläche der Erde, Berge genannt, in dem Schoße derselben brennbare Mineralien von verschiedener Gattung eingeschlossen, die sich zuweilen wirklich entzünden und aufodern. Die eigentliche Entzündung derselben und die Folgen davon pflegen jedoch verschieden zu seyn. Wird die Hitze von der eigentlichen Gährung der brennbaren Körper erzeugt; befindet sich die Quelle des Feuers tief im Schoße der Erde; hat das Feuer reiche Nahrung; sind die Mittel und Kräfte, welche jene wecken, anhaltend; tragen in sonderheit die durch Zersetzung sich absondernden unterschiedlichen Gasarten einer Seits zur Vermehrung der Wirkungen der

Hitze bey, und bestreben sich andrer Seits in Verbindung mit der gewöhnlichen Luft und den Wasserdämpfen durch ihre Elasticität die Erdrinde zu durchbrechen; so entstehen alsdann feuerspenende Berge, und es thun sich Deffnungen auf, aus denen der Rauch hoch emporsteigt, Asche ausgeworfen wird, und aus denen eine geschmolzene Masse fließt, die unter den Namen Lava bekannt ist. Findet hingegen die Entzündung nur in Schichten von harzigem Schiefer oder in Kohlenflözen, und nicht so sehr von innerer Gährung, als von zufälligen Ursachen Statt: so erzeugt sich alsdann das, was man Erdbbrand nennt, dessen Folgen das Verbrennen dieser Flözen sind.

Zu dieser letztern Gattung gehört der rauchende Berg, der sich 22 Werst südwestlich von Reval befindet, und den ich, von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften auf den Antrag des Herrn Präsidenten derselben, Sr. Excl. Nikolai Nikolaiewitsch Nowosilgow, zu untersuchen gesendet war.

Zum Beweise des Obgesagten, und um einen genauern Begriff von diesem Berge zu ge-

ben, liefere ich hier die Beschreibung desselben nebst den ihn begleitenden Umständen.

1) Die Gestalt dieses Berges ist lang ge-
dehnt; von der Seite des festen Landes ist
er abschüssig, nach der See zu jäh. Oben
auf der Spitze hat er Kalkfelsen, welche ein-
zustürzen drohen; einige derselben sind her-
abhängend, und andere stürzen wirklich ein
und fallen herab. Die ganze Höhe dieses
Berges *) beträgt gegen 20 Klafter, und
die rauchende Stelle gegen 8 Klafter über die
Oberfläche des Meers. Der Umfang dieser
Stelle beträgt 70 Schritt, und die Entfer-
nung derselben von der Europäischen Bafe
180 Klafter. Die Ausdehnung dieses Ber-
ges ist groß; von einer Seite verliert er sich
in die See, und von der andern, welche ei-
ne kesselförmige Erhöhung bildet, erstreckt
er sich bis Reval. Er wendet sich fast pa-
rallel mit der Seeküste, und scheint diese
Seeküste vorher wirklich ausgemacht zu ha-
ben. Jetzt ist er, oder wenigstens die rau-
chende Stelle desselben, $1\frac{1}{2}$ Werst von der

*) Dieser Ort befindet sich auf dem Gute Fäbna, dem
Herrn Major von Stackelberg gehörig, und liegt
nach Baltisch Port zu im Regelschen Kirchspiele.

See entfernt, und zwischen der See und dieser Stelle befindet sich ein tiefer Morast mit kleinem Gehölz.

2) Die umliegenden Gegenden bis Reval und weiter sind fast alle von einerley Eigenschaft und Zusammensetzung, und enthalten einerley Stein- und Bergarten in sich, die unten beschrieben werden sollen; nur sind einige Stellen höher, andere niedriger, an einigen Stellen liegen sie mehr, und an andern weniger entblößt, an einigen Stellen fließen aus demselben Bergrücken Quellen reines, aber gewöhnlich hartes Wasser.

3) Die Stein- und Bergarten sowohl des rauchenden Berges, als auch des ganzen Bergrückens, der sich nach den Merkmalen bis nach Karva erstreckt, sind, wenn man gleich unter den Rasen und der schwarzen Erde von oben an die Untersuchung beginnt:

1) Ein grober, dichter, gelblicher, Stellenweise Kalkhaltiger, überhaupt aber fliesenartiger verwitternder Kalkstein, an einigen Stellen in dünnen Schichten fortlaufend, an andern mächtiger, Stellenweise mit Verstei-

nerungen von Dstreiten und Vermikuliten.

2) Bituminöser Mergelschiefer, an einigen Stellen Alaunhaltig, der in niedrigen Stellen und an den Abschüssen der Berge öfters entblößt liegt, ohne mit jenem Kalkstein bedeckt zu seyn. Eine solche entblößte Schicht dieses Schiefers brennt auf dem jähen Abschluß des erwähnten rauchenden Berges. Die Einwohner stimmen darin überein, daß derselbe zufällig in Brand gerathen ist. Die Hirten nämlich hätten im verwichenen trocknen Sommer, als die Moräste und die übrigen Niederungen hinlänglich ausgetrocknet waren, ihre Heerden auf dieselben getrieben. Sie hätten die jetzt rauchende Stelle zu ihrem Erholungsorte gewählt und, um ihre Heerden desto besser übersehen zu können, vermuthlich auf derselben Feuer angemacht, das sie hernach verließen, ohne es auszulöschen. Dadurch waren die Wurzeln der hier wachsenden Gesträuche in Brand gerathen und hatten fortgeglimmt. Da nun aber die Wurzeln durch die Schichten des gedachten Schiefers fortliefen und dieselben durchflochten, so konnten sie dieselben nicht nur füglich erhizen, sondern auch die bergharzigem

Theile derselben anzünden, wodurch dann der starke Brand in den Schichten, der harzige Rauch und das Verbrennen des Schiefers entstand. 3) Ein weißlicher, feinkörniger, lockerer, leicht schmelzender, oft in den Niederungen durch das von den Bergen herabströmende Wasser abgesondert sich zeigender Sandstein. 4) Zwischen den Schichten des erwähnten Schiefers und dem Sandsteine, und besonders nach unten zu, zeigt sich ein grüner Thon, Stellenweise mit Kieskörnern. 5) Zuweilen trifft man auch, aber zerstreut, Morast-Eisensteine und Granitgeschiebe von verschiedener Größe in nicht geringer Menge an.

4) Das Wasser in den umliegenden Gegenden, sowohl das Quell- als das Morastwasser, hat weder einen Vitriol- noch säuerlichen Geschmack.

5) Was die rauchende Stelle anbetrifft, so ist der aus derselben emporsteigende Rauch*)

*) Die erste Nachricht von dem aufgestiegenen Rauche glaubt man im Juny-Monat des verwichen-

niedrig, von grauer Farbe, der von dem Staube des verbrannten Schiefers mächtiger und röthlich wird, harzig und Stellenweise schweflig. Im großen Ueberfluß und mit starker Gewalt und Hitze dringt er an denjenigen Orten empor, wo in dem heißen Schiefer gegraben wird. Der Schiefer knistert in diesem Falle, und giebt einen Schwefelgeruch von sich; auch zeigen sich bey dem Graben Feuerfunken, und des Nachts bemerkte man bey dergleichen Fällen stärkeres Feuer. Unten ist die Hitze so stark, daß in einigen Stunden der dünne Theil einer eisernen Schaufel glühend wird, jedoch ist sie nicht so groß, daß die Kalksteine zu Kalk gebrannt würden. Von dieser Hitze werden die nahe befindlichen Schichten von Kalk- und Sandstein ziemlich warm, die Wurzeln der Gesträuche glimmen fort, und aus dem Nasen steigen Wasserdämpfe empor. Endlich ist die rauchende Stelle entblößt von

nen 1807ten Jahres erhalten zu haben. Andere behaupten, daß diese Stelle seit November 1807 raucht.

Schnee und von Nasen, und es liegt auf derselben bloß der roth verbrannte oben erwähnte Schiefer.

6) Die Gewächse auf dem Berge sind die gewöhnlichen, die dieser Gegend eigen sind. Nur bemerkt man, daß sie hier schneller und besser fortkommen als an andern Orten. Auch bemerkt man, daß von der Hitze dieser Stelle die Wärme auf eine große Strecke, und sogar bis Neval verbreitet wird.

7) Uebrigens bemerkt man hier weder einen Krater, noch Höhlen, noch Gräfte, und man hat beym Graben nur Risse und Spalten gefunden, durch welche der Rauch und die Hitze aus der einen in die andere Stelle übergeht. Auch zeigt sich nicht der geringste Schwefelsatz oder was dem ähnlich wäre, und der brennende Schiefer wird bloß roth, an einigen Stellen auch weiß. Weder jetzt, noch vorher haben die geringsten Auswürfe weder von vulkanischer Asche noch Lava Statt gefunden. Endlich hat man weder eine Erderschütterung, noch ein unterirr-

bisches Gerausch. Getöse u. s. w., welches dergleichen Auswürfen gewöhnlich voran zu gehen pflegt, bemerkt.

8) Es finden sich keine zuverlässige historische Traditionen, daß man in diesem Lande die Wirkungen eigentlicher feuerspendenden Berge empfunden habe. Auch der verstorbene Akademikus Georgi, der für die physische Beschreibung Rußlands mit der größten Sorgfalt alle Nachrichten gesammelt hat, welche er nur irgend erhalten konnte, hat in seiner Beschreibung von Ehstland nichts von einem dergleichen Falle erwähnt.

9) Hingegen ergiebt es sich aus allem Obengesagten, daß die hier wirkende Hitze nur in der Oberfläche und nicht in der Tiefe entsteht, und daß nicht das Innere des Berges, sondern nur die Schichten des oben genannten Schiefers sich entzündet haben. Wird dieser Schiefer von unten nicht durch Sandstein unterbrochen, der ihm an andern Stellen zum Lager dient, so kann dieser Brand, wenn ihm nicht von den Seiten Mohr und Moräste Hindernisse in den Weg

legen, in den Schichten des Schiefers immer weiter fortgehn, und es können Klüfte und Senkungen entstehen. Man hat Beispiele, besonders in Steinkohlen-Flözzen, daß ein solcher Erdbrand funfzig und mehre Jahre fortbrennt, endlich aber von sich selbst verlöscht.

Zum Beschluß muß ich hier noch bemerken, daß dieser Berg in mehrerer Rücksicht, außer seiner Nähe am Meere, mit dem brennenden Berge Kargusch-Kigisch-Tau am Jurjusen im Baschkiren-Ural, den der berühmte Pallas im zweyten Theile seiner Reisebeschreibung in Rußland, Seite 54, beschreibt, Aehnlichkeit hat. Dieser berühmte Naturforscher rechnet die Entzündung dieses letztern Berges ebenfalls zum Erdbrande.

W. Sewergin.

N a c h t r a g.

(Aus Hupels nord. Miscellaneen vom Jahr 1794.
Seite 539 u. f. w. entlehnt.)

Der Herr Pastor J. E. Rauch zu St. Jacobi im Ehstländischen Gouvernement und

Wesenbergischen Kreise, oder Bierland schreibt unter andern :

Zwischen dem Hofe Poll und dem Dorfe Mäggedi sind verschiedene Berge, darunter sich vorzüglich einer auszeichnet Linnamaggi (Ehstnisch Stadtberg) genannt, den man für einen ehemaligen Vulkan halten sollte; denn die Steine heben sich in scharfen Ecken und Spizen nach dem Berge zu, welcher mit ungarem Bimstein umgeben ist. Oben bemerkt man einen Schlund oder Krater, worin sich trockene salzige Erde befindet. Rund um dem Berge wachsen nur kurze Haselsträucher und dürres Moos. — In den weitläufigen Morästen nach der Peipus zu, erhebt sich bey dem Dorfe und der Kapelle Luddolin, hart an der liefländischen Grenze, aus den Sümpfen auf eine überraschende Art, ein ziemlich beträchtlicher Berg, ebenfalls Linnamaggi (ehstnisch Stadtberg oder Schloßberg) genannt, auf dessen Spitze eine große Vertiefung oder Schlund hineingeht, der so tief ist, daß die darin wachsenden hohen Birken über den Rand der Vertiefung nicht herüberreichen, auch wachsen da

herum allerley Kräuter, die nur gerne auf einer trockenen aschenhaltigen Erde sich finden. Die da herum liegenden Steine bestehen aus einem leichten gelblichen Kalksteine, der sich zwischen den Fingern zerreiben läßt, und die Haut leicht färbt. Viele Steine sind porös und durchlöchert, welche von den Fischern gesucht und gebraucht werden, um sie an die Netze zu binden, und ihnen dadurch Gewicht zu geben. Diese Steine tragen sämmtlich das Gepräge einer ausgestandenen großen Hitze an sich. Nicht weit von diesem Krater haben die Bauern eine große Menge Menschenknochen gefunden, auch mehrere alte Münzen sogar von Gold und Silber. Auch sind da herum merkwürdige Töpfe von Ton gefunden worden, auf denen allerley Figuren und fremde Schrift angebracht, und in welchen mancherley alte Geräthschaften befindlich gewesen sind. Die Ehsten nennen diese Töpfe immelikkud Pottid, d. h. sanderbare Töpfe.

So weit der Pastor Rauch.

Es verdient wohl, daß diese Berge oder

Hügel von Sachverständigen untersucht würden, denn es wäre merkwürdig, wenn in unfern, meist flachen Ländern ehemahls Vulkanne sollten gewesen seyn. Vielleicht sind sie von der Natur des neuerlich entstandenen Vulkans auf der Insel Tamau, der nur kurze Zeit brannte und meist Schlamm auswarf, wovon man in Pallas Reisen in Taurien und dem südlichen Rußland eine genaue Beschreibung und Zeichnung findet.

Vielleicht sind aber auch die für Krater gehaltenen Vertiefungen nur Ueberbleibsel ehemaliger Verschanzungen der alten Einwohner. Wenigstens findet man bey den Bauern auch nicht die mindeste Tradition von feuerspeyenden Bergen, welche merkwürdige Erscheinung, so wie manche andere denkwürdige Begebenheit, sich doch durch mündliche Ueberlieferungen würde fortgepflanzt haben. Der noch jetzt gebräuchliche Namen Linnamaggi, Stadt- oder Schloßberg, leitet wenigstens auf diese Vermuthung. Auf Ebstnisch heißt Lin eine Stadt, Schloß oder sonst haltbarer Ort, und Maggi heißt ein Berg. Man findet in Ebstland mehrere

Orter, die den Namen Linnamaggi führen, wo aber auch immer Spuren ehemaliger Befestigungen angetroffen werden. Z. B. ohnweit der Kegelschen Kirche und den Höfen Lehola und Dchto, und andern Orten mehr.

L. A. Mellin.

III.

Malta und die Belagerung desselben durch
Mustapha und Piali im Jahre 1565.

Denkwürdige Begebenheiten der Gegenwart wecken die großen Ereignisse der Vergangenheit aus ihrem Grabe. Dies ist um so gewisser der Fall, jemehr die Vergangenheit mit der Gegenwart kontrastirt, und je weniger eben der Vergangenheit wegen das Gegenwärtige vorauszusehen war. Die kleine Felseninsel Malta war vergessen und übersehen, bis die französische Politik es für ihre Plane nöthig fand, sie ihr Eigenthum zu nennen. Die Belagerung derselben durch Mustapha und Piali und die tapfere Gegen-

wehr der Maltheseritter war in Vergessenheit gerathen, bis die schnelle Ueberwindung der am 12ten Junius 1798 durch die Franzosen und die kaum gewagte Gegenwehr der jetzigen Maltheser sie uns ins Gedächtniß zurückrief. Nicht lange, so entrißen die Briten diese Insel, die die Natur selbst zur unüberwindlichen Festung gebildet hatte, wieder den Franzosen, in deren Besitz sie noch bis auf diesen Augenblick sind. Größe der Ereignisse, Raschheit und Leichtigkeit, mit welchen sie bewirkt werden, sind der Karakter unserer Zeit. Wir haben zwey Könige ihren Thron und ihr Reich verlassen und des heil. römischen Reichs alte Konstitution zertrümmert gesehen. Friedrichs blutigerrungenen Siege hat eine einzige Schlacht vernichtet. Wer weiß, welche Schicksale noch andern Staaten bevorstehn.

Wie dem auch sey, die Gegenwart wird durch die Vergangenheit aufgeklärt, und das Archiv glaubt daher nichts unzuweckmäßiges zu liefern, wenn es seinen Lesern eine Beschreibung der Insel Malta aus den Briefen eines Reisenden mittheilt, und auf diese

eine Darstellung der Belagerung unter Mustafa und Piali folgen läßt.

„Ich segelte den 15ten April auf einer Sperenara ab, einer Art Fahrzeug, das dem Ansehen nach höchst gefährlich scheint, da es nur so breit ist, daß zwey Personen im Hintertheile neben einander darin liegen können, und sechs Ruder und einen Steuermann hat. Dennoch ist es das sicherste aller Art von Schiffen im mittelländischen Meere, und entgeht durch seine Geschwindigkeit den Seeräubern, wie durch seine Leichtigkeit den Wellen. Ich segelte denselben Tag längs der Küste von Sizilien, bis Alla-Mazzarelli, wo die Schifflente die Nacht erwarten, um den Kanal von Malta, der 90 Miglie breit ist, zu durchschneiden. Um Mitternacht fuhr ich bey stillem Wetter mit Rudern ab, und die ganze Nacht durch wurde gerudert. Am Morgen erhob sich ein starker Morgenwind, der das Schiffchen abendwärts trieb, so daß wir um zehn Uhr des Morgens, den 14ten, an der Insel Gozzo, welche Malta gegen Abend liegt, anlandeten. Ich wendete diese Zeit an, die Insel zu besuchen, und stieg mit

vieler Mühe auf diesen Felsen, der ganz wüst scheint, aber zu meinem Erstaunen so bebaut ist, daß er einem Wunder gleicht. Stellen Sie sich einen bloßen harten nackten Felsen vor, wo man die obere Kruste loßge-
meißelt, zerstoßen und mit Wasser angefeuch-
tet so zur Erde gemacht hat, die die uner-
müdeten Einwohner bebauen. Dies ist die
Art zu bauen auf ganz Malta, und die Ge-
wohnheit macht den Landmann glauben, daß
es so seyn müsse, und verhindert ihn, daß
er die Bequemlichkeit des Sizilianers und
die Fruchtbarkeit seiner Insel beneide; er
hält sich für den glücklichsten Menschen, wenn
er eine Frau arabischer Schönheit heirathen,
und sich an weißen Zwiebeln und Knoblauch
satt essen kann; und er ist's wirklich, weil
er Glück und Zufriedenheit fühlt.“

„Auf dieser Insel, welche das Gaulus
der Alten ist, wird viel Zuckerrohr, beson-
ders aber Baumwolle, gebauet, die soviel
einbringt, daß die Insel noch, über die nö-
thigen Sachen der Einfuhr, fremdes Geld
durch die Bereitung derselben einzieht; die
Weiber machen eine Art Decken davon, die

den türkischen gleichen, und gut verkauft werden; es ist hier ein kleines Städtchen und verschiedene Dörfer, die sie Casal nennen, die sowohl hier, als in Malta, ungemein sauber und reinlich sind, denn die Häuser und Kirchen sind alle von dem weißen Steine gebauet, aus welchem die ganze Insel bestehet. Gozzo besitzt einige Alterthümer, die bemerkt zu werden verdienen. Das auffallendste ist eine Mauer in Form eines halben Zirkels, die von Steinen ungleicher und unrichtiger Form, ohne Kalk, mit vieler Kunst, wie die Stadtmauer bey Fondi, gebauet ist; nur sind die Steine an dieser in Gozzo weit größer. Ich will mich nicht mit Muthmaßungen über die Form und Bestimmung dieses Gebäudes auslassen, nur scheint es mir unläugbar, daß es ein punisches Denkmal seyn müsse. Wie dies mit der Bauart der Hetruurier, von welchen das in Fondi herkommen soll, übereinstimme, und demselben so genau gleiche, ist ein Umstand, der Ihnen zu besondern Untersuchungen Gelegenheit geben kann. Man sieht drey punische und eine römische Inschrift daselbst, welche letztere verdorben ist, erstere

aber unleserlich sind; in der Mauer ist der Rumpf einer mittelmäßigen Statue römischer Manier eingemauert.“

„Ich segelte desselben Nachmittags von Gozzo nach Malta ab, wo ich den Abend anlangte. Ich erstaunte, als ich längs der Küste die Menge Thürme und Bastionen sah, welche die Insel beschützen; meine Verwunderung aber war viel größer, als ich bey dem Kastel St. Elmo vorbey in den Hafen einfuhr; die Größe desselben, seine Sicherheit und verschiedene Abschnitte, welche fünf Hafen aus einem machen, sind ein Werk der Natur, die den Felsen so bewunderungsvoll eingetheilt hat; die Festungswerke aber, die denselben umgeben und alenthalben vertheidigen, sind eine erstaunenswerthe Unternehmung und Ausführung der Kunst. Mein Auge erstaunte bey dem Anblick der Größe und Menge der Bastionen, Raveline, Batterien; aber ich betrübte mich bald über die, die nicht allein von dem Meere und der Natur auf einem kleinen Felsen eingeschlossen, sondern auch noch durch die Kunst in einen engern Raum desselben ein-

gesperrt sind. Mich überfiel in den folgenden Tagen eine solche Angst und Beklemmung, als ich im Spaziergehn alle diese Wälle umging, und mich allenthalben eingeschlossen sah, daß ich mich abzureisen sehnte.“

„Die Stadt Valetta ist wohl gebauet, und hat 20,000 Einwohner; die Bevölkerung der ganzen Insel Malta mit Gozzo wird auf 100,000 Seelen gerechnet. Die verschiedenen europäischen Nationen, die in dem Maltheserorden diese Insel sonst beherrschten, sind Ursach, daß die Einwohner in der Stadt ihren Nationalcharakter verloren und einen gemischten angenommen haben. Der Einfluß des Himmels aber herrscht doch noch über alles andere, und nirgends wird man ein ruhigeres, stilleres und geduldigeres Volk antreffen, als hier. Die Noth und der Umgang mit den Fremden hat ihnen den Wucher und die Liebe zum Gelde eingefloßt, und die Ritter haben die Sitten so verdorben, daß in der ganzen Stadt kein ehrliches Weib oder Mädchen anzutreffen ist, wenige des alten Adels ausgenommen. Diese wenigen Familien des Adels, die sich völlig

einschließen, und deren Häuser unersteiglicher, als die Festungen der Insel sind, werden auf das verächtlichste von dem Orden behandelt. Alle übrigen Einwohner suchen Schutz, öffentliche Aemter, Pensionen u. s. w. von den Baillis, Kommandeurs u. s. w. durch Niederträchtigkeit und durch die Schönheit ihrer Weiber und Töchter; nur der Land- und Seemann ist unerbittlich und unversöhnlich in diesem Punkt; er arbeitet und behilft sich kümmerlich, und murt nie gegen die Regierung; er opfert sein Blut willig für die Religion, weil ihn ein großer Fanatismus beherrscht; wenn aber ein Ritter seine Frau oder Tochter entführen wollte, es sey durch Gewalt, Geld oder gute Worte, so würde er ohne Rettung ermordet, da in der Stadt ein Vater seine Tochter, oder ein Mann seine Frau einem Mitgliede des Ordens aus Geiz anbietet und willig überläßt."

„In St. Giovanni, ist der Plafond von dem Prete Calabrese; er hat die Hauptthaten des Maltheserordens in verschiedenen Gemälden an dieser Decke mit vielem Feuer

und Ausdruck gemalt; seine Zeichnung aber ist, wie gewöhnlich, fehlerhaft und irrig. In der Kirche sind einige Begräbnisse von Großmeistern, wovon das von dem Kommandeur Cottone, der den größten Theil der Festungswerke, die man noch la Cottonera nennt, besorgt hat, das beste ist; es besteht aus schwarzem und weißem Marmor, und ist übrigens sehr mittelmäßig. Diese Kirche und die Festungswerke sind alles, was die Stadt sehenswerthes hat. Die letzteren sind unermesslich, und erfordern 60,000 Mann, um solche zu vertheidigen.

„Die Früchte des Landes sind Baumwolle, wovon jährlich für 400,000 sizilianische Thaler außer Land geht, und die berühmten Pomeranzen. Der Großmeister zog ehemals aus seinem Garten in Antonio, in welchem 700 Pomeranzen = und 1000 Zitronenbäume stehen, 1000 sizilianische Scudi Pacht, und ich sah eine Terrasse Erdbeeren, die dem Besitzer 150 Scudi einbrachte, weil sie drey mal des Jahres Frucht bringen. In dem Boschetto, einem andern Garten des Großmeisters, bey der alten Stadt, Citta vecchia,

ist eine Pflanzung von 10,000 Pomeranzbäumen. Die Baumwolle wird der von der Levante vorgezogen. Der Kümmel bringt ebenfalls viel Geld in das Land, weil er in großer Menge gebauet und ausgeführt wird.“

„Die Art des Handels der Maltheser mit ihren Brigantinen, Fahrzeugen im Kleinen gebauet wie ein Sciabecco, ist wunderbar. Er besteht in dem vortheilhaften Wechsel verschiedener Waaren und Geldsorten. Fünf bis zwölf Personen handeln bisweilen in Gesellschaft, ja ganze Dörfer haben Theil an solchen Fahrzeugen. Da die, welche die Reise selbst thun, mehr Antheil bekommen, als die zu Hause bleiben, so unterscheiden sie diesen Antheil mit Muscheln oder Bohnen, oder Kieselsteinen von verschiedener Form. Da in Malta alle Geldsorten durch die mancherley Schiffe eingebracht werden, so wechseln sie mit denselben zu ihrem Vortheil, und kaufen in Genua Waaren, die sie in Cadix und Lissabon vortheilhaft wieder verkaufen. — In der Altstadt ist die Hauptkirche St. Paolo von der reinsten und besten

Architektur; man sieht hier die fabelhafte Grotte, wo St. Paul von einer Viper soll gebissen seyn. In dem Stadthause Palazzo dei Giurati ist eine alte punische Inschrift, die wohl erhalten, und von dem Kanonikus Agius, dem belesensten Manne in Malta, der Bibliothekar des öffentlichen BücherSaals des Ordens ist, ausgelegt, und seiner Meynung nach der Sinn getroffen ist. Man findet oft auf der Insel Urnen von Stein, die die Gebeine des Todten und die Inschrift inwendig enthalten; sie sind meistens mit punischen Buchstaben geschrieben. Ich habe auch verschiedene Gefäße gesehen, die in Malta gefunden sind, die den campanischen völlig gleichen, sowohl in der Form als der Zeichnung der Figuren, daß man fast glauben sollte, sie wären von Sizilien hierher gebracht. Agius hat auch eine Grammatik der malthesischen Sprache geschrieben, worin er die Radices der Wörter alle aus dem Arabischen herleitet und beweiset. Auch verstehen sich die Maltheser und die sämtlichen Einwohner der afrikanischen Küste, sogar Egypten nicht ausgenommen, vollkommen. Da ich schon von dem Karakter die-

fer Nation gesprochen habe, so muß ich noch etwas von ihrer Gestalt sagen. Die so berühmten Schönheiten finden sich nicht mehr in Malta, theils weil das Blut mit dem aller europaischen Völker durch die Ritter vermischt ist, theils weil ich glaube, daß nie hohe und idealische Schönheiten auf diesem ungemäßig heißen Felsen geboren worden sind. Wahr ist's, daß die Frauenzimmer bey einer kleinen Statur so gut als möglich gewachsen sind, runde schöne Hände und Füße, durchdringende schwarze Augen haben, und was wunderbar scheint, weißer als die Sizilianerinnen sind, was wohl von ihrer großen Vorsorge für ihre Haut herkommen mag. Man findet aber durchgehends eingedrückte Nasen und etwas aufgeworfene Lippen an denselben, woraus man die Nachbarschaft von Afrika erkennen kann. Sie sind voll Feuer, Wit und Verstand, doch treiben die meisten ein Gewerbe mit ihrer Schönheit, und werden von den Müttern dazu erzogen."

„An den Männern erkennt man noch deutlicher das afrikanische Klima; sie haben alle eingedrückte breite Nasen, dickes Kinn

und Lippen, und wolligt krause Haare. Kleiner Statur, aber stark und voller Nerven, sehen sie halben Mohren gleich, und gehen Winter und Sommer barfuß, weshalb ihre Matrosen besser, als die Holländer und Engländer, auf die Mastbäume steigen. Sie tragen Mützen, ebenfalls wie der Pöbel in Sizilien, nie Hüthe. Diese Mütze umwickeln sie mit einem Tuche, woraus ich den Ursprung der weißen Binde schlicße, womit die Türken den Bund umwickeln. Dnerachtet man mir die Mäßigkeit der Maltheser sehr rühmte, so fand ich doch, daß die Schiffleute wenigstens, auf deren Speronara ich den übrigen Theil Siziliens und Neapels umschiffte, noch einmal so viel aßen und tranken, als die Sizilianer."

„Das Klima ist lange nicht so heiß, als ich es mir vorgestellt hatte; man versicherte mich in Malta, daß man vor der Mitte des May's selten Sommerkleider trage. So viel weiß ich, daß der Nordwind sehr stark blies und eiskalt war, obgleich die Sonne heiß und gewiß heißer brannte, als des Sommers in Deutschland. Als Beweis dazu

dient, daß sie mir die Haut blutig riß, da ich die Tempel von Selinunte besah, und der Wind war dabey sehr kalt."

"Ich habe nichts von dem behaupteten Wunder, daß seit St. Paulus keine giftigen Thiere mehr auf Malta wären, erwähnt, weil es eine zu gewöhnliche Legende ist."

"Ich reiste den 23sten April von Malta mit einer dortigen Speronara ab, und wir fuhren an eine Landspitze, wo die Ueberfahrt des Kanals kürzer ist. Es ist ein kleiner Hafen und schönes Landhaus eines Kommandeurs daselbst, und der Ort heißt St. Giuliano; von dort segelte ich um eilf Uhr des Nachts mit einem frischen Abendwinde ab."

(Die Belagerungsgeschichte folgt im nächsten Hefte.)

IV.

Die Republik der sieben Inseln.

(B e s c h l u ß.)

Paxo.

Die Insel Paxo liegt ungefähr ein Myriameter südöstlich von Corfu. Sie ist gebirgig und mit Delbäumen bedeckt, von denen das beste Del kömmt, welches die jonischen Inseln liefern, weil es die Paxinioten mit großer Sorgfalt aufbewahren, und den Delbau überhaupt mit Besonnenheit treiben.

Diese Insel hat drey Myriameter im Umfange. Sie wird von ungefähr 5000 Menschen bewohnt, und diese Bevölkerung enthalten ein großer Flecken, mit Namen Gai, der im Nordosten der Insel am Meere liegt, und einige Dörfer. Paulus erwähnt diesen Hafen in einem seiner Briefe. Die Paxinioten glauben, dieser Apostel habe eine Zeitlang auf ihrer Insel gewohnt. Der Hafen Gai hat für kleinere Fahrzeuge guten Ankergrund. Zwischen demselben und dem

weißen Vorgebirge im Südosten der Insel Corfu findet man noch zwey andere Ankerplätze in zwey kleinen Buchten, die sich nach Nordosten hin öffnen. Ihre Umgebungen sind nach Gai die bewohntesten Plätze der Insel. Auf dieser findet man viel Johannisbrodbäume. Ihre Bewohner bekennen sich sämmtlich zur griechischen Religion.

Obgleich die Insel Paxo in der Vorzeit einen Theil von Corfu ausgemacht hat: so ist doch ihr Boden viel steiniger, als der der letztern. Auch bauet man auf derselben weder Getraide, noch Rüchengewächse; da sich aber die Paxinioten stark auf Fischerey und Schiffahrt legen, und jährlich mehr als 30,000 Krüge Del ausführen: so verschaffen sie sich theils durch Tausch, theils durch ihre Arbeit alle ihre Bedürfnisse.

Viele Gelehrten glauben, Paxo sey das alte Erikusa, eine Insel, die nahe bey Corcyra lag, und von Ptolemäus angeführt wird, welcher sagt, sie habe ihren Namen von dem Handkraute erhalten, mit welchem sie bedeckt gewesen sey. Uebrigens hat die

Insel mit Corcyra immer einerley Schicksale gehabt. Ohne Zweifel waren ihre ersten Bewohner Corcyräer, die sich entweder, um sich einer fremden Herrschaft zu entziehen, oder um ihre Lage zu verbessern, hier niederließen.

Südwärts, ungefähr drey Meilen von der Insel Paxo, findet man die Klippe Antipaxo, die ganz flach, ohne Untergrund ist, und nur fünf bis sechs Kilometer im Umfange hat. Sie ist nur von einigen Hirten bewohnt, die Schaaf- Schweine- und Ziegenheerden halten, denen die Seeräuber häufig nachstreben. Uebrigens liegt sie ungefähr sechs Myriameter nordöstlich von der Insel Santa Maura.

Santa Maura.

Die Insel Santa Maura hat ungefähr zehn Myriameter im Umfange. Sie ist mit Gebirgen, mit Del- und Fruchtbäumen bedeckt, und enthält einige Waldungen, die voller Wildpret sind; auch findet man auf derselben eine große Menge guten, süßen Wassers. Sie ist ziemlich gut gebaut, und ihre

Bevölkerung beläuft sich auf 15,000 Seelen, von denen ungefähr 5000 die Stadt bewohnen, die übrigen aber in etwa vierzig Dörfern und Weilern zerstreut sind. Man baut auf dieser Insel Baumwolle, Flachs, Del und Wein, welcher letztere nicht nur ziemlich gut, sondern auch zur Konsumtion der Einwohner mehr als hinreichend ist. Die Insel bringt auch eine sehr große Menge Obst und treffliches Gemüse hervor; desto unbedeutender ist der Getraidebau. Sie übertrifft Corfu an Werth, ob sie gleich oft von heftigen Erdbeben heimgesucht wird. Vorzüglich häufig sind auf derselben Zitronen = Drangen = und Mandelbäume. Auf den Gebirgen ist das Erdreich sehr steinig; dennoch gedeihet der Weinstock trefflich in demselben, und es würde eine große Menge Wein liefern, wenn die Insel stärker bevölkert wäre. An den Küsten von Santa Maura befinden sich mehrere gute Ankerplätze im Westen, Süden und Südosten. Man zieht auf dieser Insel eine große Menge Schweine, Ziegen und Schaaf, auch einige Maulesel; das übrige Vieh läßt man aus Albanien kommen.

Santa Maura ist von der Landschaft Peromero durch einen Kanal getrennt, der nur zwey Myriameter lang ist, und in seiner größten Breite nicht mehr, als vier Kilometer hat. Die Tiefe desselben beträgt da, wo sie am ansehnlichsten ist, nur zwey Meter. Man kann ihn zu gewissen Zeiten im Jahre durchwaden. Sein Grund besteht aus einer ungeheuren Sandbank, die die Insel mit dem festen Lande vereiniget, und sich bis an die Einfahrt in den Kanal von Preveza, jenseits der nördlichen Spitze von Santa Maura erstreckt.

Die Stadt Santa Maura liegt am Kanal auf der Ostseite der Insel. Sie ist klein und schlecht gebaut. Die meisten Häuser sind von Holz und nur ein Stockwerk hoch. Sie hat nur eine bemerkenswerthe Straße, die ziemlich reinlich gehalten wird, und zu beyden Seiten Säulengänge hat. Santa Maura ist der Sitz eines griechischen Bischoffs. Man findet in dieser Stadt Gerbereyen, in welchen das Leder jedoch auf keine bessere Weise, als zu Corfu, zubereitet wird.

Nabe bey der Stadt, im Südosten derselben, sind Salinen, die sehr viel Ausbeute geben. Das Salz von Santa Maura wird mehr gesucht, als das von Corfu, weil es gröbere und festere Krystallen hat. In der Gegend um diese Stadt findet man auch ziemlich ansehnliche Fischereyen. Salz, Del, Baumwolle, Obst, Wein und Küchengewächse sind die vornehmsten Handelsartikel der Insel, deren Bewohner, die ich Leucadier nennen will, fast die wildesten auf allen jonischen Inseln sind.

Die Leucadier nennen ihre Stadt Amokuki, d. i. Sandkorn. Sie haben ihr diesen Namen gegeben, weil sie in einer großen, zwey Myriameter langen, und vier Kilometer breiten Ebene liegt, deren Boden eine Menge Sand von der nämlichen Art enthält, von welcher der ist, aus dem der Grund des Kanals besteht. Diese Ebene ist ziemlich gut angebaut, und mit Gärten, Fruchtbäumen, Mais- und Calambachiosfeldern bedeckt.

Die Umgebungen von Amokuki sind nach

dem Gebirge hin bis in eine Entfernung von sechs Kilometern angenehm und malerisch. In dieser Gegend befindet sich auch, vier Kilometer von Amokuki, eine sehr reiche und gesunde Quelle süßen Wassers, die die Schönheit des Orts und die Fruchtbarkeit der Ebene um vieles vermehrt, weil sie sich in eine Menge Bäche zertheilt, von denen die meisten Gärten ihre Wässerung erhalten. Der Weg aus der Stadt zu dieser Quelle hat an den Seiten lebendige, hohe, immergrüne Hecken, die ihn für die Bewohner zu einem sehr angenehmen Spaziergange machen. Sie versorgt die Brunnen in der Stadt und führt den Namen Megalivrisi, d. i. die große Quelle.

Ungefähr sechs Kilometer südöstlich von Amokuki findet man am Kanal andere Salzwerke, die nicht minder ergiebig sind, als die bereits angeführten.

Wenn man über diese Salinen hinaus kommt, so sieht man nahe am Kanal einen alten, viereckigen Thurm, dessen Name la Tourette ist, und der mit Zinnen und Schieß-

scharten versehene Mauern hat. Rund um ihn zieht sich eine kleine Brustwehr mit einer Bank. Dieser Posten ist wegen der Moräste und der Salinen, die ihn umgeben, sehr ungesund. Er dient zur Bertheidigung der südlichen Einfahrt in den Kanal und des Hafens Drapano, der durch die Küsten von Keromero und von Santa Maura gebildet wird. Man findet in demselben in einer Tiefe von beynabe funfzig Metern Ankergrund, und die Schiffe, die Salz oder andere Waaren einnehmen wollen, bedienen sich desselben. Auch fischt man in dieser Gegend sehr schöne Korallen.

Die Festung Santa Maura liegt auf einer großen Erd- oder vielmehr Sandzunge, die sich östlich, ungefähr anderthalb Kilometer von der Stadt in den Kanal zieht. Sie ist rechtwinklich; ihre aus Bruchsteinen aufgeführten Mauern sind ziemlich hoch, und von Gräben umgeben, die zum Theil mit dem Wasser aus den Lagunen, das ist aus dem Kanal angefüllt sind. Diese Mauern werden von neun bis zehn Thürmen mit bombenfesten Souterrains flankirt, die gegen Amokuki hin

halbzirkelförmig, auf der Seite von Feromez
ro aber rechtwinklich sind.

Diese Festung ist von Nordwest nach
West, von wo sich die Landzunge, auf wel-
cher sie angelegt ist, nach dem nördlichen
Vorgebirge der Insel hinzieht, mit dem sie
zusammenläuft, von Wasser umgeben. Auf
dieser Landzunge findet man nichts, als Wind-
mühlen von der Bauart derer zu Preveza,
und eine Kirche, die bey den Griechen in
dem Rufe großer Heiligkeit steht.

Die Leucadier versichern, vor Alters ha-
be die Stadt Santa Maura westlich von
der Festung, zwischen der Landzunge und
der Insel gestanden. Sie glauben, daß sie
theils von den Türken, theils von Erdbeben
und vom Seewasser zerstört worden sey.

Die Festung hat zwey Thore, eines ge-
gen Osten, das andere gegen Westen, die
beyde durch kleine Werke gedeckt wer-
den. Das erstere ist am besten befestiget,
und liegt auf einer kleinen Sandbank, die
eine Verlängerung der oben erwähnten Land-

zunge ist. Diese Sandbank dehnt sich bis nahe an das feste Land hin. Selbst bey den heftigsten Stürmen ist sie nur ein Meter hoch von Wasser bedeckt. Das andere Thor ist auf der Seite von Amokuki.

Der Platz selbst ist ziemlich groß, allein wegen seiner fehlerhaften Anlage und wegen der Bauart seiner Festungswerke, von denen die Wallgänge, Brust- und Schulterwehren ganz aus Steinen bestehen, läßt er sich nicht gut vertheidigen. Es befinden sich in demselben einige Kasernen, Magazine und andere militairische Gebäude, sämmtlich in schlechtem Zustande, einige Privatwohnungen und Zisternen.

Die Festung Santa Maura wurde zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts vom Grafen Tochi s, einem neapolitanischen Großen, der einige Zeit später auch die Oberherrschaft über die Inseln Cephalonien Zante und Ithaka an sich kaufte, angelegt. Dieser Graf war es, der der Insel Leucadien, ihrer Hauptstadt und der von ihm erbauten Festung den Namen Santa Maura gab.

In der Nähe der Festung Santa Maura sieht man eine von den Türken unter Bajazet II. angelegte Wasserleitung, die die Lagunen durchschneidet. Sie besteht ganz aus Quadersteinen, und diente vormals, das Wasser aus der Quelle Megalivristi in die Festung zu leiten. Sie ist fast zwey Kilometer lang, und ruht auf mehr als 300 Schwibbogen (ich glaube, es sind ihrer 354, das heißt, eben so viel, als in dem Jahre der Muhamedaner Tage sind). Die ganze Höhe beträgt ungefähr drey, die Breite ein Meter. Ihre Plattform ist an mehreren Orten verfallen, so daß man die Röhren sehen kann, in welchen das Wasser lief. Diese Röhren sind von gebrannter Erde. Der mittlste Bogen ist viel höher und viel breiter, als die übrigen; um über ihn hinwegzukommen, muß man drey Stufen auf- und absteigen. Man hat diesem Bogen größere Dimensionen gegeben, damit die Monoxilons, deren sich die Einwohner zur Schifffahrt in den Lagunen bedienen, unter demselben hindurchkommen können. Die Wasserleitung reicht auf der Seite von Amokufi bis an einen alten Springbrunnen; der ganz

ze Nutzen, den sie gegenwärtig hat, besteht darin, daß sie zu einer Brücke dient, die die Festung mit der Stadt verbindet, und so einen Umweg von mehr als acht Kilometer erspart. Da aber diese Brücke keine Brustlehne hat: so ist es, wenn Stürme im Kanale wüthen, gefährlich über sie zu gehen.

Die Monoxilons sind eine Art Piroguen, die aus einem einzigen Baumstamm bestehen, welchen man mit dem Meißel aushölet. Sie sind gewöhnlich drey Meter lang, siebenzig Centimeter breit, und eben so tief. Diese Piroguen werden durch Segel und Ruder bewegt.

Westlich, ungefähr anderthalb Kilometer von der Festung Santa Maura, in der Landschaft Teromero, sieht man die Ruinen einer alten türkischen Festung, die auf einer Felsenspitze am Kanal erbaut ist. Die Leucadier glauben, daß die alte Stadt Santa Maura durch das Artilleriefeuer dieser Festung zerstört worden sey; dies müßte aber geschehen seyn, ehe der Graf Tschisch seine Feste angelegt hätte.

Die Rheebe von Santa Maura liegt vier Kilometer nordnordöstlich von der Festung. Sie hat guten Schlammgrund, und ihre Tiefe geht bis auf funfzig Meter. Ein Brunnen, der nahe am nördlichen Vorgebirge der Insel liegt, liefert den Schiffen, die in dieser Rheebe anlegen, das nöthige Wasser.

Die Insel Santa Maura ist das alte Leucadia, das durch ein sehr hohes Vorgebirge berühmt war, von welchem sich unglücklich Liebende ins Meer stürzten. Dieses Vorgebirge liegt ungefähr anderthalb Myriameter nordwestlich von Amokufi, und heißt jetzt Cap Ducato. Wenn man in den Gegenden um dieses Cap wandelt: so kann man sich des rührenden Gedankens nicht erwehren, daß sich die berühmte und unglückliche Sappho, die die Treulosigkeit ihres Geliebten Phaon nicht überleben wollte, vom leucadischen Felsen herabstürzte. In der Nähe dieses Felsens stand ein berühmter Apollotempel, dessen Virgil erwähnt.

Die Insel Leucadien war vormalz eine

Halbinsel, die mit Acarnanien vermittelst eines sehr engen Isthmus, der, nach der Aussage verschiedener alter Schriftsteller, von den Corinthern durchstochen wurde, zusammenhing. Die Stadt Leucadia lag auf diesem Isthmus, und lehnte sich an den Abhang eines nach Norden hinstreifenden Gebirgs. Sie befand sich also links von der Stelle, auf welcher Amokuki erbaut ist, doch weiter hinter derselben nach dem Gebirge zu; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Corinthen, oder das Meer die Anhöhe, an welcher sie lag, haben wegreißen können.

Die Leucadier standen in den frühesten Zeiten unter der Herrschaft des Ulysses, Königs von Ithaka, nach dessen Tode sie ihren Staat in eine demokratische Republik umformten. Während des peloponesischen Krieges blieben sie nicht unthätig, sondern sie traten auf die Seite der Corinthen und Lacedämonier; doch wurden ihre Flotten oft von denen der Athener und Corcyräer geschlagen. Späterhin verbanden sie sich mit dem ganzen Griechenland gegen den König von Macedonien, Philipp. Auch nahmen

sie an der Expedition Theil, welche Dion gegen den Tyrannen von Syracus, Dionisius, ausführte.

Als sich die Römer den größten Theil der griechischen Republiken unterworfen hatten: so kam auch die Insel Leucadien unter ihre Herrschaft. Sie machte nachher einen Theil des morgenländischen Kaiserthums aus, bis auf die Zeiten Baudouins II., unter dessen Regierung sie vom Grafen Tochis eingenommen wurde, der sich zum Oberherrn derselben machte.

Die Insel Santa Maura wurde vom funfzehnten bis ins achtzehnte Jahrhundert wechselsweise bald von den Türken, bald von den Venetianern erobert. Der Passarowitzer Friede setzte endlich die Republik Venedig in den festen Besitz derselben.

Chiaki oder Ithaka.

Die Insel Ithaka, welche die neuern Griechen Chiaki nennen, ist gebirgig, und hat im Allgemeinen einen dürren Boden. Von Bäumen findet man auf ihr nur Del-

Orangen = Citronen = Cypressen = Feigen = und Granatbäume. Sie hat fünf Myriameter im Umfange, und wird von der Insel Cephalonien nur durch einen Kanal getrennt, der zwey Myriameter lang und einen breit ist, und der Kanal Viscardo genannt wird. Mitten in demselben liegt die Klippe Dascaia.

Die Volksmenge auf der Insel Ithaka beläuft sich auf 7500 Seelen, und lebt in drey Flecken und einigen Dörfern und Weilern zerstreut. Ungeachtet des steinigen Bodens baut man doch auf derselben Getraide, Gartengewächse, Del, herbe Früchte und Wein in einer Quantität, die für die Bedürfnisse der Einwohner fast hinreichend ist. Ueberdies bringt die Insel in gemeinen Jahren 25000 Myriagrammen Korinthen hervor, die die Ithacäer ausführen, um sich für dieselben die Produkte, die sie nicht in ihrem Lande haben, zu verschaffen. Man gewinnt auch auf dieser Insel sehr grobsamerigen Flachs und ein wenig Baumwolle; die Jagd giebt nicht viel Ausbeute, und die Gegenstände derselben sind bloß Zugvögel.

Es fehlt der Insel an Holz und an Vieh. Zuweilen lassen sich schwache Erdstöße verspüren. An Quellwasser ist ein großer Ueberfluß vorhanden.

Der Wein von Ithaka ist roth und voller Tartarus. Er steigt zu Kopfe, und sein Geschmack ist nicht sehr lieblich. Die großen Trauben, die man auf der Insel gewinnt, sind, frisch genossen, von vortreflichem Geschmack; dies beweist, daß die Schlechtheit des Weins der Bereitungsart zuzumessen ist.

Die Ithakaer sind fleißig, arbeitsam, mäßig und sehr gastfrey. Sie lieben die Franzosen sehr, und bekennen sich alle zur griechischen Religion. Es giebt auf der Insel mehrere Klöster der Kaloyers, und eine beträchtliche Anzahl Kirchen.

Ithaka hat gegen Osten drey geräumige, tiefe und sichere Häfen. Sie sind von hohen Gebirgen umgeben, und befinden sich in drey Buchten, die in der Gestalt des Dreysieles in der Karte dicht beisammen liegen,

so daß der Stiel durch die gemeinschaftliche Einfahrt gebildet wird. Der erste, der zur Rechten liegt, wenn man in die Bathi-Bay — dieß ist der Kollektivname, welchen man diesen drey Ankerplätzen giebt — einläuft, heißt Muli; er ist eine Art von Rheede, an deren Einfahrt zwey Klippen liegen. Der größte und sicherste Hafen heißt Bathi, und liegt im Innersten der Bay. Der dritte, der sich der Rheede Muli gegenüber befindet, heißt Skinosa, und seine Tiefe beträgt an sechzig Meter. Diese Häfen können Fahrzeuge von jeder Größe aufnehmen.

Der Flecken Bathi ist der beträchtlichste auf der Insel. Er ist halbzielförmig um die gleichnamige Bucht im Innersten derselben angelegt, und enthält mehrere gut gebaute Häuser von zwey Stockwerken. Alle Wohnungen sind im Innern reinlich gehalten, und fallen von aussen angenehm in die Augen. Die Berge, welche diesen Flecken begrenzen, sind am Abhange mit Neben-, Del- und Drangebäumen bedeckt. Auf dem Gipfel derselben erblickt man einige Windmühlen mit acht Flügeln. Die Frauenzim-

mer zu Bathi haben einen frischen Teint, und sind einfach und reinlich gekleidet; man gestattet ihnen ziemlich viel Freyheit.

Mitten im Hafen von Bathi ist eine kleine Insel, auf welcher eine Kirche und ein Kloster der Kaloyers, das Kloster des heil. Erlösers genannt, erbaut sind. Dieser Insel gegenüber, dem Flecken zur Linken, erblickt man die Trümmer eines alten Gebäudes, das den Namen des Pallasts führt. Sie bestehen in den Resten eines Gewölbes und in einigen Gemäuer. Vor diesen Ruinen, auf einer Anhöhe, die hinter dem Flecken liegt, befindet sich eine griechische Kirche, in der man vor einigen Jahren einen großen Marmorstein fand, in welcher mit großen Buchstaben in altgriechischer Sprache ein Decret eingegraben war. Diesen Stein kaufte ein venetianischer Mabile und ließ ihn nach Venedig bringen.

Die Ithakäer halten einige Ruinen am Abhang des Bergs, der links von Bathi liegt, für Ueberbleibsel von der Hauptstadt ihres Landes, die nach der Regierung des

Ulysses erbaut wurde. Von einigen andern alten Trümmern, die man in einer kleinen Bergschlucht erblickt, welche sich hinter dem Flecken hinzieht glauben sie, daß sie zur alten Zitabelle von Ithaka gehört haben.

Die Insel Ithaka scheint zu den Zeiten des Ulysses und des Homer beholzter gewesen zu seyn, als sie jetzt ist. Dieser Umstand, zugleich mit der vortheilhaften Lage der drey Häfen in der Bathi-Bay, hat ohne Zweifel den Ulysses vermocht, diese Insel, die auch überdies sein Vaterland war, zu seiner Residenz zu machen. Ihren Namen hat sie, wie ich glaube, vom Ithakus, dem Sohn des Pterelas, einem ihrer frühesten Könige. In politischer Rücksicht hat sie mit der Insel Cephalonien immer einen ley Schicksale gehabt.

Am Meeresufer, nicht weit vom Flecken Bathi, findet man eine sehr reiche und gesunde Quelle süßen Wassers. Die Gelehrten auf den jonischen Inseln meynen, daß die Stelle, an welcher diese Quelle entspringt, der Felsen Korax, und daß sie selbst die

Quelle Arctuse sey, welche beyde von Homer in seiner Odyssee erwähnt werden. Wir tranken bey dem Arzte in Bathi Wasser aus derselben, und fanden es klar, frisch, leicht und sehr wohlschmeckend. Es ist leicht möglich, daß diese Bereinigung von so viel guten Eigenschaften für den Homer, der Ithaka selbst besucht zu haben scheint, der Grund gewesen ist, warum er das Wasser aus dem Felsen Koray vergötterte.

V.

Ein Wort über das Alte und Neue.

(Aus der Minerva.)

„Der Herzog von Braunschweig war nicht fortgeschritten im Geist der neuen Kriegskunst, sondern stehen geblieben bey der Taktik des siebenjährigen Krieges“, sagt der Eizne, wogegen ein Anderer in der französischen Schlachtordnung bey Jena nur jene preussische bey Prag und Leuthen wieder findet. (Minerva Dez. v. J. N. 7.). Aber die

Schlachtordnung ist nicht alles. Auch im Anfang des Jahres 1759 schrieb Friedrich II. an Fouquet von einer erforderlichen neuen Art den Krieg zu führen.

Die neue französische Kriegskunst verbindet sich mit der vollendetesten Politik, sucht den Krieg schnell zu endigen, und sorgt daher für eine Uebermacht, die mit detaschirten Korps angreife. Wie viel richtet sie nicht aus durch die schnellen Märsche, und durch den Gebrauch der Tirailleurs und Voltigeurs? Wie einzig weiß sie nicht einzelne Armeekorps (wie das Hohenlohsche am 10ten und 14ten Oktober) vom Sturz und Vorrücken, und den Feind von Verfolgung seiner Vortheile (wie bey Pultusk und Eylau) abzuhalten? Und wie viel Vorschub findet sie nicht in einer unmännlichen, mit der Aufklärungssucht aus den theologischen Schulen zuerst ausgegangenen, und der öffentlichen Angelegenheiten nicht schonenden Publizität? Der Marschall von Sachsen antwortete einst einem wißbegierigen Offizier: „wenn mein Hut um meine Entwürfe wüßte, sogleich wollt' ich ihn verbrennen.“ Und

bey uns gab es einmal einen verschlossenen
 Mund, der zuweilen ins Pedantische fiel.
 Im letzten Feldzug war der Anschlag, ein
 feindliches Bataillon in Schippenbeil aufzu-
 heben, und der, Danzig zu entsetzen, fast Je-
 dermann vorher bekannt. Endlich, da es
 jetzt nicht bloß Frankreichs, sondern auch des
 gesammten Europa Interesse (wider Eng-
 lands Seedespotismus) gilt: so werden die
 Kriege nur durch Separatfrieden geendigt,
 und die eingenommenen Länder nachher noch
 mit den Truppen besetzt gehalten. Ob dies
 weder ganz, noch zum Theil abzuändern sey,
 kann der Sieger wohl wissen, dem Gott das
 Interesse von Europa in die Hände gegeben
 hat; aber in welchem hohen, hohen Maaße
 es die Bewohner drückt, das weiß er sicher
 nicht. Denn er ist kein Brennus, und
 wird kein „vae victis!“ sprechen; kann nicht
 wollen, daß — wie zur Zeit jenes Prophe-
 ten — die Boten des Friedens bitterlich wei-
 nen, eben die, welche bey seinem Regierungs-
 Antritt, mit den Worten der Schrift: „Ex
 Aegypto vocavi filium meum“ ihn be-
 grüßten; kann nicht einen König verkennen,
 der so aufrichtig und standhaft von

seinem Volk geliebt wird, und das Urtheil der unbestechlichen Nachwelt nicht fürchten darf.

Warum mußte es dem kriegerischen Dämon endlich doch gelingen, Preussen wider Frankreich zu bewaffnen? War's, um die Ueberlegenheit der jetzigen französischen Taktik über die preussische zu zeigen, gleich wie diese vor funfzig Jahren ihre Ueberlegenheit über jene gezeigt hatte? „Den Schimpf dieses Krieges“, ward in dem Leben der Du Barry gesagt, „wird Frankreich niemals vergessen.“ Nun! so sollte man die Freundschaft beyder Nationen desto edler und treuer wiederkehren sehen.

In so fern in der Ausübung der Kriegskunst gar viel auf die Denkart der in der Armee angestellten Offiziere ankommt, und diese aus dem Adel genommen werden, mag ein funfzigjähriger Beobachter dieses Standes aussagen, was sich etwa da geändert habe. In seinen ersten Verbindungen mit Leuten von Stande sahe er ein ihnen eigenes, ungebildetes, unwillkürlich imponiren-

des Wesen; sahe hohe Rechtlichkeit aus Religiosität; väterliche Aufsicht auf die Sittlichkeit der Unterthanen aus Pflichtgefühl; ernste Sorge für die Befestigung ihrer Kinder in den Grundsätzen der Religion, der Pflicht, der Ehre und Leutseligkeit, Anerkennung „des ehrenvollen Berufs ihres Standes, jedem Egoismus zu entsagen“, nicht nur, „wenn das Vaterland in Gefahr ist“, sondern auch, wenn etwas zu thun ist, damit es nicht in Gefahr komme. Eine Würde endlich, die durch eine habituelle Höflichkeit erhöht ward, und in Stunden des Scherzes und Vergnügens nichts verlor. Man mußte sie innig hochachten, und der Gutsunterthan fürchtete mehr zu missfallen, als sich Strafe zuzuziehen. —

Mehrere Jahre darnach in seinen anderweitigen Verbindungen fiel es daher zuerst gewaltig auf, Aeusserungen von Nichtachtung adelicher Personen, dann aber auch nicht weniger an diesen zu sehen: daß Mehrere nur imponiren wollten, Leute und Güter nur möglichst zu nützen suchten und herzlich lachten, wenn ein Schäfer durch Ehe-

bruch ihre Gnade verscherzt zu haben befürchtete, und wenn der Bauer fremde Forsten bestahl; desgleichen daß zum Behuf eines kleinen Vortheils eine grazienlose Maistresse eingeladen und mit Artigkeiten überhäuft wurde; daß eine Unordnung die Notzen und Würmer zum Lohne hat, und ein Debauchiren fremder Forstbedienten nicht hinderte, gute Gesellschafter zu seyn, und daß Väter auch vor den Ohren Unmündiger sich nicht scheuten, mit dem lebhaftesten Vergnügen zu erzählen, wie sie ehemals ihre Hofmeister geneckt hätten, die so gute Leute gewesen wären.

Allein man hatte sich da auch über die Religion schon hinweggeschwungen, und währte den heiligen Schleier aufgedeckt zu haben, hatte nicht für das Unsichtbare und Ueberfinnliche, sondern für das Fürchtbare nur noch Sinn. Indessen meynte doch bey dem Ausmarsch ein Offizier, der selbst nicht eben viel Religion äusserte, und von den Enrolirten der Provinz sagte: sie taugen nicht weiter, als der Stork sie erreichen kann — der Pommer hingegen thut noch seine Pflicht

von selbst, weil er sein Morgen- und Abend-
gebet nicht versäumt. Um jener sogenann-
ten Aufklärung gänzlich zu entsagen, muß
man sie nur von solchen Meistern predigen
hören, als jene feindlichen Plünderer in ei-
nem gräßlichen Schlosse waren, die auf der
guten Dame Seufzen: „ah mon Dieu!“
zu erwiedern wußten: „Quoi Dieu! Il n'y
en a point.“

Es in der That auffallend, daß ohner-
achtet des so ausgebreiteten religiösen Un-
glaubens der Mensch immer geneigt ist, an
eine Treue der Verträge und Zusagen zu
glauben, wenn er gleich eine Täuschung
nach der andern erfährt. Er fühlt es, daß
die Welt vielleicht ohne London und Paris
bestehen kann, aber nicht ohne Rechtlich-
keit und Treue. Hat aber der ihm eigen-
thümliche Trieb nach Wahrheit nicht
von Alters her seine völlige Befriedigung
nur in der Religion gefunden?

R.

VI.

Die großen Männer zu Anfang der Jahrhunderte.

Es ist eine Bemerkung, die man bis jetzt noch nicht gemacht hat, und deren genauere Untersuchung zu mancher schönen Kombination Anlaß geben könnte, daß im Beginnen eines jeden Jahrhunderts in irgend einem Theile der Welt ein Regent oder Held lebte, der den Namen des Großen von seinen Zeitgenossen erhalten hatte, oder durch ganz außerordentliche Thaten hervorleuchtete. So lebte im Anfang des 1sten Jahrhunderts August, im Anfang des 2ten Trajan, im Anfang des 4ten Konstantin der Große, im Anfang des 6ten Clodowich, der Gründer des Frankenstaats, im Anfang des 7ten Mahomed, im Anfang des 8ten Pipin, der Majoromus, im Anfang des 9ten Karl der Große, im Anfang des 14ten Wladislaus der Große, im Anfang des 15ten Timur, im Anfang des 16ten Iwan Wassiliewitsch der Große, im Anfang des 17ten Heinrich IV. von Frankreich, im Anfange des 18ten

Peter der Große, und wen die Nachwelt im
 Beginnen des 19ten setzen wird, ist zwischen
 den beyden Polen nur eine Stimme.

Das achte Jahr in manchem Jahrhun-
 dert scheint reichhaltig an merkwürdigen Er-
 eignissen gewesen zu seyn. Im Jahre 408
 war Alarich vor Rom, im Jahre 608 er-
 kannte Phocas, der griechische Kaiser, den
 Primaten Roms an, im Jahre 708 erschie-
 nen zwey Könige Englands in Rom und
 wurden Mönche, im Jahre 808 kam (nach
 Regino) Eardulf, König von Nordthumber-
 land, zu Karl dem Großen, suchte Hülfe
 bey ihm und wurde wieder in sein Reich
 eingesetzt, ins Jahr 908 fällt das Ende des
 Großmährischen Reiches, im Jahre 1108
 wird der zwey Jahre unbeerdigt gelegene
 Körper des im Banne verstorbenen Kaisers
 Heinrich IV. in der oben Kapelle von St.
 Afra beygesetzt, im Jahre 1208 verhängt der
 Pabst ein allgemeines Interdikt gegen Eng-
 land; Kaiser Philipp von Schwaben ver-
 liert durch Otto von Wittelsbach sein Leben,
 im Jahre 1308 entsteht der Schweizerbund;
 Kaiser Albert fällt durch das Schwerdt Jo-

hannes, genannt Parrizida, im Jahre 1408 wird gegen das Ansehen des Papstes das Konzilium zu Pisa gehalten, im Jahre 1508 wird gegen den mächtigsten Seestaat damaliger Zeit, gegen die durch die Ausbeute Indiens reich gewordenen Venetianer, die fürchterliche Ligue von Cambrey, geschlossen. Das Jahr 1708 war das letzte, in welchem Schweden die große Stimme in den Angelegenheiten des Nordens hatte. Und wenn Frankreich in diesem Jahre bey allen seinen Bemühungen und seiner glücklichen Lage dennoch nahe am Rande des Abgrundes schwebte, so dient dieses nur, den himmelweiten Abstand seiner damaligen Höhe unter den mächtigsten der Bourbons von jener kolossalischen Gestalt, jener Größe zu zeigen, unter der es im Jahre 1808 ein Gegenstand der Bewunderung für die entferntesten Jahrtausende erscheint. Und wenn der Geschichtsforscher am Rande der Zeiten, gleich uns, in die Tiefe der Vergangenheit seinen Blick wirft, und die lange Reihe dahingeschwundener Jahre nur noch das Erstaunungswürdige in die Augen fallen läßt, wird ihm nicht immer das Jahr 1807 vor-

schweben, in welchem Napoleons rastloser großer Geist wirkte?

VII.

Briefe aus dem Orient, von dem Kammer-Assessor Dr. Seeßen.

Der seit mehreren Jahren im Orient sich befindende Assessor der Jeverischen Kammer, Doct. Med. Seeßen *), reifete im Jahre 1806 von Ledscha nach Jerusalem, ferner längs der Ostseite des Jordans und um den todten See nach Bethlehem, Jerusalem und Acre. Im August war er in Kahira, von dort er folgende interessante Nachrichten mitgetheilt hat. "Auf meiner zweyten Reise um den todten See entwarf ich, eine Karte

*) Folgende Nachrichten von ihm sind aus Briefen an seinen Freund, den Hrn. Dr. Heine-
meyer, zu Jever entlehnt.

davon, welche, wie ich hoffe, viel Interesse für das geographische Publikum und zumal auch für die Theologen haben dürfte. Ich habe viel Interessantes gefunden, aber viele Beschwerlichkeiten und Gefahren ausgestanden. Es war am 13ten März als ich Jerusalem verließ. Ich reisete nach Hebron, von dort noch zu einem Punkt auf dem Südeude des todten Sees und alsdann auf einem neuen Wege durch die Wüste, von einem jerusalemitanischen Bedienten und zwey Beduinen begleitet. Ich und mein Bedienter ritten jeder ein Kameel, welches ich seitdem zu solchen Reisen liebgewonnen habe. Ich verließ Hebron am 21sten März und kam am 9ten April des Abends glücklich im griechischen Kloster am Fuße des Sinai an. Der ganze Weg ist größtentheils eine furchtbare Wüste, wovon das Si-Gebirge (Seir der Hebräer) einen großen Theil ausmacht. Während meines Aufenthalts im Kloster bestieg ich den Horeb, den Moseberg (Sinai) und den Katharinenberg. Ich stellte dort astronomische Beobachtungen an. Nach einem Aufenthalt von zehn Tagen verließ ich das Kloster und reisete wieder durch die

Wüste nach Suez, wo ich am 25sten April
 anlangte, 17 Tage verweilte, und sodann
 nach Bahira mich wandte, wo ich am 18ten
 May glücklich ankam und im Hause des
 Herrn Barons von Rosetti, russischen
 und österreichischen Generalkonsuls, die gast-
 freieste Aufnahme fand. Ich hatte mir vor-
 genommen, die Halbinsel des peträischen
 Arabiens von Suez bis Akabah längs der
 Küste zu umreisen; da indessen die Hitze
 drückend zu werden drohte, so verschob ich
 diese Reise bis zum Herbst, und wandte
 hier meine Zeit dazu an, mein Tagebuch von
 Akre bis hier ins Neine zu schreiben, und
 Manuskripte anzukaufen. Die Zahl der hier
 gekauften Manuskripte beträgt schon 692,
 worunter viele aus mehreren Bänden beste-
 hen und sehr alt und schätzbar sind. Ich
 habe die Hitze ganz erträglich gefunden, und
 dies berechtigt mich zu der angenehmen Hoff-
 nung, daß ich die tropische Hitze auch wer-
 de aushalten können. Die Pyramiden von
 Dshise und Sakara hoffe ich in wenigen Ta-
 gen in interessanter Gesellschaft zu besuchen.
 Der Nil ist schon sehr angeschwollen und
 man wird in einigen Tagen den Kanal von

Kahira öffnen. Er dürfte jetzt die Breite der Weser, einige Meilen unterhalb Bremen, haben. Kahira, Altkahira und Bulak haben seit den Einfällen der Franzosen außerordentlich gelitten. Herr Baron von Rosetti verspricht mir, mir Kreditbriefe nach Schidda und Mocha zu geben. Bis dahin wäre also schon für mein Fortkommen gesorgt. Wie es weiter von Arabien nach Afrika gehen werde, kann ich nur in Jemen selbst erfahren, hoffe aber, daß alles gut gehen werde. Ich habe seit meiner Abreise von Jerusalem wieder einen Abschnitt eines philosophischen Gedichts bearbeitet. Dieser Abschnitt heißt: Die Pyramide, und handelt von der Unsterblichkeit der Seele und Strafe und Belohnung nach dem Tode."

Kahira, am 16ten August 1807.
(Aus einem Schreiben des Kammerassessors Dokt.
Med. Seegen.)

"Am 11. August kam hier im Lager des Pascha, in der Nähe von Bulak, auf der Westseite des Nils, ein englischer Parlamentair, der Major Rivarolla, ein Korse von Geburt, unter einer Bedeckung von 300 Sol-

daten des Pascha, von Alexandrien an, welcher die Losgebung der englischen Gefangenen, die bey der unglücklichen Affaire bey Rosette gemacht worden und die auf der hiesigen Festung aufbewahrt werden, unterhandelt. Man versichert, er habe dem Pascha zu dem Ende anderthalb Millionen Piaster, aber noch vergeblich, geboten. Hier in der Stadt ist alles ruhig.“

VIII.

Schreiben aus Odeffa, vom 28sten Dezember 1807.

Der Krieg zwischen Rußland und der Pforte hemmte zwar auf einige Zeit den steigenden Flor unserer Stadt und ihren Handelsverkehr mit dem Auslande; hingegen veranlaßte dies Ereigniß einen sehr vortheilhaften Absatz der hier befindlichen ansehnlichen Waarenvorräthe. Alle Gattungen Weine, Liqueurs, Rum, Del, gesalzene Produkte, Luxuswaaren, so wie alle aus der Levante kommenden Artikel, erhielten dadurch Preise, welche die

Handlung für ihre augenblickliche Unthätigkeit nicht unbeträchtlich entschädigten. Die Nähe einer russischen Armee in der Moldau und Wallachei eröffnete hiezu einen neuen Weg, während die Regierung mit wahrhaft großmüthiger Hand mehreren Kaufleuten Aufträge für die Krone anvertraute, welche die Bemühung reichlich lohnten. Nunmehr bieten uns zwey aufeinander gefolgte reiche Erndten, so wie eine Menge anderer Landesprodukte, ein weites Feld zu Geschäften dar, sobald der Friede den Verkehr mit dem Auslande völlig wieder hergestellt haben wird. Zum Theil ist dieser Wunsch bereits erfüllt, denn es bedurfte nur den leichten Stoß einer wohlthätigen Hand, den Schauplatz schnell wieder zu beleben. Der Generalgouverneur, Herzog von Richelieu, erlaubte nämlich mit dem ersten günstigen Augenblicke des erfolgten Waffenstillstandes einem hier gewesenen österreichischen Schiffe, mit Getreide nach Konstantinopel abzufegeln. Das dadurch erweckte Vertrauen eröffnete sogleich die Schifffahrt, so daß wir seit dem 27sten Septbr. bis heute bereits gegen 70 Fahrzeuge mit französischer, italienischer, jonischer und tür-

fischer Flagge von Konstantinopel ankommen sahen, wovon der größte Theil auch mit Rückladung wieder abgefegelt ist. Der Küstenhandel erhielt dadurch ebenfalls wieder neues Leben. Die Ausfuhr besteht in Getraide, Talg, Butter, Fuchten, Tauen, Lichter ic.; Eisen und Kaviar wurden zur Ausfuhr hergebracht, weil sie der späten Jahreszeit wegen nicht mehr gerade aus Taganrog abgeholt werden konnten. Unter allen diesen Ausfuhrswaaren ist bloß das Getraide gegen die Preise der vorigen Jahre wohlfeiler geworden; für jede derselben bietet aber die Hauptstadt der Turkey sehr vortheilhafte Preise. Unsere Affekuranzkammer erleichtert alle diese Geschäfte, indem sie zu sehr mäßigen Prämien für diese rauhe Jahreszeit die Seegefahren übernimmt. Das Klima hat sich durch die großen Kultursanstalten seit wenigen Jahren außerordentlich gebessert, und wir erleben nun den zweiten Winter, als wären wir unter dem milden Himmelsstrich Italiens versetzt. Die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere ist sicher und leicht. Es hat weder Klippen, noch Seeräuber, und man befährt es nun mit

der nämlichen Sicherheit im November, als sonst im May. Erfahrung und täglich vermehrte Kunde desselben verscheuchen die verjährten Vorurtheile, und sachkundige Schiffer setzen nun auf den schwarzen Beynamen dieser Gewässer keine Bedeutung mehr. In Betreff des Ursprungs und des schnellen Flors von Odessa wird die Geschichte der Handlung schwerlich ein demselben ähnliches Beyspiel aufzuweisen haben. Es brauchte hier keines politischen Studiums, keiner aufmunternden Belohnungen und Prämien; dieser von der Natur bezeichnete Ausweg für die Erzeugnisse reicher Provinzen geht nur seiner Bestimmung entgegen, denn kaum kennt man 12 Jahre seinen Stamm, so belud man hier durch verschiedene der letztverwichenen Jahre über 600 große Schiffe, und ihr Verkehr belief sich jährlich auf ungefähr 14 Millionen Rubel. Die Geschäfte häuften sich dergestalt, daß die Kaufleute kaum Zeit hatten, sich bequeme Wohnungen und die zur Handlung nöthigen Gebäude zu erbauen. Die Einrichtungen und größern Gebäude der Regierung, die mehr auf Vorliebe und höhere Zwecke, als auf das gegenwärtige

Bedürfniß berechnet sind, werden immer fortgesetzt und gewähren den Vortheil eines nicht unterbrochenen Geldumlaufes für die untern Klassen der hiesigen Einwohner, während Handlung und Gewerbe durch den ausgebrochenen Krieg plötzlich ins Stocken geriethen. Wir theilen nun dadurch, daß die Zeiten besser werden, das allgemeine Schicksal; aber der Friede wird uns schnell auf die höhere Stufe des Wohlstandes und der Thätigkeit bringen, wozu uns die glückliche Vereinigung einer physisch-glücklichen Lage, der unermüdet thätige und freygebige Beistand einer milden Regierung, und die Anstrengung aller unserer Kräfte so sichtbar berechtigen.

A n z e i g e.

Der Gang der politischen Ereignisse fängt an immer interessanter zu werden, die Neuigkeiten des Tages drängen sich; dies hat mich auf eine andere Druckeinrichtung meiner Miscellen aufmerksam gemacht. Um daher den Lesern jener Blätter mehr Novitäten liefern zu können, werden vom 1. April an die Nordischen Miscellen mit einer neuen kleinern Schrift gedruckt. Man wendet sich, wie bisher, mit Bestellungen an das Gouvernements-Postkomptoir in Riga. Der Preis für ein Exemplar auf Postpapier vom 1. April bis 31. December ist $13\frac{1}{2}$ Rubel Silber, auf Druckpapier $13\frac{1}{2}$ Rubel B. U. Denjenigen, so sich hier oder aus umliegenden Gegenden an mich selbst adressiren, wird ein billigerer Preis bewilliget und das Blatt wöchentlich zwey- auch drey-mal ins Haus gesendet. Riga, den 20. März 1808.

Raffka.

Nordisches Archiv

vom Jahre 1808.

Herausgegeben

von

Johann Christoph Kaffka.

Zweytes Bändchen.

April, May, Junius,

Riga,
bei dem Herausgeber.

Inhalt des zweyten Bändchens.

Monat April.

	Seite.
I. Malta und die Belagerung desselben durch Mustapha und Piali im Jahre 1565.	1.
II. Was haben die Mädchen der höhern Stände anjest für Aussichten?	14.
III. Von der Pest, die Livland ehemals ausgestanden hat	46.
IV. Etwas über Persien	61.
V. Etwas über das schwedische Finnland.	71.
VI. Ueber Steinregen.	76.

Monat May.

I. Ueber einige Prophezeihungen auf unser Jahrhundert	81.
II. Ueber die Expeditionen zu Lande nach Ostindien	97.
III. Merkwürdiger Beytrag zur Geschichte von 1805, 1806 und 1807.	103.
IV. Malta und die Belagerung desselben durch Mustapha und Piali im Jahre 1565. (Beschluß)	111.
V. Gedanken über das Militair	123.
VI. Kurze historische Bemerkungen.	129.

	Seite.
VII. Ueber den zeitherigen Handel der Engländer mit Portugall	135.
VIII. Oeffentliche Stimmung in London	139.
IX. Politik	142.
X. Ehemaliger Handel zwischen Frankreich und Portugall	146.
XI. Rio Janeiro, die Residenz des Prinzen von Brasilien	148.
XII. Madrid und Aranjuez	152.
XIII. Rode's Konzerte in Riga	156.
XIV. Anekdoten.	159.

Monat Junius.

I. Etwas über Spanien. Fragment aus der Briefftasche eines französischen Offiziers.	162.
II. Französische Politik und Erziehung seit 1798. Ein Schreiben aus Paris vom 10ten April 1808.	170.
III. Ludwig XIV. über die französische Kaiserkrone	181.
IV. Die Mainoten	186.
V. Die spanische Thron-Revolution	192.
VI. Aline, Königin von Golconda	211.
VII. Von dem Kloster Padis	228.
VIII. Vorschlag zu einer wohlfeilen und nahrhaften Sparsuppe	234.
IX. Seltene Verwandlung eines wollenen Handschuhes in Horn	237.
X. Die Krone Spaniens wird Napoleon übertragen. Die königl. spanische Familie bekommt ihren Aufenthalt in Frankreich	239.

Nordisches Archiv.

Monat April 1808.

I.

Malta und die Belagerung desselben durch
Mustapha und Piali im Jahre 1565.

Der türkische Sultan Soliman, der schon einige glückliche Kriege geführt hatte, beschloß, seine Besitzungen in Europa zu erweitern, Sizilien und mehrere der spanischen Besitzungen wegzunehmen, den Anfang des Feldzuges aber mit der Eroberung von Malta zu machen. Haschem und Dragut, seine

Vicekönige in Algier und Tripolis, ließ er auffordern, sich mit ihren Korsaren mit seiner Flotte vor Malta zu vereinigen. Den Oberbefehl über dieselbe erhielt Piali, den über die Landmacht aber Mustapha, ein erfahrner General. Der Großmeister von Malta, Johann de la Valette, der das Vorhaben erfuhr, rüstete sich seinerseits zu einer muthigen Gegenwehr; alle Ritter eilten zu seinem Beystande herben, und kurz vor der Ankunft des Feindes bestand seine Macht in 700 Rittern und 8500 Soldaten. Er selbst war unaufhörlich beschäftigt; seine Weisheit flößte seinen Truppen Vertrauen ein, seine Ruhe und Stärke theilte ihnen eine Erhabenheit der Seele mit, die sie über jede Gefahr erhob.

Endlich erschien in der Mitte des May 1565 die türkische Flotte vor Malta. Sie bestand aus mehr als 200 Segeln, und hatte, außer einer Menge christlicher Sklaven, 40,000 Mann Landtruppen, meist Janitscharen und Spahis, die besten Soldaten des ottomannischen Reiches, an Bord. Dies fürchterliche Heer landete in einiger Entfer-

nung von der Burg, und verbreitete sich dann über die ganze Gegend, verbrannte die Dörfer, ermordete die Landbewohner, und trieb alles Hornvieh weg.

La Balette sandte indeß den Ordensmarschall Copier mit 200 Pferden und 600 Mann Fußvolk zum Rekognosciren ab. Dieser, ein Offizier von großer Erfahrung, hieb auf 1500 Türken nieder, und verlor nur 80 Mann. Der türkische Feldherr hielt, als sein Heer gelandet war, einen Kriegsrath, und es ward beschlossen, das Fort St. Elmo zu belagern, das auf einer Landenge nahe bey der Burg lag, und auf dieser Seite den vorzüglichsten Hafen der Insel, auf jener aber einen andern hatte, der breit genug war, der ganzen Flotte Sicherheit zu verschaffen. Mustapha stellte sich diese Eroberung sehr leicht vor; aber außer der Tapferkeit, womit es vertheidigt wurde, fand er zwey Hindernisse: erstens, daß die Besatzung sehr leicht aus der Stadt, queer über den großen Hafen, der durch zwey Forts, St. Angelo und St. Michael oder la Sangle, gesichert ward, unterstützt werden konnte;

und das andere, daß die Annäherungslinien durch den kahlen und steinigten Weg, der zum Fort führte, verzögert wurden. Nun setzte er an die Stelle der Laufgräben eine Brustwehr, und eröffnete eine mit seinen größten Kanonen besetzte Batterie. Dies überzeugte bald den Kommandanten, den Landvogt von Negropont, daß es ihm unmöglich seyn werde, sich lange zu halten. Er schickte daher einen Ritter, la Cerda, zum Großmeister, der die Gefahr so sehr übertrieb, daß la Valette beschloß, sich selbst mit einer ausgesuchten Mannschaft in St. Elmo zu werfen, wogegen aber alle Ritter die dringendsten Vorstellungen machten, bis er dem Fort eine Verstärkung durch den Ritter Medran zuführen ließ, einen klugen und unerschrockenen Mann. Nicht lange nach seiner Ankunft that die Besatzung einen lebhaften Ausfall, wobey sie die Feinde aus ihren Verschanzungen jagte, und viele niederhieb. Doch wurden die Christen, nach Verstärkung des Feindes, zurück getrieben, und der Wind, der den Dampf des Geschüßes nach dem Fort trieb, hüllte die Belagerten in eine so dicke Wolke, daß es ih-

nen unmöglich war, die Bewegungen des Feindes zu unterscheiden, der dies benutzte, sich unbemerkt der Brustwehr bemächtigete, eine Verschanzung machte, und eine Batterie auf derselben errichtete. Nichts desto weniger beschloßen die Belagerten, sich so lange als möglich zu vertheidigen.

Unter der Zeit kam Dragut und ein anderer bekannter Korsar, Uluchiali, mit 20 Galeeren an, die, außer Sklaven und Matrosen, 2500 Soldaten an Bord hatten. Dragut war, bey seinen übrigen großen Talenten, besonders erfahren im Gebrauch des Geschüzes; er errichtete mehrere neue Batterien in vortheilhafterer Stellung, als vorher, und feuerte unaufhörlich auf das vorerwähnte Ravelin und auf einen Cavalier, der das Fort bestrich, und eine seiner Hauptvertheidigungen war. Einige türkische Ingenieure, die sich dem Ravelin genähert hatten, bemerkten eine sehr niedrige Schießscharte, und sahen die christlichen Soldaten auf dem Boden liegen und schlafen. Sie benachrichtigten augenblicklich ihre Truppen davon, die sich, so geschwind und leise als

möglich näherten, Leitern an die Schießscharten legten, das Kavelin erstiegen, und den größten Theil der Christen niederhieben. Zwischen diesem Kavelin und dem Kavalier lag der Graben, über den die Belagerten eine Brücke von Brettern geschlagen hatten, die zu ersterm führte. Die Türken sprangen auf die Brücke, und wollten sich des Kavaliers eben so bemächtigen, als des Kavelins. Aber jetzt war die Besatzung in Bewegung. die tapfersten Ritter eilten von verschiedenen Gegenden auf den gefährlichsten Posten, und nöthigten die Türken nach einem hitzigen Gefechte sich in das Kavelin zurückzuziehn. Die Janitscharen bemerkten aber einen andern Weg, den Kavalier zu ersteigen, und der Angriff wurde mit größerer Wuth erneuert. Das Treffen dauerte von Sonnenaufgang bis gegen Abend, da zuletzt die unüberwindliche Tapferkeit der Maltheser den Sieg davon trug. Ohngefähr zwanzig Ritter und hundert Soldaten wurden getödtet, und die Türken verlohren nahe an 3000 Mann. Da das Kavelin auf der Seite des Forts offen war, so pflanzten die Belagerten gegen dasselbe mehrere Ka-

nonen, und richteten eine große Niederlage unter den Türken an. Mustapha schickte aber frische Soldaten in unzähliger Menge hinein, die auf dem Ravelin eine Verschanzung erbaueten, aus welcher sie die Besatzung nie wieder vertreiben konnte.

Der Großmeister schickte der Besatzung ebenfalls eine Verstärkung zu; aber die Lage der Belagerten war nun weit gefährlicher geworden als zuvor. Die Türken arbeiteten so lange an der Erhöhung des Ravelins, bis es über den Wall des Forts hervorragte, und nun konnte die Besatzung nicht mehr sicher auf dem Wall erscheinen; die tapfersten Ritter begannen zu zagen; sie fürchteten einen Sturm, und glaubten dann dem zahlreichen Feinde nicht mehr widerstehen zu können. Sie schickten daher den Ritter Medran als Abgeordneten zum Großmeister, ließen ihm vorstellen, daß das Fort nicht länger haltbar sey, und daß er ihnen erlauben möchte, es verlassen zu dürfen. Aber La Valette war entgegengesetzter Meinung; er sagte, es gäbe Fälle, wo es nothwendig sey, einzelne Glieder der Erhaltung des

Ganzen aufzuopfern; dahin rechnete er diesen mißlichen Umstand. Denn der Bizetönig von Sizilien habe erklärt, daß er nach dem Verluste von St. Elmo die Türken nicht so vortheilhaft als jetzt angreifen könne, und darum hänge die Erhaltung des Ordens beynahе ganz von der Dauer gegenwärtiger Belagerung ab. Er bat zugleich den Ritter Medran, den andern Rittern in seinem Namen zu versichern, daß er ihnen alle mögliche Verstärkung zuschicken, und er selbst eher sein Leben verlieren wolle, als das Fort dem Feinde zu überlassen.

Der größte Theil der Ritter zeigte sich bey dieser Antwort unzufrieden: sie schrieben ihm einen von 53 Rittern unterzeichneten Brief, worin sie meldeten, daß, wenn er nicht in der nächsten Nacht ihnen Boote zuschickte, um sie in die Stadt zu bringen, sie einen Ausfall in das türkische Lager zu thun entschlossen wären, um auf eine rühmliche Art durchs Schwerdt zu fallen. La Valette antwortete, daß sie sich sehr irrten, dadurch ihre Ehre zu retten; die Erhaltung des Ganzen hänge von ihrem jetzigen Gehorsam ab;

von Spanien wäre keine Hülfe zu erwarten; wenn sie das Fort verließen, und wenn er sie in die Stadt bringen ließe, würde diese bald angegriffen, und ihre Lage verzweiflungsvoller werden, als sie jetzt wäre. Er schickte zugleich drey Bevollmächtigte mit, um den Zustand der Festungswerke zu untersuchen. Diese wichen in dem Berichte, den sie bey ihrer Rückkehr abstatteten, sehr von einander ab. Zwey hielten es für unmöglich, das Fort länger zu vertheidigen; aber der dritte, Konstantin Kastriotto, ein griechischer Prinz, der von dem berühmten albanischen Scanderbeg abstammte, behauptete, die Besatzung sey lange noch nicht auß äußerste gebracht, und erbot sich das Fort mit den Truppen zu vertheidigen, die ihm freywillig folgen würden. Der Großmeister nahm das Anerbieten augenblicklich an; und ertheilte ihm die größten Lobsprüche. Er fand eine hinlängliche Anzahl von Begleitern, die so entschlossen als er waren. La Balette schrieb den Rittern, daß er in ihre Ablösung willige, und sogleich eine andere Besatzung schicken wolle, der sie das Fort übergeben, und auf den Bötten, welche diese hin-

überbrächten, nach der Stadt zurückkommen sollten. Der Inhalt dieses Briefes weckte in den Rittern das Gefühl von Ehre, das den Orden so lange ausgezeichnet hat, und sie beschloffen, ohne Anstand im Fort auszuhalten, und ließen dem Großmeister dies berichten, der es nach einigen Weigerungen zugab.

Er schickte ihnen jede Nacht frische Truppen, Proviant und Munition; er selbst hatte eine besondere Art Feuerwerke brennender Reife erfunden, die brennend unter die Feinde geworfen wurden, und überall, wo sie hinfielen, die größte Verwirrung anrichteten. Ohnerachtet alles Eifers der Belagerten hatten dennoch die Türken eine Brücke über den Graben geschlagen, und fingen schon an den Wall zu unterminiren. Vom 17ten Junius bis zum 14ten Julius verging kein Tag ohne Gefecht, und schon mehrmals waren die Türken, die das Fort ersteigen wollten, zurückgeworfen.

Am 16ten versuchte Mustapha einen Sturm, den er schon einige Tage vorberei-

tet hatte. 4000 Musquetiere und Bogen-
 schützen wurden in die Laufgräben gestellt,
 und die übrigen Truppen näherten sich der
 Brücke. Die Besatzung war bereit, sie zu
 empfangen. Die Bresche besetzten mehrere
 Reihen von Soldaten, zwischen denen sich
 die Ritter in einer gewissen Entfernung von
 einander befanden; erst versuchten es die Tür-
 ken, diese unerschrockene Schaar zu durch-
 brechen, und sie durch ihre Menge zu über-
 wältigen; aber ihr Verlust wurde nur ver-
 mehrt. Jeder Schuß vom Fort glückte;
 die Artillerie richtete ein fürchterliches Ge-
 mezel unter den Feinden an, und die bren-
 nenden Reifen wurden mit erstaunenswür-
 digem Erfolge gebraucht. Die Neuheit die-
 ser Maschinen, und das Geschrey derer, die
 von ihnen eingeklemmt wurden, vermehrten
 das Schrecken, und machten es den türki-
 schen Offizieren unmöglich, ihre Soldaten
 geschlossen zu erhalten. Mustapha ertheilte,
 nachdem er den Sturm länger als sechs
 Stunden fortgesetzt, und keinen Zollbreit Bo-
 den gewonnen hatte, Befehl zum Rückzug.
 Die Besatzung verlor 20 Ritter und 300
 Soldaten.

Auf Dragut's Anrathen beschloß Mustapha, seine Batterien und Laufgräben an der Stadtseite so weit auszudehnen, bis sie den großen Hafen erreichten, in welchem die Ergänzungstruppen landeten, die der Großmeister jeden Tag der Besatzung zuschickte. Mustapha ließ seine Truppen und Schanzgräber Tag und Nacht an diesen Werken arbeiten, und brachte sie glücklich zu Stande. Jetzt, da er das Ufer mit Geschütz bespflanzte, und in die Laufgräben Musquetiere gestellt hatte, war es jedem Boote unmöglich, aus der Stadt in das Fort zu gelangen. Nun erneuerte er seine Versuche, St. Elmo zu stürmen. Am 21sten griff er es viermal an, doch die Besatzung zeigte einen Grad von Tapferkeit, der allen Glauben übersteigt. Aber sie war auch so sehr geschmolzen, daß sie bey einem neuen Sturme überwältigt zu werden fürchten mußte. Sie benachrichtete den Großmeister durch einen Boten, der bey Nacht hinüber schwamm, von ihrer verzweiflungsvollen Lage. Augenblicklich waren die Boote voll von Rittern und Soldaten, die aus der Stadt der Besatzung zu Hülfe eilen wollten; aber alle ih-

re Versuche ans Land zu steigen, waren vergebens, und sie mußten tief bekümmert umkehren.

Die Besatzung verzweifelte nun an jeder Hülfe, bereitete sich zum Tode, und jeder begab sich nach seinem Posten, die Türken zu erwarten. Diese rückten am frühen Morgen des 23sten Julius zum Angriff, wie zu einem gewissen Siege; die Vertheidiger aber fochten mit einer Stärke, mit einer Uner-schrockenheit, welche sogar die Feinde in Erstaunen setzte. Das Gefecht dauerte länger als vier Stunden, und endigte nicht eher, bis, zwey oder drey ausgenommen, die sich durch Schwimmen retteten, nicht nur jeder Ritter, sondern auch jeder gemeine Soldat geblieben war. Jetzt wurden die türkischen Fahnen auf die Wälle gepflanzt, und die Flotte segelte in einer Art von Triumph in den Hafen, den das Fort bestrich.

Hey dieser Belagerung verlor der Orden mit 130 der tapfersten Ritter überhaupt 1500, und die Türken auf 8000 Mann.

(Der Beschluß folgt.)

II.

Was haben die Mädchen der höhern Stände ansezt für Aussichten?

(In drey Briefen.)

Erster Brief.

Als ich noch so glücklich war, mit Dir die schönen noch unentweiheten Thäler von St. zu durchwallen, und täglich der Empfänger Deiner geheimsten Empfindungen und Gedanken zu seyn, da sah ich Dich, mein Freund, oft mißmüthig, daß Dir der Himmel in Deiner Ehe nur eine Tochter und fünf Söhne geschenkt hätte. Du meinstest da immer: Töchter ließen sich doch besser und mit weniger Kosten erziehen, machten auch durch ihr zärtliches, anschmiegsames Wesen dem Vater so viel Freude; dahingegen die Jungen weit mehr Besonnenheit bedürften, zu ihrer Vorbereitung auf ihr bürgerliches Leben manches schöne Sümichen erforderten, und, mit Vergessenheit der Liebe und Anhänglichkeit am Vater, mehr umherwilder-

Ich gab Dir damals nicht Unrecht; denn ich dachte nicht daran, daß Deine Mädchen, um dereinst glücklich zu seyn, und die Eltern glücklich zu machen, auch Männer bekommen müßten, und noch weniger dachte ich damals — an die jetzigen Zeiten.

Jetzt haben sich meine Ansichten dieser Angelegenheit gewaltig geändert; und siehe, nun preise ich Dich glücklich, daß Du fast lauter Söhne zu Deinen Kindern hast. Diese Gedanken wurden mir bisher oft wichtig; aber nie lebhafter, als jüngst bey einer Feste, zu welcher auch ich mitgezogen wurde. Ich fand dort nämlich einen auffallenden Ueberschuß in der Zahl der Mädchen gegen die der jungen heirathslustigen und heirathsfähigen Männer. Und diese Mädchen mit so weniger Aussicht waren nicht etwa von wenigem Aussehen, daß man daher ihre Hoffnungslosigkeit und Verlassenheit hätte leiten können; nein, sondern die meisten waren minnigliche Gestalten, mitunter von blühender Fülle und Farbe. Der Tulpentor eines Harlemmer Blumisten schien sich Dir zu zeigen, indem Du in den Ballsaal ein-

tratsf. Was mir an dem ganzen Treiben der jungen Welt dort einleuchtete, war, daß die Mädchen allesammt heirathen, die jungen Herren aber fast alle nur liebeln und schäckern wollten. Traun, eine schmerzhafteste Ansicht, die dem Freunde dieses gefühlvollen Geschlechts das Herz verwundet.

Ich glaubte da zu bemerken, daß die Eine, eine gesuchte Tänzerin, mit gewandtem Schritt in die Brautkammer springen, eine Andere durch ihren vollen Busen zum Ja wort vor dem Altare einladen, eine Dritte mit der Glut ihrer Augen das Eis ökonomischer Bedenklichkeiten schmelzen, eine Vierte mit dem Morgenroth ihrer Wangen den heitern Tag des Ehestandes heraufführen, diese durch freye Zubringlichkeit und jene wieder durch Zurückhaltung und Empfindsamkeit gefallen wollte; daß Alle aber ihre meiste Hoffnung auf ihren Anzug setzten, der hier im Ballsaale eine wahre Mustercharte von allen tollen und geschmackvollen Launen der Mode darbot.

Es war ein freudenvolles Leben und

Schweben in dem weiten Salon. Ihr, Auge, Geruch und Herz, alles wurde entzückt, so lange bis ich bey mir selbst fragte: Und was soll, ihr schönen freudenvollen Mädchen, aus euch werden? Wie wenig von euch werden ihre Bestimmung als Gattin und Mutter erfüllen können! Werden nicht in zehn oder funfzehn Jahren die allermeisten ihr Haupt senken, und einsam, übersehen und voll Schmerzes getäuschter Hoffnungen, dem herangewünschten Grabe zuwelken?

Das bisher Gesagte galt den schönen, blühenden Jungfrauen unserer Tage, sie, an deren glatten Teint und hellem Blicke man schon immer mehr die Segnungen der Schutzblattern erkennen kann; aber was soll man denn nun erst von der jetzt immer höher steigenden Zahl der alternden Mädchen sagen, welche bereits eine geraume Zeit über den Lenz ihres Lebens hinaus sind, und in ihren Zahnlücken, den Fältchen am Auge und Kinn, so wie in ihrem menschenscheuen Benehmen die Spuren des ernstern Alters zeigen? Auch diese hatten ja ihre süßen Hoffnungen, und sträuben sich noch jetzt dagegen,

wenn ihre trüberen Gedanken oder mein Brief ihnen diese Hoffnungen entwenden wollen. Wie muß diesen zu Muthe werden, wenn sie ohne sonderliches Vermögen da sitzen, und sehen, daß weit blühendere und schönere Mädchen von dem theils frivolen, theils armen Männergeschlecht ganz ungesucht bleiben, und diesem höchstens zum Ländela und Tänzgen gut genug dächten?

Ich rede hier besonders von Mädchen vornehmerer Stände; aber ich muß auch derer erwähnen, die nicht dazu gehören, aber sich doch durch Tracht, Benehmen und Lectüre dahin andrängen. Hier erblicke ich eine ganze Saat niedergehagelter Hoffnungen im Voraus. Die Thüre zum ehelichen Glück, die ihnen noch offen stand, nämlich zur Ehe mit Männern ihres Gleichen, verschließen sie sich thöricht selber. Denn welcher gescheute und rechtschaffene Handwerker wird sie denn zu nehmen wagen, die zarten fräuleinartigen Damen aus den Fleisch- Brodt- und Schuh-Bänken, sie mit den piffigen Modehütchen, im Mouffelingewande und griechischem Fußschmucke, mit dem Roman

in den Händen und der Ecoeffaise in den Füßen, und mit den kerksten Anforderungen an Modetand und vornehmen Müßiggang im Herzen? Voll gerechter Scheu geht der junge Meister vor ihrer Schwelle vorüber, und freyt leider lieber nach begüterten Wittwen oder bleibt, was noch schlimmer ist, gar ledig. Und jene Paar Freyer aus vornehmern Ständen werden sich schwerlich zu ihnen hinabverfügen, da ja in höhern Regionen anjegt auf jeden Mann, der ernsthaft auf eine Heyrath sinnet, ein Duzend Hofraths= Kaufmanns= Direktoren= und Prediger= Töchter gerechnet werden mögen.

Gewiß, noch nie war das Verhältniß der heyrathsfähigen Mädchen zu den Männern, die auf Freyerfüßen wandeln, so schrecklich ungleich, wie anjegt; und so traurig hat es um das Glück des weiblichen Geschlechts noch nie gestanden, wie in diesen bösen Zeiten. Denn wenn der Mann auch nicht heyrathet, so erfüllt er doch immer seine öffentliche Bestimmung; er wird Bürger des Staats, Beamter, Meister u. s. w. wenn er auch seine häusliche unerfüllt läßt.

Aber des Weibes Hauptbestimmung ist, Gattin und Mutter zu werden, und wie wenig ist sie, (wenige Fälle ausgenommen) wenn sie dies nicht wird! Ohne Erfüllung seiner Hauptbestimmung kann man nicht wahrhaft glücklich seyn. Daher ruhete auch von frühern Zeiten her, wo die Ehelosigkeit mehr verschuldet war, als anjezt, jene Schmach auf dem Titel: Alte Jungfer; welche anjezt bey Tausenden zur schreyenden Ungerechtigkeit werden würde.

Fasse doch, lieber Freund, jezt einmal mit mir das jezige Männergeschlecht näher ins Auge, und sieh, woher die einreißende Ehelosigkeit desselben entsteht, und warum der Ehestandskandidatinnen so viel sind.

Was im Kriege gegen die Batterien, Wälle und Musketen angeführt wird, das sind nicht die Greise und Kränklichen der Nationen, sondern die Wohlgebauteften und Robustesten der Männer, abgehärtet durch kriegerische Strapazen. Und rechne noch, wie lange nun schon die Kriege auf Land und Meer in und außer Europa wüthen,

wie viel Ehemänner kamen in diesen Kriegen nicht um, deren junge Wittwen nun durch die stärkere Konkurrenz von Ehestandskandidatinnen den Mädchen das Leben noch saurer machen. Und während aller dieser Defekte im Männergeschlecht, gingen die Geburten von Mädchen immer ihren ordentlichen Gang fort, also ziemlich in gleicher Anzahl mit den Knaben. Muß da nicht eine ungeheure Ungleichheit entstehen? Das zeigt sich auch schon in mehreren Ländern Europas. In England schickt man schon die Töchter nicht sonderlich bemittelter Häuser weit fort in das glühend heiße Ostindien, wo sie als seltnerer Erscheinungen bey den reichbegüterten Kaufleuten als Weiber leichter ankommen, als in ihrem Vaterlande. Auch in Frankreich soll die auffallende Uebersahl der unverheiratheten jungen Damen sehr bemerkbar seyn.

Unter den vielen andern, welche als gewünschte Sponsen aus dem Militär oder Civile für ehelandsbedürftige Mädchen übrig bleiben, sind die meisten von Seiten ihrer Einkünfte unfähig, einem Mädchen vorneh-

mern Standes am Traualtare die Hand zu bieten. Was wären ihre jährlichen 3 oder 400 Rthlr. Einkünfte für die Bedürfnisse einer Familie in einem so luxuriösen Zeitalter? Sie sehen da ihr Schicksal im Voraus, daß nämlich von diesem knappen Einkommen doch, erpreßt von der eiteln Frau Gemalin, wechselnde Moden im Anzuge, in den Meubeln und den Lustbarkeiten bestritten werden sollen. Was kostet nicht in unsern galanten Zeiten eine Köchin, was nach den ersten Wochenbetten eine Kinderfrau, was das viele theure Holz in der Küche und den Defen, was die Hausmiethe für einige Stuben und Kammern? Und wenn auch die kostspieligen Dinés und Soupés bey den jetzigen bedrängten Zeiten sehr in Verfall kommen und zur Seltenheit werden; so bleiben doch noch die Kaffeewisiten übrig, ohne welche, was ein irgend redseliges Weibchen ist, doch nicht gut leben kann.

Obendrein brauchen ja unsre jungen Herren schon für sich selber weit mehr, als unsere frugalen Vorfahren in ihren Jünglingstagen brauchten. Damals bey den ste-

henbleibenden Schriften des Modegesetzbuches galt Ein und derselbe Fest- und Brautenrock die ganze Jünglingscarriere hindurch bis zum Traualtare; jetzt kommandirt jeder vom Auslande zurückkehrende Geck alle halbe Jahre eine andere Tracht. Jeder junge Mensch und Mann, der die Kaffeehäuser und Klubbs höherer Stände besucht, wirft die veraltete Mode dem Trödel um ein Spottgeld hin. Jetzt empfängt der Konditor schon Vormittags, wo ehemals die Jünglinge ämsig bey ihrer Berufsarbeit blieben, das Geld des müßigen Fantz. Die Almanache, die Taschenbücher, die Välle, Lustparthieen und Spieltische fordern ihre Depenzen. Mancher junge Bursche mit gesunden Beinen läßt es sich einfallen, nicht glücklich seyn zu können, wenn er nicht sein eignes Pferd reiten und dem ächzenden Thiere vor jedem Fenster, hinter welchem eine Dulcinea lauschen könnte, die Sporen zum Courbettiren in den Wanst stoßen kann. Zu diesem allen kommt dann noch das Theater, von dem man sich — wie könnte man denn sonst in die täglichen Gesellschaftsgespräche sein Wörtchen einmischen? — doch unmöglich

ausschließen kann. — Und da bey dieser Lebensweise oft nicht einmal der wohlverdiente Lohn für den Schuhmacher, Schneider und Barbier übrig bleibt, so fleißig diese auch ihre unorthographischen Liquidationen einreichen; wie will da etwas für dich und deine zahlreichen Forderungen übrig bleiben, armes Mädchen, wofern du dein Vermögen nicht nach Zehntausenden zählst? — — —

Indeß würde es sich mit dem Heyrathen doch noch machen, und manches liebe Mädchen dennoch nach und nach unter die Haube kommen; wenn die Grundsätze und Sitten unsrer jungen Herren nicht so durchaus verdorben wären. Trotz dem wenigen Einkommen und der also zu erwartenden Lebensweise voll Frugalität und Beschränkung würde doch mancher junge Mann heirathen, wenn er nur ein dauerndes Glück erwarten dürfte. Aber wie tief ist seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Sittlichkeit gesunken! Schamhaftigkeit, Zucht, Enthaltbarkeit, sind sie nicht unter den jungen Männern höherer — und auch niederer — Stände zum Spott

geworden, mit denen man junge Leute aufzieht? Und sind nicht Ausschweifungen jeder Art unter ihnen das gleichgültigste und beliebteste Ding in der Welt? Und da ist denn ihre zum Theil durch das weibliche Geschlecht selbst bewärkte Meynung, daß man gewisse Freuden wohlfeiler haben könne, als durch eine kostspielige Ehe. — Aus dieser Ungebundenheit der männlichen und weiblichen Sitte, welche täglich mehr um sich greift, entsteht denn jene andere, nämlich daß jährlich immer mehrere Paare unverbunden bleiben, die sich sonst vor dem Altare wohl gern hätten binden lassen. Je mehr ein junger Mann selbst wollüstig gewesen ist, desto ungläubiger wird er an weibliche Tugend, desto höhnischer pflegt da der Faun zu lächeln, wenn von Lucretien die Rede ist. Seine ganze Miene scheint da zu sagen: daß weiß unser eins besser.

Du wirst es nun sehr begreiflich finden, daß er bey so vielem Unglauben an Weibertugend sich wohl hüten werde, selbst in den Fall einzugehen, wo er eben so betrogen werden könnte, als er selbst betrog. Er läßt

demnach das Heirathen anstehen, bis er etwa ein späteres Alter erreicht hat und da ein recht reiches Mädchen oder eine Wittwe findet, die viel Geld zum Heirathsgute mitbringt. Diese nimmt er dann großgünstig, wie Gangolf in Wielands Oberon, zu seiner ehelichen Hausfrau, um seine Schulden zu tilgen und ein Haus machen zu können, Glückseligkeiten, um deren Besitz er denn wohl ein Auge für das, was hinter seinem Rücken vorgehen könnte, zuthut.

Viel zuversichtlicher und früher steuert dagegen ein unschuldiger Jüngling dem Hafen des Ehestandes zu. Er hält die Mädchen für Engel und die Weiber für Heilige. Aus seinem eignen reinen Sinne nimmt er die Bürgschaft für die Tugend seines künftigen Weibes her, und möge der Himmel unschuldlohnend seine Wahl segnen, damit er nicht getäuscht werde! Da nun aber in unsern aufgeklärten Zeiten jener Wüstlinge unter den Männern immer mehr, dieser Braven und Unschuldigen immer weniger werden, so müssen immer weniger Ehen geschlossen werden und immer mehr Mädchen sitzen bleiben.

So schon zeigt es sich hier an meinem Wohnorte. Du weißt, daß es hier auffallend viel erwachsene Mädchen und junge Wittwen giebt, die man dem höhern wenigstens dem geehrteren Mittelstande zählen kann. Wenigstens 60 dergleichen sind vorhanden; und siehe, ich glaube schon viel anzunehmen, wenn ich behaupte, nur 2 von ihnen kommen jedes Jahr unter das Häubchen. Welch ein sparsamer Abgang bey stetem Zuwachs. Also von 60 Hoffenden jährlich nur 2 mit erfüllter Hoffnung; wenn sollen da die letzten dran kommen?

Ob denn wohl unsere Damen diese leidigen Folgen von der Lebensart solcher Wüstlinge vorher geahnet haben mögen? Ob sie wohl daran dachten, daß aus ihren Romanen, Schauspielen, aus der Gleichgültigkeit gegen die christliche, Sittenreinheit predigende, Religion, aus der Partheylichkeit für so manche liebenswürdige Wüstlinge, welche sie so oft zum Unmuth manches braven Jünglings blicken ließen, all dies Elend, Schmach und Verachtung des weiblichen Geschlechts hervorgehen würde? Ich zweifle; denn

sonst hätten sie sich wohl anders benommen.

Ich weiß übrigens, was ich sage, wenn ich von Elend, Schmach und Verachtung rede; denn je mehr die Ehelosigkeit einreißt, desto verachteter und unglücklicher wird das weibliche Geschlecht. Und wirklich (ich weiß nicht, ob ich richtig beobachtete) behandelt anjetzt das junge Männergeschlecht das weibliche Geschlecht nicht mehr mit der ehemaligen Zartheit, man drängt sich nicht mehr so zu ihrer Unterhaltung, man sucht ihnen nicht mehr so zu gefallen, der Geist alter Chevalerie scheint erstorben zu seyn. Die Männer rauchen, spielen und plaudern von Politik, und lassen die Damen sitzen, oder Arm in Arm in langen Reihen laufen.

Was wird denn bey den starken Trieben des zweenen Geschlechts aus dieser Seltenheit der Ehe hervorgehen? Ein unbefriedigtes hoffnungsloses Schmachten, stiller Gram, und anstatt, daß man sich der weiblichen Sitte gemäß aussuchen und bitten lassen sollte, ein herabwürdigendes Andrän-

gen zu jedem heirathsfähigen Mann. Das ist eine trübe Perspektive, die dem weiblichen Geschlechte der höhern Stände vor Augen liegt; und es wird in dieselbe als Gegenwart dereinst eintreten, wenn dem Uebel nicht bey Zeiten gesteuert wird.

Kann denn aber diesem Elende noch vorgebeugt werden? Schwerlich; denn ich fürchte, die Gebrechen unserer Zeit sind unheilbar, es ist eine moralische Abzehrung vorhanden; und wo ist jetzt Gemein Sinn zu finden, wenn Mehrere für eine gemeinsame gute Sache unter einen Hut gebracht werden sollen? Sonst hätte ich wirklich manchen Vorschlag, der zum Heil und Frommen der Mädchenwelt nicht undienstbar wäre, in petto. Ich werde sie Dir in einem folgenden Briefe auskramen, und Du wirst mir Dein Urtheil darüber nicht vorenthalten. Auch bin ich begierig, was Deine geistvolle Tochter zu ihnen sagen wird. Lebe und dulde wohl. —

Zweiter Brief.

Du bist mit mir in meinen Ansichten

Einig. Das ist für mich sehr genugthuend. Wie könnte es aber auch anders seyn? Die Sache fällt von selbst in die Augen. Es steht jetzt mit den Mädchen vornehmerer Stände verzweifelt schlecht. Wo ist der Erretter, welcher ihrer Lage eine glückliche Wendung giebt? Für so manche andere Klassen von Menschen wird anjest eifrig gesorgt; aber wer wird sich der Würde und des Glücks jener Unglücklichen annehmen, die doch Alle lieben, heirathen, auf diese Weise Mütter werden, das ist auf ihre Weise glücklich werden wollen?

Wenn ich mir so die Phantasien der guten Mädchen denke, wie sie so golden die Stirne derselben umgaukeln, so lieblich das Herz derselben umschmeicheln, nachdem sie durch die Confirmation in die Reihen der Jungfrauen eingeschritten sind, nach deren aufblühenden Schönheit der Jüngling seitwärts schießt, welche süße Hoffnungen finde ich da! Da träumt sie sich einen Ball, eine Zusammenkunft mit ihren Freunden im Garten oder sonst einen häuslichen Zirkel. Sie ist gerade recht vortheilhaft angezogen.

Ihre Wange ist Morgenroth, ihr Blick ein Blitz, ihre Haltung und ihr Gang das Schwanken einer Lilie im Abendwinde. Da erscheint ein junger Mann und faßt sie ins Auge. Die Mädchenphantasie leihet ihm frengedig eine vorzügliche Männerschönheit. Er naht sich ihr erröthend und redet sie an, sie erröthet noch mehr und giebt eine interessante Antwort. Ein Wort voll tiefen Sinns entfliegt ihm; sie schlägt es nicht spröde zurück. Man hat sich verstanden und beginnt nun sich zu suchen. Seine Freunde wissen noch durchaus nicht, warum alle seine Wege nur durch diese Straße führen; sie aber weiß es, warum er des Tages sechsmal vorbegeht, heraufschielt und aus purer Höflichkeit — nicht grüßt. Endlich gedeihet die Sache ins Klare. Der junge Mann, mit etwas Furcht wegen seines noch etwas knappen Amtes, hat nun des Papas und der Mama Gesinnungen über eine Heirathspartie ihres Töchterchens erkundet, und trägt nun hoffnungsvoller seines Herzens Nothstand ihnen vor. O Wonne! er wird nicht abgewiesen. Nun darf er frey und öffentlich seine Besuche machen, darf wohl gar

kommen und bleiben, wenn auch die Eltern nicht daheim sind. Jeder Tag ist von nun an ein Freudenfest. Die Ausstattung wird emsig eingekauft, und sie, Mutter und Tochter, sind jedem Kaufmann der Stadt willkommen, mit einem stattlichen Glückwunsch empfangne Gäste, da hier der Einkauf ins Große geht. Dann kommen die Tage des Aufgebots, wo die schamhafte Tochter durch den Mund des Predigers sogar einer ganzen Gemeinde ihre Liebe öffentlich bekennt; und endlich der Tag der Trauung, o, ein wunderwichtiger Tag, wo alles die schöne Braut sehen will und selbst Kinder sich drängen und ihr Glück vor andern rühmen, die Braut in ihrem Puz gesehen zu haben. Nun gehen die Flitterwochen des Ehestandes an, des vereinigten Lebens goldene Tage, bis dann der süße mütterliche Stolz eintritt, ein Kind geboren zu haben, und es unter weiser Pflege fröhlich gedeihen zu sehen.

So ungefähr, nur mit gewissen Modifikationen, sind die Phantasien beschaffen, die mannbar gewordene Mädchen sich bilden.

Und man sehe nun zu, bey wie Vielen sie realisirt werden. Ach! nur immer bey Einer unter Zehn; denn manche werden gar nicht, manche sehr spät und erkaltet, manche ohne Liebe oder gar mit Widerwillen heirathen. Glücklich sind die letztern, wenn sie auf die Forderungen des Herzens resigniren und nur auf die Versorgung sehen.

Zur Abhelfung des bisher sattfam betrachteten und beklagten Uebels hört man mancherley in Vorschlag bringen, z. B. die Einziehung der Kloster zur Ernährung armer alter Jungfern; ich aber stimme für ein anderes zweckmäßigeres Mittel.

In einem vielgelesenen öffentlichen Blatte las ich neulich bey Gelegenheit der in einer großen Stadt bemerkten Mädchenmehrheit die Aeußerung eines Correspondenten, daß da wohl kein anderes Mittel seyn würde als die Annahme des türkischen Gesetzes im Koran. Allein dagegen ist mancherley sehr Wichtiges einzuwenden. Schon das Christenthum, die herrschenden Staatsgrundsätze und die öffentliche Meinung sind dieser

Art Abhülfe entgegen, und das sind sehr ernste Stimmen dawider. Wenn auch Abraham nach morgenländischem Brauch in jenen uncultivirten Zeiten mehrere Frauen nahm; so ist dies deshalb unter der Herrschaft einer vollkommeneren Religion und mehr veredelten Sitten keineswegs zu billigen. Melancthon war überredet und durch Scheingründe verführt worden, in die Doppelhehe des Landgrafen von Hessen zu willigen. Dies machte dem gewissenhaften Gelehrten hernach solchen Kummer, daß er sein Leben lang nie mehr ganz ruhig darüber ward und in eine tödliche Krankheit verfiel. Der Ausspruch der Bibel: „Eines Weibes Mann“ gilt durch die ganze Christenheit.

Aber auch der Staat wird nie darenin willigen können, daß die Vielweiberey in ihm gesetlich werde. Die Folgen davon, Entvölkerung und verderbliche Kinderzucht, würden ihn hart treffen.

Die Mädchen selber dürfen auch in diese Art ihrer Errettung vom Elende alter Jungfern durchaus nicht willigen; die Hülfe wä-

re dann schlimmer, als das Uebel selbst, und der letzte Funke von Bewußtseyn und Freudigkeit ginge dann in ihrer Brust verlohren. Man hat die Bemerkung gemacht, daß mit der Einführung der Vielweiberey auch die ganze Selbstständigkeit, Würde und alle zarte, liberale Behandlung der Weiber wegfallen müßte. Jede für sich eingesperrt, zitternd unter der Geißel, so müßten sie leben, wenn ihre Affekten — Liebe, Haß, Eifersucht, Herrschbegier und Wuth — nicht dem Manne das Haus zur Hölle machen sollten. Und diese Bemerkung ist sehr richtig, sie ist berechnet auf die Natur des Weibes und die Nachrichten, die wir von den in der Polygamie lebenden Nationen haben. Jeder Kuß z. B. vom Manne der Einen gegeben, wäre der Andern eine Maulschelle, jeder Besuch bey der Einen, der Andern ein Stich ins Herz. Jedes Kleid der Einen gekauft, würde die Andere zu noch größern Kleiderforderungen reizen, die Begünstigtere würde die Andere verächtlich und tyrannisch behandeln und diese würde ihr dafür die Augen austragen. Der Mann, wenn er nicht durch die härtesten körperlichen Stra-

fen ihnen Sklavenfurcht einjagte, würde oft wie in einem Haufen rasender Bacchantinnen, ein zweyter Orpheus, stehen, glücklich, wenn er noch durch die Flucht auf das Kaffeehaus dem Schicksal, zerrissen zu werden, entginge.

Dritter Brief.

Ich wollte Dir meine frommen Wünsche und Ansichten zu Gunsten des jetzt in Verfall gerathenden Mädchenglücks schon im vorigen Briefe austragen; aber ich konnte ihn nicht so weit ausspinnen, als ich gedacht hatte. Theils hielt mich eine Hochzeit ab, zu welcher ich über Land gebeten war, wo der steinalte Obrist v. R. die blutjunge Demoiselle P. heirathete, theils mußte ich von dem Orte der Hochzeit aus nach G. reisen, um dort ein bejahrtes Fräulein zur Wirthschaftsführerin in einem adeligen Hause zu empfehlen. Ich komme so eben von dort unverrichteter Sache — eine andere war schon angenommen — zurück, und zu der Materie, die Dich vielleicht mit Deiner einzigen Tochter weniger anzieht, als mich, aber doch vollends erschöpft werden muß.

Die Abhülfe des Uebels, von welchem in diesem Briefe die Rede ist, darf nicht von außen her erwartet werden. Die Hülfe von außen taugt in der Regel in keiner Angelegenheit sehr viel. Das weibliche Geschlecht selber muß besser werden und zweckmäßiger verfahren, wenn ihm geholfen werden soll. Es muß sich aus der Tiefe, wo hinab Leichtsin, verderbliche Lektüre und Verachtung der Religion dasselbe gestoßen haben, zur Sittenreinheit, verständigem Ernst und Gottesfurcht wieder herauf arbeiten. Es muß auf manches Glück Verzicht thun lernen, um wieder glücklich zu werden. Es muß seine Achtung und Verachtung besser vertheilen und stärker markiren lernen, um selbst wieder geachtet und gesucht zu seyn.

Wenn ich meine Blicke auf jene traute Vorzeit vor nur 50 Jahren zurückwende, welche Mädchen, welche Weiber sehe ich da! Weiber, welche sich nach des Mannes Einkommen in ihren Forderungen und Ausgaben richteten, denen in ihrem Hause am wohlsten war, für die ein Tanz, ein Gastgebot zu den seltenen, illüstrn Festen gehörte,

die ihre Gesinnung gegen ihren Mann nie, ihren Fuß sehr selten wechselten, die im Hause selbst die unverfärbtesten Hände anlegten, denen Eine Magd gewiß ein vornehmer Luxus schien, die ihre Zeit gewiß nicht mit der Lektüre von Romanen verdarben, vermöge welcher anjetzt so manches Weibchen ihres Mannes Professor und Hofmeister seyn, oder ihm rührende und stürmische Phrasen theatralisch vordekklamiren will; Weiber endlich, aus deren Lebensweise die Spielparthie, geschweige die tägliche, verbannt war, und die von Badereisen und Saisons nichts wußten.

Nun ja, so muß es wieder werden, wenn das weibliche Geschlecht wieder zu Ehren kommen und gesucht seyn will, und das Heirathen für die Männer wieder mehr Reiz bekommen soll. Die Mädchen in jeder Stadt müssen zusammen treten und ein Uebereinkommen festsetzen, oder wenigstens jede an ihrem Theil so handeln, als wenn das Uebereinkommen folgenden Inhalts feyerlichst festgesetzt wäre:

Wir machen uns verbindlich, dem alber-

nen Dienst der Mode, welche oft mehr ent-
 stellt als schmückt, zu entsagen. Die jetzige
 Tracht, nur für unser Klima um vieles wär-
 mer, ist so beschaffen, daß die Schöne recht
 schön, die Nichtschöne erträglich darin er-
 scheint. Die Tracht, mit welcher wir in den
 Ehestand eintreten, soll die unsrige bleiben,
 und wenn hundert und abermal hundert neue
 Moden von der Seine und Themse her sich
 blicken ließen. Der Mann, der uns nimmt,
 soll unsere Garderobe nicht eher zu erneuern
 haben, als bis die jetzige, welche wir ihm
 zubringen — nicht etwa aus der Mode —
 sondern durch Verbleichen und Zerreißen un-
 brauchbar geworden ist. Wir wollen uns,
 wenn unser Ehemann nur ein Einkommen
 darnach hat, mit Einer Magd, im Noth-
 fall auch wohl nur mit einem zur Hand ge-
 henden Weibe begnügen und wacker selbst
 kochen, waschen, aufräumen und flicken, da-
 mit uns hernach am Feysrabend die Ruhe
 in seinem Arme besser schmecke und ob dem
 theuern Gesinde auf seiner Stirn keine Run-
 zeln des Verdrusses und Grams entstehen.

Besonders wollen wir, wenn wir guter

Hoffnung sind, nicht alle gute Hoffnung des Mannes dadurch zu einer bösen machen, daß wir gleich nach Ammen und Kinderweibern ausschicken und ausschreiben, die wie ein Schwamm am Hause zehren, und daß wir mit großen Unkosten unser Wochenbett und seine Umgebungen zu einem Karitatenkasten machen, an welchem sich die neugierigen Freundinnen bey den Wochenvisiten halb blind und recht neidisch kucken sollen; sondern wir wollen selber unsere Kindlein baden und waschen, kämmen und puzen, säugen und füttern, und Alles dabey nur reinlich haben. Es soll nicht unser Stolz seyn, bey dem Gang vor dem Thor oder zum Besuch in der Stadt ein altes Weib oder ein junges läppisches Mädchen mit unserm Engel auf dem Arm hinter uns drein ziehen zu lassen; sondern wir selber wollen ihn führen oder tragen. Wir wollen ihn verschmähen den leeren Vorwand der Modesucht, daß ja unsere Moden dem Manne wenig kosteten, indem wir selbst unsern Anzug der neuen Mode gemäß zu ändern wüßten; sondern wir wollen, statt die Zeit mit dem ewigen Schnitzeln, Wenden und Aendern zu verderben,

statt des mühsamen Stickens und durchlöchernden Strickens lieber nöthige und nützliche Hausarbeiten thun, um fremder belohneter, oft treulofer Hände entübrigt seyn zu können.

Unser Mann soll nicht durch unser Schmolzen genöthigt werden, sein knapp erspartes Geld für das Abonnement aufs Schauspiel hinzugeben. Unsere Dekorationen seyen die kostenlofesten in Gottes freyer Natur, und unsere Familienstücke seyen die zu Hause, wohin man ohne Entreegeld gelangen kann und selber mitspielt. Wir wollen von dem bedrängten Hausvater keine besondere Puz- und Visitenstube erpochen, ein ziemlich unnützes Ding, das durch eine stets rein gehaltene Wohnstube unnöthig gemacht wird, und bey uns obendrein nur etwa jeden Monat einmal gebraucht werden würde; denn welcher knapp besoldete Mann kann sie denn, besonders bey dem immer steigenden Preise von Kaffee und Zucker, aushalten, diese fast täglichen Kaffeewisiten, die ohnedies den Hausgeschäften jährlich ein Paar Hundert Stunden entziehen. Männer besuchen einander

und ihr Besuch kostet wenig oder nichts, warum soll denn der Weibsbefuch mit allen seinen Wettergesprächen und Stadtgeschichtchen immer einen halben Thaler kosten?

Das Spielen, außer auf dem Klavier zur häuslichen Erbauung für Mann und Kinder, sey abgethan von uns. Erröthen müsse jede, wenn sie von ihrem Mann eine Spielfasse fordern wollte. Wir werden durch Spielen am Kartentische nicht klüger, nicht besser, wahrlich nicht gesünder und unsern Männern nicht lieber. In keinem geschauten Staats- und Schulkatechismus steht geschrieben, daß wir mit dem Kartengelde die Staatskasse und den Kartenpächter bereichern sollen.

Tanzen? Nun ja an Ehrentagen mag es geschehen; aber wir wollen nicht der Inhalt eines jeden Balles seyn, der am Orte von Vergnügungs- oder Geldsüchtigen Unternehmern angekündigt worden. Und dann als Weiber nur die Polonoise; damit unsere Männer nicht ihren Aerger daran sehen, daß wir uns in den Armen fremder Jünglinge

schmachtend wiegen und wild umherwerfen lassen.

Unsere Küche soll ein reinliches und schmackhaftes, aber kein fettes und kostbares Essen liefern, und selbst die blonde Erdtöffel, aus ihrem atlastnen Mantel ausgeschält, soll am trauten Abendtische uns munden, damit wir dem Manne nicht zu viel Wirthschaftsgeld abzufordern brauchen, und einen häufigen Anstoß des ehelichen Friedens umgehen. Mag sie sich doch mit ihrer Verschwendung brüsten die Thörin, welche andere Hausfrauen höhnisch verachtet, weil sie jährlich nicht so viel Viertel Butter, so viel Hüte Zucker &c. verbrauchen, wie sie. Unser Ruhm soll seyn, mit wenigem hauszuhalten.

Aber — möchte ich allen guten Mädchen und Weibern im Lande zurufen — wollt ihr wieder mehr zur Ehe gesucht und mehr geehrt seyn, so legt doch jene fatale Schwäche, Gutherzigkeit, Einfalt, Furchtsamkeit — ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, — ab, da ihr es keiner oder keinem Unwürdigen im Umgange wollt merken lassen, daß ihr

sie wegen ihrer Lebensweise nicht achten könnt. Leichtfüßige Weiber sind es, welche das Heirathen verleiden. Sie sind die Grausamen, welche das Mädchenglück befriegen und mordeten. Gäbe es nicht dergleichen Exempel, so würde mancher Mann einem Mädchen die Hand bieten, der nun den frostigen Stand des Hagestolzen kultivirt.

Solchen Männern, die nach ihren Glücks-umständen wohl heirathen könnten, aber — sich behelfen — sollten Weiber und Mädchen als ihre geschwornen Feinde und Glückstöh-ner es merken lassen, daß sie sie nicht achten; denn treten sie nicht die Anforderungen und Rechte des weiblichen Geschlechts und das Glück Einer aus demselben mit Füßen, indem sie die Ehe verschmähen? Sie sollten ihnen nicht Rede stehen, wenn sie Unterhaltung mit ihnen anknüpfen, sie sollten entfliehen, wenn sie ihnen den Arm anbieten, ihnen ins Gesicht lachen, wenn sie ihnen ihre Achtung versichern wollten; und verbannt aus allen rechtlichen Damenzirkeln müßten sie bleiben, bis sie ihre Grundsätze änderten und eber durch eine verständige Heirath ein

Mädchen glücklich machte, welches vom Schöpfer und Gleichhalter der Geschlechter die rechtmäßigste Anforderung dazu empfing.

Ich denke, wenn die Mädchen und Weiber also handelten, wie dieser kurze Entwurf bezeichnet, so würden die Ehen unter den höhern Ständen wieder zahlreicher und glücklicher und die Aussichten der Mädchen wieder heiterer werden.

Ist es denn wahr, daß Du der vielgewandten, in den neuesten Ton tief einstudirten Demoiselle K. meinen ersten Brief über dieses Thema vorgelesen hast? Thust du dasselbe auch mit dem zweyten und dritten; — und weinetwegen mag alle Welt alle drey lesen — so, weiß ich im Voraus, wie sie laut auflachen und höhnisch ausrufen: Mein Himmel, was ließ uns der Mann für treffliche Vorschläge für unser Glück erwarten; und nun am Ende kommt Moral und fast nichts als Moral. Wenn er weiter nichts wußte, damit hätte er uns verschonen mögen. Nun ja, schöne Dame, sie haben Recht: Es ist die alte, vielleicht schon oft gesagte,

nur anders eingekleidete Moral; aber sie bleibt ewig und einzig nur das Mittel, Ihrem Geschlecht wieder Unterkommen, Würde und Glückseligkeit zu verschaffen. Will es sich damit nicht befassen, nun so befeufze es dereinst die Nichtbefolgung dieser wohl-gemeyneten Rathschläge in dem Stande der alten Jungfranschafft.

Bin ich doch, theuerster Freund, in meinem Eifer so warm geworden, daß ich davor kaum die Wärme fühle, mit welcher ich ewig bin

Dein treuester R.

III.

Von der Pest, die Livland ehemals ausgestanden hat.

Ob wir schon in Livland mit manchen Unbequemlichkeiten der Witterung zu kämpfen haben; so sind wir doch von vielen Landplagen frey, welche die südlichen Gegenden

treffen. Wir finden in allen unsern Jahrbüchern keine Nachricht, daß Heuschrecken *) aus Süden bis zu uns gedrungen seyn sollten; wir finden kein so allgemeines Viehsterben; weil in unserm weniger angebauten Lande wegen der weit von einander in einzelnen Gesinden wohnenden Bauerfamilien die Seuche nicht so leicht fortgepflanzt und mitgetheilt werden kann, auch unser längerer und härterer Winter ihr eher die Kraft benimmt; von Erdbeben wissen unsere einheimischen Nachrichten fast gar nichts; großer und das Getreide niederschlagender Hagel ist höchstselten; auch giftige Thiere haben wir in weit geringerer Anzahl, als die Südländer. Indessen finden wir Nachrichten von Hunger und Pest, welche in Livland

*) Da indessen der Lette das Wort Heuschrecken in seiner Sprache hat, nämlich Sissenis; so scheint es, als ob er diese Landplage ehemals gekannt habe. Einige glauben, daß Siffegal, welches so viel bedeutet als das Ende der Heuschrecken, seinen Namen davon erhalten; weil die Heuschrecken aus Süden bis dahin vorgeedrungen wären.

gewüthet haben, wovon ich hier einige Bey-
spiele anführen will.

Im Jahr 1211 fing die Pest in der
Trendenschen Gegend an, wo die von den
Christen in der Schlacht erschlagenen Hei-
den unbegraben auf dem Felde liegen ge-
blieben waren, und breitete sich nachher
auch in die umliegenden Gegenden aus.

Die drey Jahre 1315 bis 1317 wurde
der Roggen und die Gerste auf dem Felde
durch Frost und Regen gehindert, zur Reife
zu kommen; daher Hunger und Pest ent-
stand. Der Hunger war nach einhelligem
Bericht einheimischer Nachrichten so groß,
daß einige ihre Kinder schlachteten und ver-
zehrten, ja sogar die Diebe vom Galgen
genommen wurden, um den Hunger zu stil-
len. *) Nach dieser dreyjährigen Noth,

*) Dionisius Fabricius, der zwar später lebte, aber
doch frühere Nachrichten benutzt hat, schildert
die damalige Noth schauerhaft. Unter andern
fährt er an, daß Eltern ihre Kinder in heiße

welche viele Tausende hinriß, folgte eine so gesegnete Erndte, daß man eine Last Roggen für 3 Mark rigisch kaufen konnte, da vorher ein Loof mit 18 Mark bezahlt worden war.*)

Ein eben so schrecklicher Hunger, welcher Eltern zwang, Hand an ihre Kinder zu legen, wüthete im Jahr 1571 in Livland. In Litthauen grub man sogar die Leichen aus, und verzehrte sie. In dieser Noth bezeigte sich der Herzog von Kurland und die Stadt Riga sehr wohlthätig gegen die Elenden, welche ihre Zuflucht zu ihnen nahmen, und retteten ihrer viele.

Badstuben eingeschlossen und sie darin sterben lassen, um nicht die Quaal zu haben, sie vor ihren Augen leiden und langsam sterben zu sehen.

*) Die hier angeführten Preise sind zuverlässig falsch; denn damals war ein Mark rigisch mehr als ein Thaler, und es ist eben so übertrieben, daß ein Loof 18 Mark gegolten habe, als es unwahrscheinlich ist, daß nachher seine ganze Last nur 3 Mark gekostet. Indessen führen die einheimischen Chroniken diese Preise an. Nur eine Abschrift der Bischofsschronik hat 10 Mark.

In den Jahren 1577 und 78 wüthete die Pest um Riga, und 1580 ebenfalls im ganzen Lande; doch finde ich keine Nachricht, daß die Stadt selbst viel dadurch gelitten habe.

Der Anfang des 17ten Jahrhunderts war für Livland und unser Riga sehr betrübt, weil der Hunger, und die dadurch entstandene Pest schreckliche Verwüstungen anrichteten. Der Hunger entstand daher, weil 1601 alles Korn, besonders das Sommerkorn erfror, und was etwa zur Reife kam, von Freund und Feind verderbt wurde. Die Noth, welche daher entstand, und bis 1603 dauerte, war so groß, daß man die Nachrichten dieser Zeit nicht ohne Grauen lesen kann. Hierzu kamen die damaligen Kriegsunruhen zwischen Polen und Schweden, zu denen Livland den Tummelplatz abgeben mußte. Freund und Feind zwang durch die härteste Marter den Landmann sein noch übriges Getreide herauszugeben; ihm wurde sein Vieh, seine Kleider, sein Brodt aus dem Ofen, sein Geräthe geraubt, so daß vielen nicht ein Beil, ihr Holz zu

hauen, nicht ein Kessel, ihre Speise zu kochen, übrig blieb. Die Straßen und Gefinde lagen voll von Todten, die wie Klötzer aufgeschwollen waren, und von Hunden und Wölfen verzehrt wurden.

Der unerträgliche Hunger trieb die Menschen zu den unnatürlichsten Mitteln, und verwandelte sie in wüthende Thiere, die einander anfielen und verzehrten; nicht nur Diebe wurden vom Galgen und Mörder vom Rade abgenommen, sondern auch Eltern tödteten ihre Kinder, um sich des Hungers zu erwehren; wovon man nicht etwa hier und da sondern allenthalben im ganzen Lande Beispiele hatte; viele rissen sich selbst das Fleisch mit den Zähnen aus Armen und Beinen.

So schauerhaft dieses Bild ist; so wahr ist es. Der Bürgermeister Franz Neustädt, welcher Augenzeuge war, führt mehrere schreckliche Beispiele an. Und diese Noth traf nicht Livland allein, sondern auch Polen, Schweden und selbst Rußland, wie Per-

ter Petrejus, der damals dort war, weitläufig beschreibt.

Diese Noth, welche drey Jahre lang dauerte, rieb mehr als 30,000 Menschen auf. *) Haufenweis liefen die ausgehungerten Deutschen und Undeutschen nebst ihren Kindern im Winter 1601 nach Riga, wo viele, von den Polen aller ihrer Kleidung beraubt, nackt ankamen. Das gegen fremde Noth nie gleichgültige Riga nahm sie, ohnerachtet es mit eigener Noth zu kämpfen hatte,

*) Thuanus libr. 127 sagt davon: Tanta autem fames, adeoque intensum frigus erat, ut supra triginta millia hominum inedia et hiemis asperitate interiisse constet; ad cadavera voranda plerique adacti, et reperti, qui liberos fami explendae mactarent. D. i. „Der Hunger aber war so groß und die Kälte so heftig, daß über 30,000 Menschen, wie man gewiß weiß, durch Hunger und Strenge der Kälte umkamen. Sehr viele trieb der Hunger, todte Körper zu verzehren, und es wurden welche gefunden, die, um den Hunger zu stillen, ihre Kinder schlachteten.“ Hiermit stimmen unsre inländischen Nachrichten überein.

mitleidig auf. Der Magistrat ließ bey dem
 St. Georgen Hospital, welches damals in
 der Vorstadt ohnweit der Weidenpforte lag,
 eine Mee für die, so Riga erreichen konnten,
 erbauen, und verschaffte ihnen Unterhalt.
 Ihre Anzahl wuchs endlich so sehr an, daß
 sie in großer Menge vor den Thoren lagen,
 wohin man ihnen alle Tage Speise brachte;
 obschon auch diese nicht für alle hinreichte.
 Viele waren von Hunger und Kälte so be-
 nommen, daß sie nach genossener Speise hin-
 fielen, und auf den Straßen in und außer-
 halb der Stadt starben. Die todten Ratten
 wurden von ihnen auf den Gassen aufgele-
 sen, und wenn ein todtes Thier aus der
 Stadt geschleppt wurde; so liefen die ver-
 schwachteten Menschen hinter ihm her, und
 fielen es, sobald es abgezogen war, mit den
 Zähnen an. Täglich wurden die Todten zu-
 sammengesucht und auf dem Kubssberge be-
 graben, davon wir noch zu unsern Zeiten
 die Spuren gesehen haben; denn als vor
 einigen Jahren die Häuser daselbst abgeris-
 sen wurden, und man Sand grub, fanden
 sich ganze Haufen von Knochen ohne
 Särge.

Riga empfand diese Noth zwar weniger, als das Land und die kleinern Landstädte: jedoch galt hier 1 Loof Roggen 2 Rthlr., 1 Loof Weizen 4, auch $4\frac{1}{2}$ Rthlr., 1 Loof Erbsen 3 bis 4 Rthlr., 1 Last Malz 120 bis 130 Rthlr., 1 Last Heering 120 bis 125 Rthlr. Im Jahr 1604 hatte Riga das Glück, daß es durch holländische, lübeckische und andere Schiffe mit allerley Lebensmitteln, Roggen, Malz, Wein, Bier, Butter 2c. so reichlich versorgt wurde, daß auch der polnische Feldher Chodkiewiz sein Kriegsheer versorgen konnte. *)

Das auf diesen dreijährigen Hunger folgende 1605te Jahr war so fruchtbar, daß

*) Diesen Schiffen lauerten etliche schwedische Kriegsschiffe bey ihrer Abreise vor der Mündung auf, denen sie jedoch glücklich entkamen, weil sie zugleich, so an der Zahl, ausgingen, und zur völligen Gegenwehr bereit waren; aber ohnweit Rügen wurden sie von 14 schwedischen Kriegsschiffen angefallen, welche über 20 von ihnen eroberten; die übrigen schlugen sich mit Verlust vieler Leute durch.

nach des damals lebenden Bürgermeister Neustädts Bericht ein Loof Roggen in Riga für 12 bis 13 Groschen gekauft wurde; da doch das Land mehrentheils als eine Wüsteney ungepflügt besäet worden war. *)

Im Jahr 1623 raffte die Pest, welche vom 5ten August bis Weihnachten dauerte, in Riga etliche Tausend Menschen weg, und im J. 1624 war die Theuerung so groß, daß ein Loof Roggen hier 20 Mark und ein Loof Gerste 15 bis 16 Mark kostete. **) Im September d. J. stellte sich die Pest wieder ein, welche jedoch im folgenden Winter ganz aufhörte.

Nachdem Riga im Jahr 1656 eine harte russische Belagerung ausgestanden hatte, und der dritte Theil der Stadt in einen

*) Damals machten 38 Groschen ob. 6 u. ein Drittheil Mark rigisch einen Thaler.

**) Im Jahr 1624 galt der Thaler 12 und einen halben Mark rigisch; also machten 20 Mark nach jetzigem Gelde 1 Rthlr 24 Mark.

Schutthaufen verwandelt war; so erfolgte das Jahr darauf eine Pest, die noch mehr Verwüstung unter der Bürgerschaft anrichtete, als der Krieg gethan hatte. Die Begräbnisse in den Kirchen (denn man hatte die üble Gewohnheit, selbst die an der Pest Gestorbenen in den Kirchen zu begraben) wurden so sehr mit Leichen angefüllt, daß man die öffentlichen Versammlungen aus den Kirchen auf die große Gildestube verlegen mußte, um die Ansteckung zu vermeiden. In dieser Pest starben 7 Rathsherren, 12 Prediger, der Rector nebst 3 Schulkollegen und 153 Schülern, der Aeltermann der großen Gilde nebst 16 Aeltesten, und bey der kleinen Gilde drey Aelterleute, nebst 23 Aeltesten.

Im Jahr 1659 und 1660 entstand aus dem Mangel, in welchen die Bauerschaft, besonders in Kurland, durch die Streifereyen der Polen war versetzt worden, ein häufig Sterben. Der ausgehungerte Landmann nahm auch jetzt seine Zuflucht nach Riga, wurde daselbst mit Menschenliebe aufgenommen,

und im St. Georgen = Hospital unterhalten: *) jedoch starben beynah 7000 Menschen.

Von der im Jahr 1696 erfolgten Hungersnoth meldet der Hr. Bürgermeister von Wiedau in der Sammlung russischer Geschichte folgendes: „Der im J. 1695 sowohl in ganz Schweden, als auch überall in Livland entstandene Miswachs zog im folgenden 1696sten Jahre eine große Hungersnoth nach sich, wovon zu Riga um so viel mehr eine Menge Menschen erbärmlich wegstarben, als die Anzahl der nach der Stadt geflüchteten Bauerschaft so zahlreich war, daß dieselbe, ohnerachtet aller dieserhalb gemachten Anstalten, nicht reichlich genug versorgt werden konnte.“

Während der russischen Belagerung 1709

*) Nach der 1666 in den Knopf des Petrithurms gelegten Schrift war die Anzahl der hierher Geflüchteten 10000, und nach der, welche 1666 in den Knopf des Domthurmes gelegt wurde, auf 12000, davon kaum der vierte Theil gerettet worden.

und 1710 stellte sich der Mangel desto eher ein, weil die Gegend um Riga in den vorhergehenden Jahren verwüstet worden war. Im März des 1710ten Jahres galt 1 Loof Roggen $1\frac{1}{2}$ Rthlr., Gerste 1 Rthlr., ein Kalb 4 bis 6 Rthlr., ein Lamm 2 Rthlr., eine Gans 1 Rthlr. Im Junius 1 Loof Roggen 4 Rthlr., Gerste 3 Rthlr., ein Kalb 9 bis 12 Rthlr., ein Viertel Butter 10 bis 12 Rthlr., ein Rinderbraten 4 bis 5 Rthlr., ein Huhn $\frac{1}{2}$ Rthlr. Alberts. Der Mangel erzeugte Krankheiten und Pest, wodurch 2 Drittheile der Bürgerschaft und die Garnison bis auf 1500 Mann aufgerieben wurden *),

*) Ich weiß wohl, daß alle gedruckte Nachrichten mehr Uebriggebliebene angeben: allein ich folge hier der 1718 von dem damaligen Archivar der Stadt, Peter v. Schiewelbein, in den Windzeiger oder St. Jürgen des schwarzen Häupter Hauses gelegten Schrift, und verstehe diese Anzahl von gesunder Mannschaft. Beym Anfange der Belagerung hatte Riga freylich 12 bis 15000 Mann Besatzung: allein wie sehr diese geschmolzen seyn müsse, erhellet schon daraus, daß die 6 Regimenter, welche in russischen Diensten bleiben mußten,

und welche auch nach der Belagerung noch fortbauerte. Aus dem Magistrat starben 20 Personen, von den Stadtpredigern 8, beyde vorstädtische Prediger, und 18 Personen von den schwarzen Häuptern.

Man darf sich nicht wundern, daß ich die Zeit der Blokade durch die sächsischen Truppen im Jahr 1700 und 1701 nicht angeführt habe. Es ist deswegen geschehen, weil damals keine Theuerung in Riga war: ob schon der Feind alle Posten 2 Meilen um die Stadt besetzt hielt; denn damals galt ein Loof Roggen 3 Ort, Malz 1 Rthlr., Haber $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Rthlr., ein für Kriegszeiten sehr mäßiger Preis. Sobald der Feind sich entfernt hatte, wurden alle Lebensmittel wiederum nach der königlichen Taxe verkauft, und im Herbst 1704 war so wohlfeile Zeit, daß, wie der damalige Stadt-Revisor Volks in seinem Tagebuche anführt, ein Ochse 3,

nach ausgestandener Belagerung und Pest an Offizieren und Gemeinen nur 250 Mann betrugten.

4 bis 5 Mthlr., drey Loof Roggen 1 Mthlr., und ein Loof gebeutelt Roggenmehl 2 Carolin d. i. 2 Ort galt. Damals, werden meine Leser denken, waren glückliche Zeiten: aber sie irren sehr. Die Feinde streiften um die Stadt herum, die voller Flüchtlinge aus dem Lande und den kleinen Städten lag, und überdies eine starke Einquartirung hatte. Die Stadt war durch häufige Kontributionen erschöpft, und der Stadtkasten so leer, daß die Besoldungen der Stadtsämter viele Jahre nicht gezahlt werden konnten; die Stadtbauern waren sehr verrindert, und die vorhandenen so herabgekommen, daß man ihnen ihre Gerechtigkeit 2 Jahre erlassen mußte; die Vorstadt war seit der letzten Einäscherung noch sehr wenig bebaut; die Handlung lag darnieder, und der Bürger konnte sein Gewerbe nicht ungehindert abwarten, sondern mußte öfters zu Wall gehen.

IV.

Etwas über Persien.

(Aus Olivier's Reisen in Persien, 5ter
und 6ter Band.)

Olivier's frühere Reisen waren größtentheils den türkischen Provinzen und Aegypten gewidmet; der vor kurzem erschienene 5te und 6te Band, womit dieses reichhaltige und lehrreiche Werk geschlossen ist, umfaßt ausschließlich Persien. Jetzt, wo der Blick von ganz Europa nach einer Weltgegend gerichtet ist, wohin Napoleon eine Armee von Orient senden will, muß eine Ansicht des Landes, das sonst für uns nur wenig Interesse hätte, für unsere Wißbegierde willkommen seyn.

Olivier erzählt, wie bekannt, angenehm und weiß seinen Leser zu fesseln. Bagdad war der Punkt, von dem seine Reise nach Persien ausging. Der Despot Mehemet beherrschte damals dieses Land; er regierte mit Thätigkeit, und wußte seine Befehle in

Vollziehung zu setzen, denn alle Khans der Provinzen fürchteten ihn, und wagten es nicht, an irgend eine Widerseßlichkeit zu denken. Seine Regierung könnte ruhmvoll genannt werden, wenn er sie nicht durch viele Tüge wilder Grausamkeit entehrt hätte. Inzwischen hatte seine Energie den Vortheil, daß in allen Provinzen des Reichs Ordnung und Ruhe hergestellt wurden. Daher war auch die Reise unsers Verfassers sehr glücklich. Selbst die Kurden, die in den benachbarten türkischen Provinzen unaufhörlich Plünderungen verüben, und alle Reisenden berauben, lieferten der Karavane, bey der sich Olivier befand, Provisionen.

In Karmanchah, der Hauptstadt einer ausgedehnten Provinz, fand er an dem Khan einen unterrichteten Jüngling von 25 bis 30 Jahren, der ihn und seine Gefährten mit zuvorkommender Höflichkeit aufnahm. Er unterhielt sich mit ihnen über das Politische und Handelsinteresse der Perser, Türken und Russen. Seinem Rathe zufolge begaben sie sich nach Teheran, um dort die Minister Mehemets zu erwarten, der gerade damals

zur Eroberung von Khorassan ausgezogen war. Mit vielem Interesse bereisten sie die Provinz, die von Karmanschah abhängt, und die sie als einen der schönsten und fruchtbarsten Distrikte Persiens schildern.

Auf ihrer Reise nach Teheran fanden sie von Distanz zu Distanz Karavanserais, die zur Herberge der Fremden dienen, und von denen wir hier eine ausführliche Beschreibung erhalten. Der Berg Bissoutoun lieferte ihnen einige Ausbeute im Fache der Alterthümer. Amadan (das alte Ekbatan) war ihnen merkwürdig wegen seiner vormaligen Wichtigkeit; während der Unruhen, die auf den Sturz der Sophis folgten, wurde es beynähe gänzlich zerstört, und liegt noch jetzt größtentheils in Ruinen. Bey ihrer Ankunft in Teheran erfuhren sie, daß der König mit seinem ganzen Hof und einer Armee von 60,000 Mann nach Khorassan aufgebrochen war; sie ließen seinem ersten Minister melden, daß sie von der französischen Regierung abgeschickt seyen, um über wichtige Angelegenheiten mit ihm zu unterhandeln. Olivier blieb einstweilen in Teheran

und der umliegenden Gegend, und verschaffte sich merkwürdige Notizen über diesen Distrikt, die er umständlich mittheilt, so wie er bey dieser Gelegenheit über Sitten, Gebräuche und Bildung des Volks manche interessante Bemerkungen macht. Er schildert die ausnehmende Neugierde der Landbewohner, denen man einen gewissen Grad von Bildung nicht absprechen kann. Auch fand er weit mehr Abgeschliffenheit in ihrem Betragen, und Unbefangenheit in ihrer Unterhaltung, so wie ausgedehntere Kenntnisse, als bey dem größten Theil der europäischen Landleute. Der Unterschied in der Bildung des Städters und Landmanns, und überhaupt aller Klassen der Gesellschaft, ist nicht bedeutend; ihr Betragen, ihre Art sich auszudrücken, ist beynahе durchgängig dieselbe. Olivier schreibt den häufigen Bürgerkriegen in Persien die Ursache davon zu. Denn in denselben war alles Soldat; die Einwohner machten häufige Einfälle in benachbarte Provinzen; sie lebten zusammen, und waren in steter Berührung.

Unsre Reisenden blieben in Teheran bis

zur Rückkunft des Königs, und hatten sodann zwey Konferenzen mit dem ersten Minister, welche politische Gegenstände betrafen. Das Resultat entsprach ihren Erwartungen: namentlich wurde die Abschickung eines persischen Gesandten an den türkischen Hof beschlossen. Nachdem ihre Mission von einem glücklichen Erfolg gekrönt war, setzten sie ihre Reise nach Ispahan fort. Auf derselben durchzogen sie die fruchtbare Provinz Kom und die Stadt Cahan, eine der größten, schönsten, reichsten und bevölkertsten von Persien. Von Ispahan, das zum Theil durch die langwierigen Bürgerkriege verödet und zerstört wurde, und jetzt nur noch ungefähr 50,000 Seelen enthält, giebt Olivier eine umständliche Beschreibung. Diese Stadt war das Ziel seiner Reise.

Sehr wichtig sind Olivier's Bemerkungen über die Topographie von Persien, über die Produkte des Landes, über Ackerbau, mechanische Künste, Industrie, Land- und Seemacht ic. Seide und Wolle sind als die vorzüglichsten Produkte Persiens anzusehen. Vor hundert Jahren wurde eine so

außerordentliche Quantität Seide produziert, daß außer der ungeheuren Menge, die man im Lande selbst verarbeitete, jährlich 22,000 Ballots, jedes von 270 Pfund, ausgeführt wurden. Persien erhielt dafür aus Europa Tücher, Kochemille, Indigo, Farbewaaren und Quinckallerien. Allein dieser Seidenhandel hat seit geraumer Zeit aufgehört. Der Wollehandel der Perser ist ungemein einträglich; man wird nicht leicht ein Land finden, das mehr Wolle produziert. Sie wird theils in den Provinzen verarbeitet, theils nach Aleppo, Smyrna und Konstantinopel ausgeführt. Der Ackerbau ist in Persien im blühendsten Zustande; vorzüglichste Sorgfalt wird auf die Bewässerung der Felder verwendet. In den mechanischen Künsten sind die Perser viel weiter gekommen, als die Türken; in der Kunst, schön zu färben, übertreffen sie selbst die Europäer. Ihr Porzellan kommt dem der Chineser gleich. Ihre Gold- und Silberarbeiten sind mit vieler Geschicklichkeit verfertigt. Ihr Papier zeichnet sich aus. In der Fabrikation der Seidenstoffe, sowohl der einfachen, als der mit Silber oder Baumwolle durchwirkten,

übertreffen sie die andern Nationen. Die königlichen Manufakturen haben in den letzten Zeiten durch Bürgerkriege ausnehmend gelitten. Doch erwartet man nun, da die Ruhe hergestellt ist, baldige Restauration derselben.

Der Handel Persiens war vormals weit ausgedehnter, als jetzt, und er ist in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren sehr gesunken. Die Handelsverbindungen mit Rußland sind durch die Kriege mit dieser Macht unterbrochen worden; die mit den übrigen europäischen Nationen, die Türken ausgenommen, haben aufgehört. Allein auch der Handel mit der Türkei hat nur eine geringe Ausdehnung. Mit Indien sind die Kommerzialverbindungen am bedeutendsten.

Die Marine der Perser bestand vor den letzten Unruhen aus einigen Schiffen im persischen Meerbusen, und aus einer kleinen Flotte auf dem kaspischen Meer. Letztere ist zerstört. Da der südliche Theil Mangel an Holz leidet, so würde die Errichtung einer Flotte im persischen Meerbusen große

Schwierigkeiten haben, wenn man nicht das dazu nöthige Schiffbauholz aus Indien erhalten könnte; allein die Transportkosten wären ausnehmend hoch. Leichter würde die Erbauung von Kriegsschiffen im kaspischen Meere seyn, da die wälderreichen Provinzen Ghilan und Mazanderan die erforderlichen Materialien liefern könnten.

In Friedenszeiten existirt keine eigentliche Landarmee in Persien, und in Kriegzeiten wird sie bey Annäherung des Winters größtentheils entlassen. Indessen bildet das sogenannte königliche Haus ein zahlreiches Korps, das jeden Augenblick im Stande ist ins Feld zu ziehen, und in kurzer Zeit können, nach der eingeführten militärischen Organisation, diejenigen, die zum Kriegsdienst bezeichuet sind, sich auf die ihnen angewiesenen Sammelplätze begeben. Die Rhans oder Gouverneurs der Provinzen müssen auf die erste Aufforderung des Königs mit ihren Truppen ausrücken. Die Kurden, Uzbeken, Afghanen &c. bilden den größten Theil der Kavallerie, die bey weitem mehr geschäftigt ist, als die Infanterie. Die letztere besteht

aus Landleuten, die man im Augenblick der Gefahr aus allen Stämmen aushebt. Der Oberbefehlshaber der Armee führt den Titel: Sandar; die Khans sind die Divisionskommandanten. Die persische Kavallerie ist mit Pfeilen, Lanzen, Keulen, Säbel und Kungar bewaffnet, jeder Reuter führt außerdem in seinem Gürtel zwey Pistolen. Der Feuertgewehre bedienen sie sich nur selten. Unter Nadir = Shah hatten sie viele und schöne Artillerie; allein heutzutage gebrauchen sie dieselbe nur sehr selten. Von europäischer Taktik wissen sie nichts.

H. Olivier giebt weitläufige und lehrreiche Notizen über den Zustand der Wissenschaften in Persien. Sie werden sehr kultivirt, und verschaffen Achtung und Vermögen. Ihre Madresses oder Unterrichtsanstalten sind zahlreich, und vom Staat reichlich dotirt. Die beträchtlichste Anstalt dieser Art ist zu Ispahan, bey der dreyßig Professoren angestellt sind. Man ertheilt daselbst Unterricht in der Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Astrologie, Theologie, Grammatik, der persischen, türkischen und

arabischen Sprache, den schönen Wissenschaften, der Dichtkunst und Philosophie. Allein die Anzahl der Zöglinge, deren man ehemals an 4 bis 5000 zählte, hat sehr abgenommen, und beläuft sich jetzt nur noch auf 3 bis 400. Auf das Studium der Rhetorik verwenden die Perser viele Zeit. Medizin und Astrologie sind die einträglichsten Wissenschaften. Das Studium der Geseze führt zu allen geistlichen und weltlichen Aemtern; die Rechtsgelehrten bilden keine besondere Korporation, wie in der Türkei. Die wichtigste Stelle ist die eines Cadre oder Oberpriesters, der ehemals oberster Chef der Religion und Generalintendant aller dem Kultus gewidmeten Güter war. Allein da dieser Platz dem, der ihn bekleidete, zu großen Einfluß gab, so hat man die Funktionen getheilt und zwey Cadres ernannt; der eine ist oberster Priester, der andere oberster Direktor der geistlichen Güter. Die bedeutendste weltliche Stelle ist die des Scheik-Is-lam, oder des obersten Richters in allen Civilprozessen. Die Priester sind verheirathet, und können ihren Stand nach Belieben aufgeben. — Ueber die persische Dichtkunst

giebt uns der Verfasser fast keine Nachrichten. Die Malerey ist noch in der Wiege und beynabe gar nicht kultivirt; dasselbe gilt von der Bildhauerkunst. Dagegen ist die Baukunst auf einen gewissen Grad der Vollkommenheit gebracht, und dem Klima von Persien gänzlich angepaßt. In Musik, Pantomime und Tanz haben die Perser große Fortschritte gemacht, und die Türken weit übertroffen. — Ueber die Moralität des Volks, das gesellschaftliche Leben, Sitten und Gebräuche, Regierungsform 2c. findet man in diesem Werke interessante Aufschlüsse. Auch liefert der Verfasser eine unständliche historische Erzählung der Unruhen und Bürgerkriege in Persien, vom Sturz der Dynastie der Sophis, bis auf die jetzige Regierung.

V.

Etwas über das schwedische Finnland.

Die Grenze zwischen Rußland und Schweden, so wie sie im Frieden von Ubo 1743

bestimmt worden ist, macht der Fluß Kymene, an dessen Südseite ein hölzernes Haus, eine von Erde aufgeworfene Schanze und eine kleine Batterie sich befindet.

Lowisa ist die erste schwedische Grenzstadt am finnischen Meerbusen, mit einem bequemen Hafen. Vordem hieß dieser Flecken Degerby; aber König Adolph Friedrich erhob ihn unter obiger Benennung zu einer Grenzstadt. Die Häuser sind größtentheils von Holz, zwey Stockwerke hoch und roth bemalt, und sehen viel besser aus, als die Häuser der untern Klassen in den russischen Städten.

Borgo, eine sehr alte Seestadt, mit einem schlechten Hafen, welche in den vorigen Kriegen fast gänzlich ruinirt worden, ist seitdem wieder in einen blühenden und freundlichen Zustand versetzt worden. Es ist hier der Sitz eines Bischofs, auch hat die Stadt ein gutes Gymnasium. Die Einwohner führen einen unbedeutenden Handel mit Leinwand.

Helsingfors behauptet, den besten Ha-

fen von allen schwedischen Seestädten zu besitzen. Die Stadt liegt auf einer Halbinsel, treibt Handel mit Getreide, Brettern und Fischwaaren. In den vorigen Kriegen ward sie ganz abgebrannt und hat sich seitdem nie wieder recht erholen können. Nahe dabey liegen die Festungswerke Swartholm, Gustavswerth, Sweaborg und Långörn, unter welchen Sweaborg, schon von Natur befestiget, das kleine Gibraltar genannt wird.

Tawasthus enthält nichts Merkwürdiges, als daß es ein wohlbefestigtes königl. Schloß mit einem nicht unbedeutenden Arsenal und Kronmagazin enthält. Dafür zeichnet sich aber diese Gegend an schönen Aeckern und Wiesen, fischreichen Flüssen und stehenden Seen, so wie an ergiebigen Wäldern vorzüglich aus, und kann selbe in Ansehung ihrer natürlichen Vorzüge nicht nur zu den besten Gegenden in Finnland gerechnet werden, sondern wird auch kaum von irgend einer Provinz in Schweden übertroffen.

Ubo, die Hauptstadt des schwedischen

Finnlands, liegt in dem Winkel, wo sich der
 bothnische und finnische Meerbusen vereinigen.
 Sie ist die beste Stadt im ganzen
 Lande, rechnet ihr Alter von 1155 her, ist
 mit Bergen umgeben, hat die Stapelgerech-
 tigkeit und einen bequemen Hafen. Die
 Königin Christina stiftete 1640 hier eine Uni-
 versität, und bewilligte derselben die nämli-
 chen Freyheiten, wie der Universität Upsala.
 Auch Gustav Adolph stiftete 1628 ein Gym-
 nasium für 300 Schüler in Abo. In dieser
 Stadt befindet sich das königliche Hofgericht,
 und ist selbes das Einzige in Finnland. Die
 Einwohner führen Leinwand, Bretter, Ge-
 treide und Viktualien aus. Abo ist auch in
 der Geschichte dadurch merkwürdig gewor-
 den, daß daselbst im Jahre 1743 der Friede
 zwischen Schweden und Rußland geschlossen
 wurde.

Im Sommer gehen die von St. Peters-
 burg nach Stockholm Reisenden gewöhnlich
 zu Lande bis Abo, wo sie Schiffe nehmen,
 und durch die vielen Inseln des bothnischen
 Meerbusens bis an die östliche Küste von
 Åland fahren, zu Lande über diese Insel bis

an ihre westliche Küste gehen, dort sich wieder einschiffen, und dann durch die mehr offene See gerade nach Schweden segeln.

Im Winter ist die Wasserfahrt über den Meerbusen nicht thunlich, denn die zwischen den Inseln gelegenen Kanäle sind meist zugefroren, so, daß sie keine Schiffe durchlassen, und doch nicht stark genug sind, daß sie Wägen tragen könnten; und dann ist der übrige Theil der offenen See von Uland bis an die schwedische Küste, die nicht mit so vielen Inseln besetzt ist, mit so vielen schwimmenden Eismassen überladen, daß dadurch die Schiffahrt sehr gefährlich wird. Im Winter geht also der gewöhnliche Weg um den bothnischen Meerbusen herum über Tornea im schwedischen Lappland.

VI.

Ueber Steinregen.

(Für Nicht-Physiker.)

So leicht es unsern jetzigen Naturphilosophen seyn mag, die auf die Erde vom Himmel gefallenen Steine (Aerolithen Meteorsteine) aus dem Sauer-Kohlen-Wasser- und Stickstoffe heraus zu potenziren, so beweisen doch die vielen Möglichkeiten, die ihren Ursprung erklären lassen, daß wir über den wahren Ursprung derselben, wenigstens bis jetzt, noch keine bestimmte Rechenschaft ertheilen können. Größtentheils und vielleicht immer finden dergleichen Phänomene nach dem Zerspringen einer Feuerkugel statt, ob wir selbe schon bey Tage wegen des Sonnenlichts nicht immer leuchten sehen; meistens sind diese Körper aus Eisen, Nickel, Schwefel und verschiedenen Erden zusammengesetzte Massen, und der merkwürdigste Steinregen neuerer Zeit ist der vom 26sten April 1803 zu P'Uigle im Orne-Departement, woben mehrere tausend größere und

kleinere bis $17\frac{1}{2}$ Pfund schwere eisenhaltige Steine ebenfalls nach dem Zerspringen einer Feuerkugel herabgefallen sind.

Einige wollten diese auffallenden Erscheinungen der Natur als Erzeugnisse einer durch den ganzen Weltraum verbreiteten feinen Flüssigkeit erklären und nehmen an, daß dergleichen Körper in dem allgemeinen Weltraum durch Wurfkräfte getrieben, so lange herum irren, bis sie einmal einem großen Körper so nahe kommen, um von demselben angezogen zu werden; andere, wie Maskelyne und de Lüc, halten sie für kleine Trabanten der Erde, die von Zeit zu Zeit selbst leuchtend werden und durch innere Explosionen aus ihrer Laufbahn getrieben, auf die Erde herabfallen. La Place u. a. betrachten sie als Auswürfe der Mondvulkane, da denn die Geschwindigkeit, mit der sie ausgeschleudert werden müßten, um zur Erde gelangen zu können, eben nicht viel größer als etwa 7800 Fuß in einer Sekunde seyn dürfte. Die einfachste Erklärung möchte indeß wohl die seyn: daß in den höchsten Regionen der Atmosphäre, sich eine Menge von geschwe-

felten, eisenhaltigen und mit andern Bestand-
 theilen gemischten Wasserstoffgas befinde,
 welches sich aus dem Innern der Erde durch
 seine spezifische Leichtigkeit erhoben und nach
 und nach eine eigene Schicht über unserer
 Luft gebildet habe, und daß sich zuweilen ein
 Theil dieser Gasarten sehr schnell wieder
 zerfetzt, in solche mehr oder weniger com-
 pacte Massen verwandle und auf die Erde
 niederfalle. Wenn man bedenkt, welche
 Menge elastischer Stoffe aus den Vulkanen,
 den Rauchfängen ungeheurer chemischen Werk-
 stätten und aus so vielen Klüften und Höh-
 lungen der Erde nach und nach in die At-
 mosphäre gelangen, und zu den größten Hö-
 hen sich erheben können; wenn sich im In-
 nern der Erde Luftarten erzeugen, die wir
 in unsern Laboratorien noch gar nicht ken-
 nen, — wenn man endlich bedenkt, wie
 leicht sich Materien in Verbindung mit andern
 Materien luftförmig darstellen lassen, die außer-
 dem kaum durch den höchsten Grad der Hi-
 zze sich würden verflüchtigen lassen, und daß
 in den vulkanischen Gegenden dergleichen
 Meteore insbesondere häufig gesehen werden:
 so wird man leicht einsehen, welchen hohen

Grad von Wahrscheinlichkeit diese Theorie erhält. Die Einwendung, daß durch Zersetzung luftförmiger Stoffe in unserer Atmosphäre keine so große und feste Massen, als die vom Himmel gefallenene Steine sind, entstehen können, weil eine solche Bildung fester Massen nur successiv seyn könne, und in dem Augenblick, da sich ein Körper nur in der Größe eines Hirsenkorns gebildet haben würde, derselbe sogleich niederfallen müßte, läßt sich entgegensezen: daß jene allmähliche Bildung ja nur eine willkürliche Annahme ist, und es ja eben so leicht möglich ist, daß sich eine luftförmige Flüssigkeit augenblicklich in kleinere oder größere feste Massen, als umgekehrt ein fester Körper, z. B. Schießpulver, in elastischen Dunst verwandeln kann, dessen Volumen dasjenige des Pulvers mehrere tausendmal übertrifft — es lassen sich ja im Kleinen Beispiele genug anführen, wie schnell die Grundstoffe von Luftgattungen sich zu compacten Massen aggregiren können, und daß folglich nicht jede Bildung einer festen Masse auf dem langsamen Wege der Crystallisation vor sich gehen muß. Endlich ist denn auch zu erwä-

gen, daß diese herabfallenden Massen vielleicht erst während des Fallens (wie die Regentropfen) ihre ansehnliche Größe erhalten haben können, und es sich mit ihnen ohngefähr so verhalten kann, wie mit großen Hagelkörnern.

Keußler.

Nordisches Archiv.

Monat May 1808.

I.

Ueber einige Prophezeihungen auf unser Jahrhundert.

Die Astrologie, oder die Kunst künftige Begebenheiten durch die Lage und Einwirkung der himmlischen Körper zu prophezeihen, wird in die natürliche und judiciäre getheilt. Die erste beschäftigt sich nur mit der Natur und ist nicht ganz verwerflich, weil wir bestimmte Zeichen von der Veränderung der

6

Witterung haben, und durch Schlüsse vorher wissen können, ob die Erndte und Weinlese ergiebig seyn, oder ob auf den verfloffenen Sommer und Herbst ein strenger oder gelinder Winter folgen wird. Die zweyte, deren Ursprung sich in das höchste Alterthum verliert, ist dagegen sehr phantastisch und willkürlich behandelt worden, und giebt Regeln, aus der Lage der Planeten künftige Begebenheiten und die Schicksale einzelner Reiche und Menschen zu prophezeien. Diese Kunst blühte vorzüglich im sechzehnten Jahrhundert, indem fast alle Päbste und Könige Astrologen in ihren Diensten hatten, und sie bey wichtigen Dingen um Rath fragten; sie gerieth aber in Verachtung, nachdem die großen Entdeckungen von Naturordnungen und Naturgesetzen, die der gegenwärtigen Astronomie ihre Gestalt gegeben haben, gemacht worden sind.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob der Astrologie wirklich Wahrheiten zum Grunde liegen; wir wollen nur einige interessante Beyträge zu einer künftigen Geschichte derselben, und einige sonderbare Prophe-

zeihungen, die noch in Erfüllung gehen sollen, mittheilen.

Ein Lieblingsgegenstand, womit sich die alten Astrologen beschäftigten, war, den Untergang der Welt auszurechnen. So sollte bereits im Jahr 1524 die Welt zu Grunde gehen, daher auch zahllose Menschen ihre Güter verkauften. Paul von Middelburg, ein berühmter Astrolog in den Niederlanden, schrieb auf Ansuchen von Pabst Urban ein Buch, um die Menschen zu der kommenden Sündfluth vorzubereiten. Ein noch größerer Lärm entstand, als im Jahr 1572 ein neuer Stern erschien. Er verbreitete eine allgemeine Bestürzung und beschäftigte die Federn der Astrologen, die sich am Hofe des Landgrafen von Hessen aufhielten, der ein großer Freund von Astrologie war. Allein Tycho de Brahe bewies, daß der Stern längst bekannt sey, ob er es gleich nicht wagte, sich gegen die allgemein geschätzte Astrologie aufzulehnen.

Zu Luthers Zeiten lebte ein gewisser Pastor Stiffel, einer seiner wärmsten Freun-

de. Nachdem er eine zeitlang Algebra studirt und auch im Jahr 1544 ein Werk über diese Wissenschaft geschrieben hatte, kam er auf den Einfall, die Dauer der Welt auszurechnen, und fand, daß sie im nächsten Jahre unfehlbar untergehen müsse. Sogleich verkündete er seinen Bauern diese schreckliche Neuigkeit von der Kanzel. „Bereitet euch zum Tode“ sagte er: „und verlaßt die irdischen Güter, die euch bald nichts mehr nützen werden.“ Die erschrockenen Pfarkeinder beschlossen, weil es nun einmal nicht anders wäre, alle Arbeit liegen zu lassen und ihr Vischen Vorrath aufzuzehren. Sie verschmaußten also ihre Ochsen, Schweine und Hühner; mit ihren Tischen, Bänken und Schränken machten sie sich warme Defen. Endlich brach der merkwürdige Tag an. Pastor Stiffel bestieg die Kanzel und vermahnete seine Zuhörer zur Ergebung. Unterdessen rollte die Welt in ihrer Bahn fort. Glücklicherweise entstand ein fürchterliches Gewitter, und nun schien die Prophezeiung ihrer Erfüllung nahe. Alles erwartete auf den Knien den letzten Stoß. Statt dessen erschien der Bogen des Friedens; der Him-

mel klärte sich auf, die betrogenen Bauern sahen einander an, brachen in Wuth aus, wollten den Seelenhirten todt schlagen; aber er hatte sich weislich davon gemacht und war zu Luther geflohen, der ihm bewies, daß er ein Narr sey, und der den Herzog von Sachsen bewog, die getäuschten Bauern zu unterstützen. Stiffel glaubte indessen noch immer, er habe sich bloß um einige Jahre verrechnet, und auf diesen Glauben starb er auch im Jahr 1567.

Drey große Propheten, die im sechzehnten Jahrhundert lebten, waren David Finarensis, Jacques Porthais und Arnold de Wion. Porthais machte sich durch eine kühne Prophezeihung auf Heinrich III. von Frankreich berühmt, die auch wirklich in Erfüllung ging; Arnold de Wion aber durch seine Weissagungen auf die Päbste, die er im Jahr 1595 zu Venedig ans Licht stellte. Diese Prophezeihungen, die er dem heiligen Malachias, Erzbischof von Down in Irland, zuschrieb, sind sehr dunkel, und bestehen aus einzelnen Sätzen, die entweder den Geburtsort, oder den Stand

der Aeltern, den Kardinalstitel, auch das Wapen des künftigen Papstes anzeigen. Was höchst merkwürdig ist, ist dieses, daß viele Prophezeihungen wirklich eingetroffen sind, und daß, wenn der Prophet Recht hat, nur noch wenige Päbste den heiligen Stuhl zieren werden. So findet man beyhm Jahr 1622 die Worte Montium custos (Wächter der Berge), und es ist seltsam, daß gerade Alexander VII. gewählt wurde, der in seinem Wapen einen Berg mit sechs Spitzen führte. Beyhm Jahr 1667 steht Signum olorum (das Gestirn der Schwäne); Clemens IX., der gewählt wurde, erhielt im Conclave die sogenannte Schwanenkammer zu seinem Aufenthalt.

Ein Astrolog prophezeihete Rudolph von Habsburg, daß er die Kaiserkrone erhalten werde; allein noch merkwürdiger ist es, daß ein Prophet in Magdeburg, der im Anfang des 17ten Jahrhunderts lebte, den Tod des unglücklichen Ludwig XVI. wirklich verkündigt hat.

Im Jahr 1578 prophezeiheten die Astro-

logen, daß der spanischen Monarchie im Jahr 1580 eine große Gefahr bevorstehe, daß Frankreich im Jahr 1580 eine neue Regierungsform erhalten werde, und daß die Ruhe dieses Reichs erst im Jahr 1583 zurückkehre. Der Prophet hatte nicht ganz unrecht, denn im Jahr 1583 entstand die Ligue, die aber für Frankreich traurige Folgen hatte.

Der größte Prophet dieses Zeitraums war Michael Nostradamus, von dem wir hier genauer reden müssen. Dieser merkwürdige Mann wurde in der Provence im Jahr 1503 geboren, und stammte aus einer ursprünglich jüdischen Familie, die sich rühmte, vom Stamm Isaschar zu seyn. Er studierte die Heilkunde anfänglich zu Avignon, und hierauf zu Montpellier, erhielt die Doktorwürde und vermählte sich zu Agen, kehrte aber nach dem Tode seiner Frau, die ihm einen Sohn und eine Tochter geboren hatte, in sein Vaterland zurück, wo er sich zwischen Arles und Aix in der kleinen Stadt Salon niederließ und wieder verheiratete. Hier praktizirte er und fing an zu prophe-

zeichen. Die ersten sieben Centuries erschienen im Jahr 1555 und wurden mit unglaublichem Beyfall aufgenommen, weil man nichts davon verstand, und dennoch alle Begebenheiten darin zu finden glaubte. Aufgemuntert durch diesen Beyfall, stellte Nostradamus drey neue Centuries ans Licht, die er Heinrich II. und seiner Gemahlin Katharina von Medicis widmete und selbst überreichte. Nun wurde er mit größter Hochachtung bey Hof aufgenommen, und mußte die Nativität der Prinzen stellen. Er theilte seine Entdeckungen, die er in den Planeten gemacht hatte, der Katharina mit, die sie zwar verschwieg, aber, wie sie öffentlich behauptete, stets wahr fand.

Es muß frappiren, daß Nostradamus den Tod Heinrichs im Jahr 1559, und selbst die sonderbare Veranlassung durch ein unglückliches Turnier, ganz bestimmt in 35 Quatrein der ersten Centurie prophezeihet hat, und daß dennoch diese Centurie im J. 1555 gedruckt war. Man lieset daselbst; (p. 5.)

Le Lyon jeune le vieux surmontera
 En champ bellique par singuliere du-
 elle,
 Dans Cage d'or les yeux luy crevera
 Deux playes une, pour mourie mort
 cruelle.

Bekanntlich starb Heinrich durch die Wunde, die er am Auge erhalten hatte, und zwar bey dem Turniren; den schön gezierten Platz nennt der Prophet einen goldnen Käfig.

Weil die Prophezeiung auf Heinrich eingetroffen war, so eilte Nostradamus nach Salon zurück, wo er die Unruhen in Frankreich vorher sagte. Er lebte noch einige Jahre in seinem Vaterlande, und wurde als ein höchst merkwürdiger Mann, was er auch in der That war, von den vornehmsten Herren besucht. Unter andern machte ihm Karl IX. kurz vor seinem Tode, im Jahre 1566, seinen Besuch. Er sagte den Tag und selbst die Stunde seines Todes vorher, indem er am Ende des Junius im Kalender des Jean Stadius die Worte: Hic prope mors est

(Hier ist mein Tod nahe), beschrieb. Er starb aber am zweiten Julius 1566, und wurde in der Franciskanerkirche seines kleinen Wohnorts begraben, wo man ihm ein Denkmal setzte.

So wie Nostradamus den Tod Heinrich II. verkündigt hatte, so sah er auch mit prophetischem Geist die Bartholomäusnacht im Jahr 1572 voraus, wiewohl er bereits im J. 1566 todt war. Die Unruhen in Deutschland prophezeigte er mit folgenden Worten: (Cent. III. quatr. 76.)

En Germanie naistront diverses sectes,
Approchant fort de l'heureux paga-
nisme.

Und die Schicksale Franz II. in folgenden Versen: (Cent. X. quatr. 39.)

Premier fils veſue malheureux ma-
riage.

Sans nuls enfans; deux isles en dis-
cord.

Avant dix huit incompetant eage etc.

Jeder Satz kann auf die damalige Geschichte angewandt werden. Franz II. starb ohne Kinder; es brachen die Streitigkeiten zwischen Elisabeth und Maria von Schottland aus, die noch vor ihrem 15ten Jahre vermählt wurde, u. s. w.

Was die Prophezeihungen des Nostradamus auf unsere Zeiten betrifft, so mag sie der Leser selbst deuten, indem wir es nicht rathlich finden, die geheime Weisheit, die man in den Planeten liest, so öffentlich kund zu machen. Nur so viel: bis auf diese Stunde ist pünktlich alles eingetroffen, was er vorher sagte.

Ich übergehe die Prophezeihungen des Agrippa, Cardanus, Campanella, Hilaire de Barenchere und vieler andern, um von einem großen und prächtigen Manuscript reden zu können, das der Marquis von Paulmy besaß. Der Verfasser desselben hieß wahrscheinlich Cambrai und lebte am Ende des 16ten Jahrhunderts. Seine Prophezeihungen gehen weit über unser Jahrhundert hinaus, sind aber höchst merkwürdig, weil sich

manche zu bestätigen scheinen. Im Anfange des Manuscripts findet man die Horoscope Heinrichs III. und IV., und, obgleich der Verfasser im Jahr 1595 schrieb, die Bemerkung, daß Heinrich IV., nachdem er die Ruhe seines Reichs würde hergestellt haben, durch die Hand eines Meuchelmörders fallen werde.

Benm Jahr 1595 bemerkt der Prophet, daß ein Knabe gegenwärtig 10 Jahr alt sey; daß man ihm aber das größte Glück und den höchsten Ruhm in Frankreich versprechen könne. Wirklich wurde der mächtige Cardinal Richelieu im Jahr 1585 geboren, und war also gerade 10 Jahr alt, als der Prophet schrieb.

Auf das Jahr 1658 verkündigt der Prophet für England eine wichtige Krise. — Am 3. September 1658 starb Olivier Cromwel und endigte seine wilde Rolle. Eine andere wichtige, England betreffende, Prophezeihung hat der Marquis verschwiegen.

Im Jahr 1800 sollen sich merkwürdige Dinge ereignen. Man findet bey diesem

Jahre eine Prediction de la plus grande importance, von der aber der Marquis ebenfalls kein Wort sagt.

Vom Jahre 1804 bemerkt der Prophet daß es dem türkischen Reiche und der mahometanischen Religion gefährlich werden könne.

Bei den — — Begebenheiten im Jahr 1808 wird Spanien sehr interessirt seyn.

Vom Jahr 1850 bis 1860 wird Frankreich den höchsten Gipfel seiner Macht und seines Ruhms erreichen. — —

So weit gehen die Auszüge, die der Marquis im Jahr 1782 bekannt gemacht hat. Ist das Manuscript während den Stürmen der Revolution nicht untergegangen, so wäre es eine Befriedigung der Reugier, dasselbe ans Licht zu stellen.

Ich fürchte nicht, daß man mit diesen astrologischen Prophezeihungen diejenigen verwechseln wird, welche von Männern herrühren, die in der langen Reihe gesammelter

Erfahrungen einigen Grund vor sich sehen, aus ähnlichen Ereignissen auf übereinstimmende Folgen zu schließen. Da der Mensch, als denkendes Wesen, nicht in der Gegenwart allein, sondern in der Zeit überhaupt lebt, und folglich die Vergangenheit mit der Zukunft verbindet, so kann er, wenn er auf den Gang der Entwicklung, den die europäische Welt seit ungefähr drey Jahrhunderten genommen hat, aufmerksam ist, mit Sicherheit auf diejenigen schließen, den eben diese Welt künftig nehmen wird.

Diese Vorhersehungsgabe läßt sich bey einem feurigen Kopfe, lebhaften Ahnungen und richtiger Ansicht der Geschichte unserer Tage leicht erklären. Eine solche Prophezeiung ist kein Bild, das der Prophet, abgerissen von aller menschlichen Fassungskraft und Zusammenhange, als gemalte Gestalt ganz genau bezeichnet darstellt. Vielmehr ist diese Prophezeiung eine starke Ahnung künftiger Zeit, die sich entweder in eine trübe oder helle Aussicht verliert, ein bedeutungsvoller Wink von dem, was da kommen soll, der um so zuverlässiger gegeben werden kann,

je umfassender der Geist des Sehers die Wahrscheinlichkeiten zu berechnen und nach der Analogie auszuspähen vermag, je mehr sein heller, scharfsinniger Geist über die Stumpfheit, Trägheit und Sorglosigkeit seines Zeitalters hervorragt und weite Blicke um sich wirft, statt daß der beschränkte Verstand des Zeitalters kaum gewahr wird, was vor den Füßen liegt. Als sich die große Begebenheit, nach welcher sich künftig das verfllossene Jahrhundert nennen wird — die französische Revolution — ereignete, gab es tausend vorlaute Politiker, die in die Zukunft mit vorwizigem Blicke spähten, und die dauerhafte Existenz einer Republik prophezeiten. Allein die Weisen im Volke sahen voraus, daß man die Grenzen einer Revolution zwar nicht bestimmen könne, daß aber die Existenz einer so ungeheuren Republik ein Unding sey. Burke, den man damals in England als einen neuen Propheten, der nichts gelte, verhöhnzte, hat offenbar Recht behalten. — Ob einst Raynals, Edward's und M'Calums Prophezeihungen wegen der Spanischen Besitzungen in Amerika in Erfüllung gehen werden, müssen wir erwarten.

Mirabeaus Prophezeiung vom jetzigen König von Preußen: *peut être a-t-il de grandes destinées*, ist eingetroffen, aber auf eine noch furchtbarere Art die Prophezeiung Friedrichs des Großen, welche bereits in dem Journal: Geist des 19ten Jahrhunderts mitgetheilt worden ist. „Preussen, sagte der große König, wird so lange groß und mächtig bleiben, als es die Freiheit der Meinungen, das Verdienst und das Talent ehrt, als seine Krieger, im Frieden wie im Kriege, nichts höher schätzen als die Ehre, als seine Minister sich eben so durch Treue als durch Einsichten auszeichnen, als seine Unterthanen patriotisch, tapfer und kühn sind, und sein König nur das Große, Ehrwürdige und Heilige achtet. Nur so lange wird Preußen blühen! So bald aber seine Minister ihren König und ihr Vaterland lau und gleichgültig ansehen, so bald seine Offiziere mehr den Kleinmeister (*petit maitre*) als den Krieger machen, so bald sich Unentschlossenheit und Kleinmuth ins Kabinett einschleicht, so bald seine Politik zweideutig und verächtlich wird, dann wehe meinen Nachfolgern, wehe meinen getreuen Preu-

ßen! wehe meinem Vaterlande! Sein Ruhm, seine Größe und sein Glanz werden schneller verschwinden, als sie errungen worden sind. Preußen ist nur groß und glücklich durch die Energie, den patriotischen Sinn und die Treue und Ehrlichkeit seiner Unterthanen."

II.

Ueber die Expeditionen zu Lande nach Ostindien.

Die Geschichte kennt drey große Expeditionen, die nach Ostindien gemacht worden; die vierte ist vielleicht unserm Zeitalter vorbehalten, das wundervoller und außerordentlicher, wie alle vorhergehenden ist. In Hinsicht jener Expeditionen fügen wir hier einzuweilen folgende kurze Notizen bey:

Die Gegenden zwischen Persien und Hindostan sind eine Bergkette, welche durch die Mitte von ganz Asien streicht, und durch welche mehrere enge Pässe gehen. Alle drey

Eroberer, welche von Persien aus in Indien einfielen, nämlich Alexander, Tamerlan, Radir Schach*), sind beynah auf demselben Wege vorgebrungen. Es scheint hieraus zu erhellen, daß die erwähnte Bergkette wenig gangbare Durchgänge hat. In diesen Bergen wohnen Völker, die eben so wild als kühn, eben so mißtrauisch als kriegerisch sind, und dann kommen die kriegerischsten Nationen des Ostens, die Afghanen, die Senks und die Mahratten, welche zahlreiche Armeen ins Feld stellen können. In den Jahren 1793 und 1794 hatten die Senks eine Armee von 248,000 Mann, worunter besonders viele Kavallerie. Die Mahratten sind keine Freunde der Engländer, und noch vor wenigen Jahren befanden sich viele französische Offiziere unter denselben. Die Regenzeit tritt in verschiedenen Gegenden Ostindiens zu verschiedenen Zeitpunkten ein; dies hängt von der Lage der Derter

*) Der jetzige Schach von Persien hat die Dehen dieser beyden Eroberer an Kaiser Napoleon zum Geschenk gesandt.

ab. In den nördlichen Gebirgen regnet es anhaltend, während es in den daran stoßenden Ebenen trocken ist.

Alexander der Große unternahm von Samarkand aus einen Zug nach Ostindien, zu dem ihn vorzüglich die Reichthümer Indiens antrieben, der aber scheiterte, weil er gerade im Sommer, der dortigen Regenzeit, daselbst eintraf, wo alle Flüsse ausgetreten waren, und das Land überschwemmt hatten. Er eröffnete seinen Zug aus der Gegend des kaspischen Meeres her, gelangte nach Bactria und ging über die Gebirgskette. Der Regen hatte in den Bergen, auf denen alle Flüsse des Pendschab entspringen, schon seinen Anfang genommen, und die Flüsse mußten natürlich sehr angeschwollen seyn, ehe er an ihre Ufer gelangte. Bey Taxila, dem jetzigen Attock, ging er über den Indus, der, wie Kennel behauptet, bloß an dieser einzigen Stelle so ruhig fließt, daß eine Brücke über ihn geschlagen werden kann. Mitten im Sommer setzte er über den Hydaspes (heut zu Tage Behat), ungefähr als die Regenzeit am stärksten war. Die Mühselig-

keiten, die seine Soldaten bey ihrem Marsche auszustehen hatten, waren unbeschreiblich groß. Er mußte daher wieder umkehren, indem er nicht weiter gekommen war, als bis an das südliche Ufer des Hyphasis, wo er zwölf große Altäre errichtete, die ein Denkmal seiner Thaten sind.

Tamerlan, der den Sitz seiner Regierung näher an Indien hatte, und sich von der Beschaffenheit des Landes besser unterrichten konnte, vermied Alexanders Fehler, und machte seinen Feldzug während der trockenen Jahreszeit. Dies geschah im Jahre 1398. Er drang bis über den Ganges vor, kam aber im Jahre 1399 schon wieder in Samarkand an.

Nadir Schach fiel im Jahre 1738 in Ostindien ein, eroberte Delhi, und kehrte im darauf folgenden Jahre nach Ermordung vieler tausend Einwohner und nach Erpressung ungeheurer Geldsummen wieder nach Persien zurück. Dieser Rückzug geschah durch eben die Länder, durch welche Alexander gezogen war, und ben-

nahe auch in der nämlichen Richtungslinie. Die Schwierigkeiten, die Nadir Schach dabey zu überwinden hatte, waren ungeheuer groß. Obgleich Nadir Schach unbeschränkte Gewalt nebst unermesslichen Reichthümern besaß, und sich durch ebenso große Talente als durch lange Erfahrung im Kriege auszeichnete, so hatte er doch den Verdruß, einen großen Theil seiner Truppen zu verlieren, als er über die Flüsse des Pendschab ging, durch die Berge im Norden von Indien drang, und mit den wilden Bewohnern der Gegenden focht, welche sich von dem Ufer des Drus bis nach den Grenzen von Persien erstrecken.

Aber von allen Schwierigkeiten, welche jene drey Expeditionen scheitern machten, stehen unter den jezigen Umständen nicht so viele im Wege. Die vierte Expedition beginnt unter manchen günstigen Konjunkturen, und unter sicherern Hülfsmitteln, welche Alexander der Große, Tamerlan und Nadir Schach nicht hatten und nicht zu benutzen wußten. Das unermessliche Genie, das

schon so vieles, was unmöglich schien, glücklich ausführte, wird die Fehler der vorigen Expeditionen weislich benutzen und vermeiden. Die genauen Nachrichten, die man seit dem Zuge Alexanders des Großen von jenem Lande und den Wegen dahin hat; die freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen die Kaiser von Rußland und Frankreich mit Persien stehen, und wodurch alles Mißtrauen, welches sonst die Perser gegen Rußland hatten, verschwindet; die jenen Völkern fremde Kriegskunst; sieggewohnte europäische Armeen, denen nichts widersteht; der selbst für Indien so wohlthätige Endzweck, und die nie verlöschende Rache, die in den Herzen der grausam unterjochten indischen Völker gegen ihre Unterdrücker, die Engländer, glimmt, begünstigen das Unternehmen. Zwar haben die Engländer einige feste Plätze im Norden von Ostindien und eine Macht von 130,000 Mann, von diesen aber sind nur 30,000 Europäer, die übrigen 100,000 sind Eingeborne, auf welche sich die Britten nicht verlassen können.

III.

Merkwürdiger Beitrag zur Geschichte von
1806 und 1807.

Unlängst erschien von einem Preußen (man nennt den Cabinetsrath Lombard) folgendes in franz. Sprache geschriebene, äußerst merkwürdige Buch: *Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 et 1807. Dédié aux Prussiens par un ancien Compatriote.* A Francfort et à Leipsic chez Frédéric Nicolai 1808. Der Verfasser hat nicht Alles gesagt, weil die Pflicht es ihm nicht erlaubte, aber was er sagte, ist wahr.

Welch ein Gemälde stellt er von dem Zustande des Preussischen Staats in allen Zweigen der Administration im Jahr 1805 auf! Wahrlich! dies ist ein herrliches Denkmal für Welt und Nachwelt, wo alles mit einzelnen, aber von der Wahrheit gestempelten Zügen konzentriert ist, was man sich sonst erst aus zahlreichen Büchern abstrahiren muß. Alles ist hier mit Einsicht und Scharfsinn

entwickelt; dabey werden die Mängel nicht ungerügt gelassen. Einige derselben, die Armeeeinrichtungen betreffend, dürften jedoch in den Augen vieler, die nicht ausschließlich nach den Modelen der siegreichen Franzosen urtheilen, nicht als Mängel erscheinen.

Nach dem Gemälde dessen, was der Preussische Staat vor 1805 war, geht der Verfasser zu der, obwohl nur kurzgefaßten, Geschichte der unglücklichen Jahre 1806 und 1807 über, wo alle diese Herrlichkeit auf einmal verschwand, und ein grauenvolles Leere zurück blieb.

Der Verfasser, indem er von dem im Jahr 1805, unvermeidlichen Kriege der Franzosen und Russen spricht, sagt: „Es war nicht in unsrer Macht *) neutral zu bleiben. Welchen thätigen Antheil wir auch an diesem Streit der Titanen nehmen mochten, so waren es immer unsere Provinzen,

*) Der Verfasser spricht hier, so wie im ganzen Buche, als Preuße.

die davon der Schauplatz wurden. Man mußte entweder für den besiegten Bundesgenossen bezahlen, oder sich ohne Wahl und auf immer an den Triumphwagen des verbündeten Ueberwinders anschließen. Die Natur der Dinge gebot es. Unsere Schritte mochten seyn, wie sie wollten, so war der einst der Tag zu erwarten, wo man umkommen, oder abhängig seyn mußte.“

Sehr richtig heißt es, in Ansehung des Seekrieges zwischen Preußen und England: „So sehr ehemals unsere geographische Lage es uns erleichterte, alle Kabinetsysteme anzunehmen, so hatte nach den neuerlichen Umwandlungen der Staaten, vielmehr eben diese Geographie jetzt die Punkte vervielfältigt, wo man uns tödtlich verwunden konnte.“ — Der Minister Haugwitz wird in Betreff seines so bedenklichen Wiener Traktats eifrig vertheidigt, durch Gründe, die aber wohl nicht jedermann einleuchten dürften. Das Friedenssystem war dem Volke verhaßt, das den Krieg wünschte. Er brach aus. „Die Nation schien ein Fest zu feyern, zu einer Zeit, wo sie die Trauer anlegen sollte, und

wo das einzige ihr erlaubte Fest nur das seyn konnte, was Leonidas mit seinen Spartanern feyerte, die, voll des Trostes ihre Pflicht zu erfüllen, durch Spiele sich zu einem gewissen Tode vorbereiteten."

Der Herzog von Braunschweig wird hier strenge, aber nicht ungerecht beurtheilt. Nach der großen, allgemein anerkannten Wahrheit, daß, wenn Preußen durchaus loßschlagen wollte, es nicht zögern, sondern den Krieg an den Ufern des Mains anfangen mußte, heißt es hier: „Mit Schnelligkeit konnte man den damals in Deutschland befindlichen französischen Truppen schreckliche Nachtheile beybringen, und den Krieg unter glänzenden Aussichten anfangen; was in einer so verzweifelten Sache, wie die unsrige, schon viel gewesen wäre. Der Herzog aber konnte den Unterschied nicht fassen, der diesen Feldzug von allen andern auszeichnete; auch wollte er nicht den alten Weg verlassen, der jedoch nicht mehr zum alten Ruhm führte. Er fand sich nie stark genug; er verlor die kostbarsten Augenblicke, Tage und Wochen, und konnte nie mit sich selbst über einen Operationsplan

einig werden. — Er, dessen Erfahrung unsere letzte Hoffnung war.“

Der Verfasser bezeichnet die neue französische Kriegskunst, worüber so viel geschwätzt worden ist, und noch immer radottirt wird, mit wenigen aber sehr treffenden Zügen. Es ist von der Schlacht bey Jena die Rede. „Das Vorhaben des Kaisers war nicht zweifelhaft. Wir sollten auf unserm linken Flügel umgangen, und von unsern Magazinen abgeschnitten werden. Dies war das Manöver bey Marengo. Dies war das Manöver bey Ulm. Eigentlich war dies das große Geheimniß der sogenannten neuern Taktik, die im Grunde nur eine kühnere Anwendung der durch die Geschichte aller Jahrhunderte bewährten Grundsätze der Kunst ist.“ — „Der Feind stand zwischen unsern Heeren und der Hauptstadt. Alle Erfahrung der letzten Kriege aber war für uns verloren gewesen. Ohne eine Schlacht waren wir schon geschlagen.“

Die Bemerkungen über den Krieg im Königreich Preußen bezeichnen einen so einsichtsvollen, als kriegsverständigen Mann.

Den Schluß dieses trefflichen Buchs machen zwey rührende Apostrophen: eine an den guten König, voller Liebe und der reinsten Anhänglichkeit; die andere an die Preußen, denen der jetzige verzweifelte Zustand der Dinge in allen noch bestehenden preussischen Provinzen vor Augen gelegt wird, und die dabey zur künftigen Ausübung spartanischer Tugenden ermahnet werden.

„Preußen! — heißt es am Ende — verzweifelt nicht an Euer Vaterland. So wahrhaft auch das hier von mir entworfenene Gemälde ist, so hat doch eine Staatsverwaltung, wie die Eurige, Mittel, die man anderswo nicht kennt. Ihr habt einen Gebieter, der keine andere königliche Bedürfnisse, als Staatsbedürfnisse hat. Ihr habt einen Minister von viel umfassendem Geist; Ihr habt Nachbarn, die kein Interesse mehr haben Euch zu schaden; und mangelt Euch der Kredit, den der Reichthum erzeugt, so wird der Kredit der Rechtschaffenheit an dessen Stelle treten. Habt Zutrauen zu Eurer Regierung und unterstützt deren Anstrengungen. Laßt Euern Zustand Euch Tugend

einflößen. Ihr habt die Athenienser Deutsch-
 lands seyn wollen; seyd nun dessen Lazede-
 monier. Was Euch künftig zukommt, ist
 Geduld, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.
 Entfernt alle verführerischen Erinnerungen,
 und laßt nicht mehr in Euren Wohnungen
 einen vorübergehenden Luxus mit den nö-
 thigsten Bedürfnissen im Kontrast stehen. —
 Vor allen Dingen seyd unterwürfige, ehr-
 furchtsvolle Unterthanen. Hütet Euch Eure
 Gebieter zu richten. Die öffentliche Sache
 hat ihre Myssterien. — — Ihr werdet einen
 sehr beschränkten Hof und harte Gesetze be-
 kommen. Der mit Schulden belastete Staat
 wird Rechenschaft von Euren Genüssen for-
 dern, und Ihr werdet auch die einfachsten
 Steuer bezahlen. Dies gebeut die Nothwend-
 digkeit. Sagt Euch selbst zum voraus, was
 Eure und was des Königs Pflichten seyn
 müssen. Verdient durch Eure Resignation,
 daß Euch schönere Tage werden. Gebt Ihr
 der Welt solche Beyspiele, so werdet Ihr
 von Euren Nachbarn mehr geehret werden,
 als sie Euch vormals fürchteten.“

„Die Revolutionen machen die Runde

auf unserm Planeten. Ein jedes Volk hat seine Epochen von Größe und Unbedeutbarkeit. Wer weiß, wenn wir das Glück unserer Enkel vorbereiten, ob nicht Preußens Schicksal eines Tages glänzend seyn wird. Für jetzt wollen wir unsre Wünsche dahin beschränken, den Himmel anzusehen, daß es dem Ueberwinder gefallen möge, uns bald unsre traurige Ruhe wieder zu geben. Eine furchtbare Stille wird in unsern Wohnörtern auf den Tumult folgen, der bisher darin herrschte. Alsdann erst können wir die Tiefe unserer Wunden untersuchen; dann erst werden wir die Heilmittel in ihrer ganzen Bitterkeit kennen lernen.“

„Bis dahin ist nichts möglich, und der Staat stirbt langsam an seinem Uebel. Napoleon hat seinen Sieg benutzt; er hat an uns eine gerechte Rache genommen, die er für gerecht hielt; allein er kann unsern gänzlichen Untergang nicht wollen. Würden seine Völker dadurch glücklicher werden? Die Monarchie ist ein Jahr lang in seiner Gewalt; er kennt sie; er weiß, daß wir ein armes Volk sind, daß diese lange Konvulsion

uns tödtlich ist, und daß eine Million Familien fast mit dem Tode ringend, ihre Augen auf ihn richtet. Er wird die großen Plane seiner Politik mit dem Mitleid zu vereinigen wissen, daß er unserm Unglück schuldig ist. Er wird so edelmüthig seyn, wie er groß ist, und seine braven Soldaten werden in ihr geliebtes Vaterland zurückkehren und dort ihre ausgestandenen Mühseeligkeiten erzählen; und wir werden bey dem Wiedersehn unsrer Gebieter, auf einige Augenblicke unsre eignen Leiden vergessen.“

IV.

Malta und die Belagerung desselben durch
Mustapha und Piali im Jahre 1565.

(B e s c h l u ß.)

Mustapha setzte, nachdem seine Capitulationsvorschläge kein Gehör gefunden hatten, die Belagerung fort; er unterhielt gegen die Stadt und das Fort St. Michael ein be-

ständiges Feuer, und beschloß die Eroberung des Letztern zuerst zu betreiben, das er zu Wasser und zu Lande an der äußern Spitze der Halbinsel, auf der es lag, angreifen wollte. Er erwartete um so gewisser einen günstigen Erfolg, da er eben erst durch die Ankunft Haskems, des Sohns von Barbarossa, den 2500 auserlesene Soldaten, gemeinhin die Tapfern von Algier genannt, begleiteten, beträchtlich verstärkt worden war. Haskem bat den Mustapha, ihm den Sturm von St. Michael zu übertragen, und prahlte, sich desselben bald zu bemächtigen. Der Bassa willigte ein, verstärkte seine Algierer noch durch 6000 Mann, und versprach, ihn mit dem übrigen Heere zu unterstützen. Haskem gab einen Theil der Truppen dem Candelissa, einem alten Korsaren, seinem Unterbefehlshaber, und trug ihm den Angriff zur See auf, während er sich den zu Lande vorbehielt. — Candelissa ließ seine Soldaten in die Böte steigen, und versuchte zuerst das Pfahlwerk zu durchbrechen, das, um seine Landung zu hindern, errichtet war; da er es aber sehr fest fand, und seine Truppen vom Feuer viel litten, so hielt er es für leichter,

an dem Theile des Ufers zu landen, den La Balette mit Schanzen besetzt hatte. Auf diesem wichtigen Posten war ein alter Ritter, Guimeran, Anführer der christlichen Truppen; er feuerte nicht eher, als bis die Türken ihm ganz nahe waren, und nun tödtete er mit einer Ladung 400 Mann; dennoch landete Candelissa, aber einige Kanonen voll Kartätschen waren unter den Geländeten von fürchterlicher Wirkung, und schon flohen einige nach ihren Rähnen zurück, als Candelissa befahl, diese vom Ufer zu entfernen. Seine Truppen sahen nun, daß sie entweder siegen oder sterben mußten, und naheten sich der Verschanzung. Auf beyden Seiten focht man mit unerschrockener Tapferkeit; nach einem fünfständigen Gefecht erstiegen die Türken die Verschanzung, und pflanzten ihre Fahnen auf. Die Ritter wandten sich mit verdoppeltem Eifer wieder um, und noch zur rechten Zeit schickte der Großmeister eine Unterstützung unter den Befehlen des Admiral Guiou und des Ritters Quiney. Diese stürzten sich mit solcher Wuth auf die Türken und Algierer, daß selbst Candelissa, der wegen seiner Uerschrock-

kenheit bekannt war, plötzlich befahl, die Kähne an das Ufer zu bringen, und zuerst floh. Seine Truppen wurden von den Verschanzungen herabgeworfen, und das Feuer der Batterie verfolgte sie. Mehrere Bote sanken: das Wasser war mit Leichnamen bedeckt. Von 4000, die dies unternommen hatten, blieben kaum 500 übrig, und von diesen waren die meisten gefährlich verwundet.

Haskem war in seinem Angriffe zu Lande nicht glücklicher; er erlitt an zwey Breschen eine große Niederlage, und mußte sich zurückziehn. Kaum bemerkte dies Mustapha, so ließ er seine Janitscharen vordringen. Die Besatzung hatte das Treffen mit Haskem fünf Stunden lang, in der heißesten Jahreszeit ausgehalten; dennoch ging sie jetzt den Janitscharen außerhalb der Bresche entgegen; die Gewalt der Menge nöthigte sie, sich hinter den Wall zu begeben; hier aber leistete sie den verzweifeltsten Widerstand, und trieb zuletzt, verstärkt durch Guion und Quiney, und durch die Truppen, die den Candelissa überwunden hatten, die Janitscharen mit einem fürchterlichen Ge-

meßel zurück, nachdem sie mehr als 40 Ritter und 200 der tapfersten Soldaten verloren hatte.

Nun beschloß der türkische Feldherr, seine ganze Macht auf einmal zu gebrauchen, und während er die Belagerung von St. Michael fortsetzte, die andere Hälfte unter Pialis Befehlen gegen die Stadt zu richten. Viele Batterien wurden aufgeworfen, die Laufgräben weiter geführt, und unzählige Angriffe wiederholt. Beide Bassen, eifersüchtig auf einander, gaben die glänzendsten Beweise persönlicher Tapferkeit, unaufhörlich besorgt, daß sich der Sieg zuerst für den Nebenbuhler erklären möchte. Aber der entschlossene Muth der Ritter, den der Großmeister mit geprüfter Weisheit und unermüdlicher Wachsamkeit zu leiten verstand, vereitelte alle Unternehmungen der Türken, und jagte sie jedesmal mit großem Verluste in die Flucht. Ein Ingenieur Mustaphas hatte ein Werkzeug erfunden, das aus einem ungeheuren Fasse bestand, welches mit Schießpulver, Nägeln, Ketten, Musketenkugeln &c. geladen war; nachdem man eine

baran befestigte Lunte angezündet hatte, schleuderte man es mittelst einer Maschine auf das Ravelin, das die Hauptvertheidigung des Forts ausmachte. Aber die erschrockene Besatzung war so geschickt, und so glücklich, dieses Faß, noch ehe es Feuer fing, mitten unter die Stürmenden zurückzuwerfen: es sprang, und erfüllte die Türken mit Bestürzung; die Ritter benutzten ihre Verwirrung, drangen auf sie ein, und tödteten viele.

Piali hatte durch seine Batterien vor der Stadt, worin La Balette selbst kommandirte, alle Aussenwerke des Places zerstört, und im Walle selbst eine ungeheure Bresche gemacht. Während seine Soldaten in einem wüthenden Sturme begriffen waren, der die Belagerten vom Morgen bis in die Nacht beschäftigte, ließ er einen Cavalier von Erde und Steinen nahe an der Bresche errichten, der so hoch war, daß er die Brustwehr übersah. Die Dunkelheit verhinderte ihn, seine großen Vortheile weiter zu verfolgen, jedoch zweifelte er nicht, sich am folgenden Tage des Places zu bemächtigen.

Da er sein Heer zurückgezogen hatte, versammelte sich der Orden zur Berathschlagung. Die meisten Ritter meinten, daß die Stadt jetzt nicht länger haltbar sey, daß man die noch übrigen Werke in die Luft sprengen, und die Besatzung mit den Einwohnern in das Fort St. Angelo bringen sollte. Der Großmeister mißbilligte diesen Vorschlag ganz, und hielt dies für das erste Mittel, die Insel ganz zu verlieren. Die Ritter baten ihn, daß er sich wenigstens dahin begeben. „Es bleibt uns nichts übrig, erwiederte er, als zu siegen, oder zu sterben; und wäre es möglich, daß ich, ein Greis von ein und siebenzig Jahren, mein Leben rühmlicher enden könnte, als an der Seite meiner Freunde und Brüder im Gefechte gegen die unversöhnlichen Feinde unsers heiligen Glaubens?“ Er theilte darauf die Befehle aus, die er für die besten hielt; er ließ in der Nacht eine Verschanzung innerhalb der Bresche aufrichten, und beorderte einige der tapfersten Ritter und Soldaten, gegen den Cavalier der Feinde einen Versuch zu machen. Diese schlichen sich leise dahin, und griffen die Wachen mit

einr solchen Wuth an, daß sie ihre Posten verließen, und nach dem Lager flohen. Der Kavalierr ward gleich befestigt, eine Batterie von Kanonen auf denselben gepflanzt, und auf der dem Feinde zugekehrten Seite eine Brustwehr errichtet. So wurde die Bresche unzugänglich gemacht, der Stadt eine größere Sicherheit als vorhin verliehen, und eine Schanze, die zu ihrer Zerstörung hatte dienen sollen, in ein Bollwerk zu ihrer Vertheidigung verwandelt.

Jetzt hatte der Großmeister mehr Vertrauen als je, so lange aushalten zu können, bis die Spanier zum Entsatz herbeikämen. Nach der vom Philipp dem Zweiten, und von seinem sizilianischen Vizekönige erhaltenen Versicherung hatte er schon lange auf ihre Ankunft gehofft. Aber obnerachtet aller dringenden Vorstellungen des Großmeisters, zauderte Philipp auf eine unedle, feige und ganz seinem eignen Interesse entgegen handelnde Art von einer Zeit zur andern. Endlich als die türkische Macht von 45,000 auf 15 bis 16000 Mann geschmolzen war, von denen viele verwundet und krank

lagen, und wo die Ritter wahrscheinlich auch ohne fremden Beystand die Belagerung ausgehalten hätten, ließ der Bizekönig dem Großmeister sagen, daß er Befehl von seinem Könige bekommen habe, ihm ein tapfres Heer von Truppen zu übergeben, die seinen Befehlen so lange gänzlich unterworfen seyn sollten, bis der Feind vertrieben wäre.

Am 7. September landeten endlich 6000 Spanier auf dem Theile der Insel, der am weitesten von den Türken entfernt war; die Flotte kehrte aber gleich nach Sizilien zurück.

Mustapha wurde durch die Nachricht, daß die Spanier gelandet wären und ihm entgegen rückten, in die größte Bestürzung gesetzt. Mit der Muthlosigkeit, die der unglückliche Erfolg unter seinen Soldaten erzeugt hatte, bekannt, glaubte er, daß er bey einem überlegenen Angriffe der besten Truppen Spaniens gewiß besiegt werden würde. Ohne eine nähere Bestimmung der Anzahl derselben abzuwarten, hob er die Belagerung auf, zog seine Besatzung aus St. Elmo,

und schiffte, mit Zurücklassung alles schweren Geschüzes, die Truppen so eilfertig ein, als ob schon alles verloren wäre. Kaum war er am Bord, als ihm ein Ueberläufer aus dem spanischen Lager die Nachricht brachte, daß er mit 16000 Mann vor einem Heere von 6000 Mann gestanden sey, das keinen General habe, und dessen Offiziere sich unabhängig von einander befänden. Wäthend vor Schaam und Aerger würde er gleich seine Leute wieder ausgeschiffet haben, wenn er es ohne Piali, Haschem &c. hätte unternehmen können.

Indeß benutzte der Großmeister die ihm verstattete Zeit so gut er konnte. Er beschäftigte alle Einwohner mit Ausfüllung der feindlichen Laufgräben und Zerstörung der Wälle, und warf eine Besatzung in das Fort St. Elmo. Obgleich der Bassa dies erblickte, und einsah, wie viel neuer Arbeit seiner wartete, so wollte er doch seine Unbesonnenheit wieder gut machen. Piali stellte zwar vor, daß man die kraft- und muthlosen Truppen einem gewissen Verderben Preis gäbe, aber die Versammlung war verschie-

dener Meynung, und so wurde beschloffen, das Heer ans Land zu setzen, und gerade auf die Spanier loszugehn. Die türkischen Soldaten gehorchten dem Befehle mit Widerwillen, und man mußte bey mehreren Gewalt brauchen. La Valette hatte die spanischen Befehlshaber von den Unternehmungen der Feinde benachrichtigt. Die Spanier hatten sich mit dem kleinen Heere auf einem steilen Hügel verschanzt, und einige vornehme Dffiziere meinten hier den Feind zu erwarten. Aber mit Unwillen verwarf der kühne unternehmende Sannes mit dem größten Theil der Dffiziere diesen Vorschlag; die Truppen wurden aus den Verschanzungen geführt, um im offnen Felde mit dem Feinde zu kämpfen. Dies vermehrte die Muthlosigkeit der Türken, und erleichterte ihre Niederlage. Von den Spaniern von vorn und von der Seite mit der größten Wuth angegriffen, fochten sie kaum, sondern nahmen in der größten Bestürzung die Flucht.

Mustapha wurde von dem heftigen Strome der Fliehenden mit fort gerissen; er fiel

zweimal vom Pferde, und würde gefangen worden seyn, wenn ihn seine Offiziere nicht befreiet hätten. Die Spanier verfolgten sie rasch bis an die Küste; hier hielt Piali seine Rähne in Bereitschaft, die Flüchtigen aufzunehmen. Ohne diese Vorsicht hätten sie alle umkommen müssen, und doch belief sich die Zahl der Getödteten auf 2000, da die Sieger höchstens 13 bis 14 Mann verloren.

So endigte sich, nach einer viermonatlichen Dauer, die Belagerung von Malta, die durch die bewunderungswürdigsten Beweise der heldenmüthigsten Tapferkeit ihrer Vertheidiger ewig unvergeßlich bleiben wird. Die Nachricht von ihrer Befreiung verursachte bey den christlichen Mächten eine allgemeine Freude, und der Name des Großmeisters erregte überall die größte Bewunderung. In vielen Ländern wurden öffentliche Freudenfeste angestellt. Der König von Spanien ließ ihm ein Schwerdt und einen Dolch überreichen, deren Gefäße von geschlagenem Golde und mit Diamanten besetzt waren.

Die Festungswerke sahen so aus, als ob

sie mit Sturm eingenommen wären. Am meisten hatte die damalige Stadt, die Burg gelitten, worin man nur noch 600 streitbare Männer zählte. Der Orden vermißte 200 der tapfersten Ritter, und von den Einwohnern und Soldaten waren beynabe 8000 umgekommen, da die Türken wenigstens 30,000 Mann verloren hatten.

Das Kapitel nannte durch einen allgemeinen Beschluß die neue Stadt, die man im folgenden Jahre 1566 zu erbauen anfing, aus Dankbarkeit gegen den Großmeister, nach seinem Namen Valette.

V.

Gedanken über das Militair.

Das Militair ist eine so uralte Einrichtung, daß sich darüber, besonders in moralischer Rücksicht, nichts Neues denken noch sagen läßt, indem sein Zweck und seine Bestimmung immer derselbe ist, oder doch seyn sollte.

Indessen findet man noch immer Menschen genug, die über den eigentlichen Zweck des Soldaten nicht nachgedacht haben, und davon gar unrichtige Begriffe hegen.

Um nun zu wissen, was der Soldat eigentlich seyn soll, so muß man zu seinem ersten Ursprung zurück gehen, und da wird Jeder sagen:

Das Militair ist der Beschützer und Vertheidiger seines Landes und seiner Mitbürger, ohne dabey seiner eigenen Ruhe, seiner Gesundheit, ja sogar seines Lebens zu schonen.

In den frühern Zeiten verließen die Landbewohner bey drohenden Gefahren ihr Gewerbe, ergriffen die Waffen, und fochten. War der Krieg zu Ende, so kehrte jeder zurück, legte die Waffen bey Seite, und regierte wieder seinen Pflug. Damals kämpfte im eigentlichen Sinn jedweder für seinen eigenen Heerd. Diese Einrichtung dauert hin und wieder noch fort, z. B. bey den Schweizern.

Nachdem Zank und Unfriede unter den Menschen zunahm, und die Landesbewohner ihre friedlichen Beschäftigungen zu oft hätten unterbrechen müssen, da gaben sie ihre rüstigsten Kinder hin, um gegen den Feind zu dienen, werbten auch wohl Fremde an, und trugen die Kosten des Feldzuges. Nach beendigtem Kriege gingen diese Truppen wieder auseinander.

Als in der Folge die Kriege immer häufiger und wichtiger wurden, die Kriegskunst auch stieg; da hielten die Staaten es für rathsam, stehende Armeen zu halten, welche auf alle Fälle stets gerüstet und geübt waren, der drohenden Gefahr auf den ersten Wink sich entgegen zu stellen. Weil aber auch zuweilen, ohne Rücksicht auf den Nutzen und das Wohl des Staats zu nehmen, diese stehenden Truppen als Werkzeuge dienen mußten, um die Launen und Absichten einzelner Machthaber zu befriedigen, und man den Truppen allerley Unfug und Räubereyen gestatten mußte, um sie gutes Muths und willig zu erhalten; da entstand bey Manchen der Gedanke, als sey der Sol-

dat ein vom Staat und dessen übrigen Menschenklassen gänzlich abgesondertes Wesen, mit denen er übrigens nichts weiter zu schaffen habe, als sich daraus zu rekrutiren und zu erhalten. Ja man ging noch weiter, indem man sogar behaupten wollte, als sey der Staat, ja das menschliche Geschlecht bloß des Militairs wegen da, und wer nicht Soldat war, wurde mit Geringschätzung und Härte behandelt. *) Dies sind die gewöhnlichen Grundsätze der sogenannten militairischen Staaten.

Nun aber sank gemeiniglich der Beschützer und Vertheidiger der Länder von seiner ursprünglichen hohen Würde und Bestimmung so herunter, daß er bis zu einer Bande privilegirter Räuber herabgewürdigt wurde. Selbst manche gebildete edle Nation seufzt im Stillen hierüber, und fürchtet sich seine verwilderten Krieger in seinem Schooße zurückkehren zu sehen.

*) Dies pflegt auch wohl bey andern Menschenklassen zu erfolgen, wenn sie einiges Ueberge nicht erhalten.

Jede Staatsverwaltung, welche das Wohl des Staatskörpers und der Menschheit zum Zweck hat, wird sein Militair in den Schranken seiner eigentlichen Bestimmung erhalten. Etwanige Mißbräuche, die leider bey den besten menschlichen Anstalten einschleichen, kann man denen Machthabern dieser Staaten nicht zur Last legen.

Nach obigen Prämissen, und nach Hinzweglassung alles dessen, was der Soldat nicht seyn soll, könnte man die wahren Pflichten des Militairs auf nachfolgende wenige Grundsätze zurückbringen.

1.

Da der Soldat mehr wie jeder andere Mensch einem plötzlichen Tode ausgesetzt ist, so muß er gottesfürchtig und tugendhaft seyn.

2.

Weil der Soldat seiner Bestimmung nach Sicherheit und Ruhe befördern und erhalten soll, so muß er, wo er sich auch befinden mag, gleichsam ein Schutzengel seyn, unter

dessen Flügeln man, wie man zu sagen pflegt, bey offenen Thüren und Fenstern ruhen könne.

3.

Nur einzig und allein gegen Waffen und Gewalt muß der Soldat seine Waffen und Gewalt brauchen; Daher ist es für den Soldaten ein Schimpf, friedliche, wehrlose Menschen zu beleidigen und zu mißhandlen.

Unter diesen drey Grundregeln denke ich mir einen ächten Soldaten, die taktischen Einrichtungen mögen übrigens seyn, welche sie wollen. Ein Biedermann kann aus selbigen eine Menge Regeln und Pflichten herausheben.

Bleibt dies nun der Zweck und die Pflicht des Militairs, welchen er mit Aufopferung seiner Ruhe, seiner Gesundheit, ja selbst seines Lebens erfüllen muß, so verdient er mit vollem Recht den ersten Rang unter den Staatsdienern. Was der Soldat bey treuer Erfüllung solcher heiligen Pflichten auß Spiel setzt, das kann durch irrdische Beloh-

nungen ihm mehrentheils nur kümmerlich vergütet werden. Das hohe Bewußtseyn und die Ehre, seine schweren Pflichten nach Kräften erfüllt zu haben, und die darauf sich gründende Achtung und Auszeichnung seiner Obern, seiner Mitbürger und der Welt, das nur kann seine vorzüglichste Be-
lohnung seyn.

A. M.

VI.

Kurze historische Bemerkungen.

(S. Nord. Archiv, Monat Januar, Seite 75.)

Feigheit. Tapferkeit.

Festungen, Arsenäle, Kriegsschulen, Lustlager und Manoeuvres, Kanonen und das ganze Heer von Kriegsmaschinen, was sind sie anders, als eine dem Lamme angezogene Löwenhaut, wenn eine Nation nicht durch sich selbst tapfer und kriegerisch gestimmt ist? Selbst große Armeen haben einen sehr geringen Werth, wenn die Anführer ohne Kopf

handeln und die Soldaten feigherzig und lässig sind. Sehr richtig sagt Virgil: *Lupus numerum pecorum non curat* (der Schaafszahl macht den Wolf nie verlegen). Beyspiele erleichtern den Beweis.

In den Gefilden von Arbela erschien das Heer der Perser den Augen der Macedonier so ungeheuer als ein Ocean von Menschen, daß selbst Alexanders Generale, von diesem Schauspiel überrascht, dem tapfern König den Rath gaben, den Angriff auf die Nacht zu verschieben; aber Alexander antwortete ihnen: „Ich will nicht diebischer Weise bey Nacht den Sieg erschleichen,“ und der Erfolg rechtfertigte die schlechte Meynung, welche er von der Widerstandskraft der Perser hatte.

Der armenische Tigranes hielt mit seinem viermal hunderttausend Mann starken Heere auf einem Hügel, als er die aus nicht mehr als vierzehntausend Mann bestehende römische Schlachtordnung anrücken sah. Dieser Anblick war ihm so lächerlich, daß er in den Spott ausbrach: „Für eine

Gesandtschaft viel zu viel; für eine Schlacht viel zu wenig!" Doch vor Sonnenuntergang hatte er die Erfahrung gemacht, daß diese vierzehntausend Mann vollkommen hinreichend waren, ihn in die Flucht zu schlagen.

Die Herrschaft zur See ist die Quintessenz der Universalmonarchie.

Cicero sagt in einem seiner Briefe an den Attikus, worin von den Rüstungen des Pompejus gegen den Cäsar die Rede ist: „der Plan des Pompejus ist beynahе ein Themistokleischer; denn er glaubt, daß derjenige, der sich des Meeres bemächtigt, in den Besitz der Weltherrschaft komme.“ Auch hätte Pompejus den Cäsar gewiß aufgerieben, wäre er nicht in einer Art von Uerwitz von seinem Plan abgegangen.

Wie viel von dem Ausgange einer einzigen bedeutenden Seeschlacht abhängt, liegt in mehreren Beyspielen am Tage. Die Schlacht bey Actium bestimmte die Welt-

herrschaft, die Schlacht bey Lepanto zog den Türken einen Ring durch die Nase.

Es ist meistens sehr oft der Fall gewesen, daß Siege zur See über den ganzen Ausgang des Krieges entschieden haben, aber nur dann erst, wenn alles auf dem Spiele stand, daß eine Seeschlacht den Ausschlag geben konnte. Sehr weislich nehmen sich die Franzosen im gegenwärtigen Kriege in acht, ihre Flotten diesem Hazardspiele Preis zu geben. Sie schleichen sich vielmehr bey Nebel und Unwetter aus ihren Häfen und suchen bey Annäherung eines ungleichen Kampfes lieber den ersten befreundeten Hafen auf, als daß sie sich ohne Noth und ohne Vortheil dem ungewissen Ausgang eines Seegefehchts überlassen sollten. Demungeachtet erreichen sie fast jederzeit durch schlaues Entkommen der feindlichen Flotten eine große Absicht desjenigen, der alle geheimen Pläne leitet.

Uebrigens ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der, welcher wirklich im Besiz der Herrschaft zur See ist, in einer gro

ken Freyheit existirt, in so fern es in seiner Macht steht, an dem Kriege gerade so viel Theil zu nehmen, als er will, während die allüberlegenste Landarmee mit tausend Bedrängnissen zu kämpfen hat.

Julius Cäsar's Tod.

Die angesehensten Senatoren beneideten Cäsars Größe, und mehr als sechzig von ihnen hatten sich verschworen, den Imperator zu ermorden. Bey einer an dem Tage der Iduum des Mars veranstalteten allgemeinen Versammlung des Senats sollte die That vollzogen werden. Allein durch einen Traum seiner Gemalin Calpurnia erschreckt, die ihn davor warnte und mit Thränen beschwor, an diesem Tage nicht auszugehen, weil es ihr die Nacht vorher geträumt, als habe man ihn in ihren Armen ermordet — ließ Cäsar dem Senat melden, er würde nicht kommen. Brutus, einer der Verschwornen und zugleich der vertrauteste Freund Cäsars, befürchtete, daß man ihr Vorhaben entdecken würde, wenn Cäsar sich weigerte im Senat zu erscheinen. Er ging also selbst zu ihm und versicherte ihn, der Senat habe

sich in der Absicht versammelt, ihm die Würde eines Königs zu ertheilen. Er stellte ihm vor, wie klein es lauten dürfte, wenn es beym Volke und dem Senat bekannt würde, daß er sich durch einen bloßen Traum der *Kalpurnia* habe schrecken lassen, im Senat zu erscheinen. Dieser letzte Punkt überwog alle Bedenklichkeiten Cäsars, und gutwillig ließ er sich von seinem Mörder nach dem Pallaste des Pompejus, wo sich der Senat versammelt hatte, führen. Kaum hatte Cäsar seinen Platz eingenommen, so umzingelten ihn die Verschwornen, unter dem Schein, ihm ihre Ehrerbietung zu beweisen, und in dem nämlichen Augenblick zuckte *Servilius Rōska*, welcher hinter seinem Stule stand, einen Dolch auf ihn. Der Stich gleitete an der Schulter ab. Cäsar bemerkte es, sprang auf gegen ihn und rief ihm zu: „Verräther, was machst du?“ Ein zweyter Stich traf ihn in die Brust. Alle Verschwornen fielen nun mit ihren Dolchen über ihn her, und Brutus drängte sich vor, ihm vollends den letzten Rest zu geben. Als ihn Cäsar, mit dem Tode ringend, gewahr ward, rief er aus: „Auch Du, mein

Sohn Brutus!" und verhüllte sein Gesicht mit dem Mantel. Von 23 Stichen durchbohrt, hauchte dieser wahrhaft große Mann bey den Füßen der Bildsäule des Pompejus, seines überwundenen Nebenbuhlers, sein Leben aus.

VII.

Ueber den zeitherigen Handel der Engländer mit Portugall.

Aus den Lissabonner Zollhausbüchern erhellet, daß der englische Handel mit Lissabon allein in den Jahren 1805 und 1806 über 12 Millionen Reich betrug. Im Jahre 1807 führte England im Ganzen nach Portugall, für 3,381,979,850 Reich Waaren ein, und nahm aus Portugall für 1,564,319,760 Reich, welches einen Ueberschuß zu Gunsten Englands von 1,817,660,090 Reich oder 511,216 Pfund Sterling gab. Die aus Irland im Jahre 1806 eingeführten Güter betrugten 366,734,435 Reich, und Irland nahm von

Portugall für 140,439,720 Reich, wodurch Irland einen Ueberschuß zu seinen Gunsten von 226,294,715 Reich oder 63,673 Pfund Sterling hatte. Diese Angabe unterscheidet sich beträchtlich von derjenigen, welche die brittische Faktorey im Jahre 1787 dem englischen Parlamente vorlegte; indessen kommen die hier mitgetheilten Data aus so guten Händen, daß man sie zuverlässig für eine genaue Abschrift von den Lissabonner Zollbüchern halten kann.

Während der vorigen Regierung war ein Wachtboot errichtet worden, das auf jedem englischen Paketboote Visitation anstellte, um Schleichhandel zu verhindern. Im Jahr 1790 kamen 29 solcher Paketböte in Lissabon an. Aus Großbritannien und Irland ankerten dort überhaupt in dem nämlichen Jahre 319 Schiffe, portugiesische 252, aus andern Theilen von Europa 321, und aus Amerika 75.

Nach den zuverlässigsten Angaben brachten die Falmouther Paketböte binnen dreizehn Jahren 9,319,938 Pfund Sterling in

Barren und Münze von Portugall nach England; wobey die Diamanten und andere Edelsteine, ferner die Baarschaften, welche aus Lissabon, Setuval und Oporto mit Kaufahrern abgesandt wurden, und die Reichthümer, welche über Holland und die Häfen des mittelländischen Meeres nach England gingen, nicht mit eingeschlossen sind. Die Portugiesen sagen selbst, daß aus Brasilien ungeheure Schätze nach Großbritannien in englischen Schiffen gebracht worden sind, welche sich an die Küsten geschlichen haben, um insgeheim Diamanten, Gold, Silber und Specereyen von den Einwohnern zu empfangen.

Was England sonst noch vorzüglich den Portugiesen lieferte, waren Labertan und Stockfische aus Neufoundland; die Rabliau allein, den die verschiedenen portugiesischen Häfen von brittischen Schiffen, ein Jahr in das andere gerechnet, erhielten, wird auf 720,000,000 Reis oder 202,500 Pf. Sterl. d. i. 4000 Reis auf den Zentner, angeschlagen. Außerdem brachten englische Schiffe nach Portugall Eisenwaare und wollene Zeu-

ge. Im Jahre 1801 empfing Portugall an
Lüchern, Flanellen u. s. w. für 2,058,776,150
Reis.

Der berühmte Portwein ist fast ein ausschließliches Eigenthum der Britten gewesen. Die einzige Ausfuhr dieses Weins nach Großbritannien war eine erstaunliche Quelle von Nationaleinkünften für die Portugiesen. Durch eine Art von Kontrakt mit England war dieser einzige Handelszweig ganz in den Händen der Britten. Könnte man übersehen, wie viel Pipen dieses wegen seiner medizinischen Kräfte berühmten Weins noch jetzt in den Kellern der reichen Privatleute, der Weinhändler und der Regierung liegen, so würde man erstaunen. Allein die unvermuthete Besitznahme Portugalls durch die Franzosen wird wohl den Preis des Lieblingsweins der Engländer bald hinaufstreifen.

Die letzte Expedition der Engländer nach Egypten sollte ihnen den Alleinhandel an der nordöstlichen Küste von Afrika sichern; sie wollten daselbst eine Festung und eine

Faktorey errichten, um so den ausschließlichen Handel mit Egypten, Yemen und Abyssinien zu bekommen, woher Getreide, Kaffee, Gold, Eisen, Honig, Häute, Wachs, Horn u. dgl., sämmtlich sehr köstliche Artikel, ausgeführt werden; allein das Unternehmen scheiterte, ist aber noch nicht aufgegeben.

VIII.

Öeffentliche Stimmung in London.

London, den 14ten März 1808.

Es fängt an, schwer zu werden, den Karakter der Parthey, welchen die englischen Zeitungen ehemals auszudrücken bemüht waren, aus den neuern Blättern zu erklären; denn seit einiger Zeit hat ein größeres, allgemeineres Interesse — das Interesse der Nation und ihre Existenz — die kleinern, untergeordneten Interessen, der Gewinnsucht und der Partheylichkeit, überflügelt. Ministerial- und Oppositionsblätter fangen an, sich mehr zu nähern, und sind

zum erstenmale, seit einer großen Reihe von Jahren, über einen Punkt einig, und das ist: über Großbritanniens Gefahr; über die gewaltigen Mißgriffe der Minister; über das nahe bevorstehende, unvermeidliche Nationalunglück. — Unter allen Expeditionen war wohl keine jemals ungeschickter angelegt, leichtsinniger ausgeführt und von traurigern Folgen begleitet, als die von Kopenhagen. Wenn dennoch dieser Plan ausgeführt werden mußte, warum haben unsere Minister, da sie einmal im Besitz der Insel Seeland, der dänischen Flotte, der dänischen Arsenalen und der dänischen Hauptstadt waren; warum haben sie nicht 100000 Mann nach Seeland, nach Kopenhagen geführt, warum haben sie nicht eine hinlänglich furchtbare Flotte im baltischen Meere beysammen gehalten, um so, in Verbindung mit Schweden, den Sund gegen jeden Angriff einer feindlichen Macht für den englischen Handel offen zu halten? — Aber Kurzsichtigkeit und Gewinnssucht sind die Hauptzüge in allen Operationen unsrer leitenden Männer. Die Minister fanden sich durch die pomphaften Erzählungen, welche die Ministerialblätter von

dem unvergeßlichen Siege bey Kopenhagen gaben, hinlänglich geschmeichelt; was aus dem Sunde, aus ihrem Handel nach der Ostsee, aus dem einzigen noch übriggebliebenen Allirten, was aus Schweden werden würde, daran dachten sie nicht, daran wird das donnernde Wort der Zukunft sie erinnern.

Nähme man auch an, daß in einem kritischen Zeitpunkte, wie der gegenwärtige, da England sich von dem ganzen Kontinent gleichsam ausgeschlossen, von allen seinen Allirten verlassen, und den letzten, der ihm noch übrig geblieben, bedrängt und in großer Gefahr sieht, es für einen patriotischen, sein Vaterland liebenden Britten zwar Pflicht sey, der Regierung alle die Talente, die Kraft und den guten Willen zuzutrauen, die allein uns und unsre Freunde von der großen Kalamität, womit wir bedroht sind, retten kann: wie kann man aber denjenigen diese gute Absicht zutrauen, die selbst alle diese Kalamitäten herbengeführt haben? — Wahrlich! wäre der Schauplatz in Peking oder Algier, so würde ein ehrlicher, sein Va-

terland liebender Britte dem Spiel mit ruhigerem Gemüthe zusehen können!

Unsre Karrikaturhändler, die ein eignes Privilegium haben, die Ereignisse in der politischen Sphäre zum Gegenstande ihrer Satyre zu nehmen, lassen es an Spottgemälden und beißenden Pasquillen auf unsere ehemaligen Allirten nicht fehlen.

IX.

P o l i t i k.

Den 1sten May 1808.

Die Begebenheiten des letzten Monats sind allerdings gemacht, um in den Büchern der Geschichte einen, auch für die Nachkommenschaft nicht gleichgültigen Platz einzunehmen.

Die Eroberung von schwedisch Finnland wird noch mitten im Kriege ein Eigenthum Rußlands, und Alexander manifestirt die Einverleibung dieser Provinz mit seinen Staa-

ten durch einen Ukas vom 25ten März (6. April).

Rom wird, nach Aufhebung der päpstlichen Regierung, mit Italien einverleibt, das päpstliche Militair mit dem französischen vereinigt. Das endliche Schicksal des Papstes selbst ist noch nicht entschieden.

In Spanien brechen Unruhen aus, von denen wir über Frankreich nur so viel wissen, daß der König Karl seinem Sohn Ferdinand die Regierung abgetreten. Französische Armeen breiten sich in ganz Spanien aus, um, wie man behauptet, einen Theil Spaniens, der gegen Portugall abgetreten werden soll, für Frankreich in Besitz zu nehmen. Der Kaiser selbst ist in diesem Augenblick in Spanien, um sich an die Spitze seiner Armee zu stellen.

So bereitet sich Oesterreich — nicht zum Kriege, sondern zur Uebernahme von Bosnien und Servien, welche türkische Provinzen für Gallizien, das an das Großherzogthum Warschau unter seinem alten Namen

Polen abgetreten werden soll, als Aequivalent bestimmt sind.

Die Britten wollen eine Seemacht von nicht weniger als 24 Linienschiffen nach der Ostsee senden, um ihrem einzigen Allirten, Schweden, zu Hülfe zu eilen. Die alles belehrende Zeit kann nur den Zwischenzustand von Furcht und Hoffnungen lösen. Uebrigens haben die Britten in allen Welttheilen so viel eigene Noth, daß sie ihrem Allirten nur eine precaire Unterstützung leisten dürften.

Schweden hat seine ganze Mannschaft aufgeboten, um von zwey Seiten die feindlichen Anfälle abzuwehren. Ob es ihm glücken wird? — Uebrigens bleibt die Arrestirung des russischen Gesandten in Stockholm immer eine Handlung, die man vor dem Tribunal der Nachwelt durch keinen Grund wird auslösen können.

Preußen hat seine totale Auflösung der militärischen Macht in einer unpartheiischen Uebersicht der Welt öffentlich bekannt ge-

macht. Von dem ehemaligen Kolofß von 200000 Mann ist noch ein Häufchen von 25000 Streitern übrig geblieben. Und auch diese sind in den Friedensstand versetzt worden

Deutschland genießt jetzt einiger Erholung, obwohl die Fürsten des Rheinbundes ihr Kontingent jede Stunde marschfertig halten müssen.

Die beyden größten Ereignisse, die jetzt die politische Welt beschäftigen, sind die Erklärung der ottomanischen Pforte, die sich zu keiner Abtretung an Rußland verstehen will, und die im Werk seyende Expedition nach Ostindien. Gewiß ist es, daß neue Unterhandlungen zwischen den Kabinetten von Konstantinopel und St. James obwalten; daß letzteres dem Divan zu beweisen suche: Frankreich habe auf die politische Metamorphose des osmanischen Reichs schon seit Jahren hingearbeitet. Seit dieser Zeit spricht man von der Abreise des französischen Botschafters Sebastiani aus Konstantinopel und

einer, mit Einwilligung der Pforte, neuen Expedition der Britten nach Egypten.

So sieht jezo die Welt mit gespannter Erwartung den wichtigen Ereignissen der Zeit entgegen. Von Seiten der streitenden Partheien werden alle Elemente gesammelt, alle Werkzeuge geordnet, alle verheerenden Kräfte in Bewegung gesetzt, um den Strom von Begebenheiten aufzuschwellen, während der ruhige Zuschauer mit Sehnsucht dem entscheidenden Zeitpunkt erwartet, der endlich einmal Europa Ruhe und Erholung gewährt.

R.

X.

Ehemaliger Handel zwischen Frankreich und Portugall.

(Aus Peuchet Biblioteque commerciale.)

Handels-Bilanz vom J. 1787.

Portugall lieferte nach Frankreich: Baumöl, Kakao, Citronen, Pomeranzen, süße Weis

ne, Zimmet, Pfeffer, Gewürznelken u. s. w., für 2,756,000 Livres. Unverarbeitete Baumwolle, Elfenbein, unzubereitete Ziegenhäute, Indigo, Farbe- und Tischler-Hölzer für 5,153,000 Livres. Indischen Zis, Brasiliens-Tobak, für 2,559,000 Liv. Eine Summe von 10,468,000 Livres.

Frankreich lieferte nach Portugall: Getreide, Hülsenfrüchte und dergleichen, Schinken, für 1,612,000 Livres. Verarbeitete Baumwolle, für 85,000 Liv. Wollenwaaren, Stoffe, Spitzen, Seiden- und Bandwaaren, Papier, Leder, zubereitete Häute, Krämerwaaren, Spiegel, Bücher u. s. w., für 2,298,000 Liv. Eine Summe von 3,995,000 Livres.

Ueberschuß zum Vortheile der Portugiesen in baarem Gelde bezahlt: 6,347,000 Liv.

Ohne Zweifel wird jetzt Frankreich, da es im Besitz von Portugall ist, bey Wiederherstellung des Handels mit diesem Lande sich günstigere Bedingungen vorbehalten.

XI.

Rio Janeiro, die Residenz des Prinzen
von Brasilien.

Wir wissen aus öffentlichen Blättern, daß der königl. Hof von Portugall seinen Aufenthalt nach Brasilien und das Hoflager nach Rio Janeiro, der Hauptstadt des portugiesischen Amerikas, verlegt hat. Wir geben den Lesern des Archiv's eine Skizze davon.

Die Stadt selbst erstreckt sich eine halbe Stunde in die Länge, weit weniger aber in der Breite. Sie ist wohl gebaut, hat 30000 Einwohner, ein Bisthum und mehrere Klöster. Sie wird als der Mittelpunkt des dortigen Handels betrachtet. Der vorzüglich gute Hafen wird durch vier Schanzen vertheidigt, die Stadt aber durch die Zitadelle St. Sebastian.

Südlich liegt die Insel St. Katharina, die durch einen schmalen Meeresarm

vom festen Lande getrennt wird, und etwa 8 deutsche Meilen in der Länge, aber kaum eine halbe Meile in der Breite hat. Sie ist meistens, so wie das gegenüberliegende feste Land, nur an der Küste angebaut, im Innern voll Gesträuche und Waldungen, worin sich viele giftige Schlangen aufhalten. Ihrer Fruchtbarkeit nach könnte sie weit mehr benutzt werden, wenn es nicht den Kolonisten an Sklaven fehlte. Sie sind bisher zu arm gewesen, sich dergleichen kaufen zu können. Getreide, Gartenfrüchte, Obst, Pomeranzen und andere Südfrüchte gewinnen sie in großer Menge, denn der Boden bringt fast alles ohne sonderliche Bearbeitung hervor. Die Viehzucht ist auch sehr gut. Da es nun den Einwohnern an Absatz ihrer Produkte fehlt, so stehen die Lebensmittel in sehr geringem Preise. Einen fetten Ochsen bezahlt man mit 8 Piaster (etwa 8 Thaler Alberts), ein Schwein von 150 Pfd. mit 4, ein Paar Truthühner mit einem und 500 Stück Pomeranzen mit einem halben Piaster. Die See umher ist fischreich. Der Wallfischfang bringt den Einwohnern jährlich an 346000 Piaster ein. Ehedem war er von

der Regierung verpachtet; jetzt nicht mehr, damit die Einwohner durch ihn aufgeholfen werden. Man fängt im Juli und August etwa 500 Wallfische, wovon man jeden zu 692 Piafter berechnet. Der Gewinn würde aber noch stärker seyn, wenn nicht auch die Engländer und Nordamerikaner den Wallfischen in den südlichen Meeren nachstellten.

Der Hauptort, worin sich der Statthalter aufhält, heißt *Nostra Senhora del Destero*. Die Stadt hat etwa 400 Häuser und 3000 Einwohner; sie ist offen und hat zu ihrer Vertheidigung nur eine kleine Batterie. Der Vizekönig regiert das Ganze; unter ihm stehn die höchsten Gerichtshöfe zu *St. Salvador* und *Rio Janeiro*.

Die Einwohner zu *Rio Janeiro* treiben mit den vornehmsten Produkten einen ansehnlichen Handel. Sie versenden unter andern jährlich über 440,000 Zentner Zucker, im Jahre 1790 für 6 Millionen Crusaden (etwa 3,711,000 Thlr.); 58000 Zentner Tabak, über 400000 Stück Häute, einige 20000 Stück zubereitetes Leder; Baumwolle im

Jahre 1790 für 3,076000 Crusaden; über 20000 Zentn. Färbeholz, vortreffliches Schiffbauholz, Cacao, Vanille, Spezereien, Wachs u. dgl. Dazu ist noch nicht die Ausfuhr an Golde und Diamanten gerechnet.

Der König von Portugall hat von aller Ein- und Ausfuhr 10 Prozent. Seine Revenüen in Brasilien bestehen aus folgenden: Er erhält den fünften Theil des gewonnenen Goldes; von dem Rechte, Gold zu münzen, 4,647500 Livres; zwey Prozent für den Transport alles Goldes in königlichen Schiffen nach Portugall; 20 Prozent von den gefundenen Diamanten; den Zehnten aller erzielten Produkte; eine Abgabe von den Sklaven, wovon jährlich über 16000 eingebracht werden; und endlich hat er den Verkauf des Salzes, des Quecksilbers, des Branteweins und der jährlich für mehr als 700000 Livres verpachteten Spielfarten.

XII.

Madrid und Aranjuez.

Madrid liegt mitten in einer großen Ebene, die von allen Seiten mit Bergen umgeben ist. Ehe Karl V. und seine Nachfolger ihre Residenz in dieser Stadt aufschlugen, war sie ein unbedeutender Flecken. An der West- und Südseite der Stadt fließt der Fluß Manzenares, welcher zwar im Winter vom Schneewasser anläuft, aber im Sommer so seicht ist, daß man denselben durchwaden kann. Demohngeachtet ließ König Philipp II. mit 200000 Dukaten Unkosten eine steinerne Brücke darüber bauen, die 1100 Schritte lang und in einer Länge von 700 Schritten 22 breit ist. Dies gab zu dem bekannten Bonmot eines Franzosen Anlaß, der da sagte: „der König von Spanien sollte die Brücke verkaufen und einen Fluß dafür kaufen.“

Uebrigens hat die Stadt weder Gräben noch Mauern. Man findet darinnen schöne

Plätze, zierliche Springbrunnen, schöne Kirchen, schöne Häuser, schöne Gassen, zu welchen man durch andere enge, stinkende, unbequeme, schlechtgepflasterte, unsaubere und krumme Gassen kommt. Der große Platz (Placa mayor) ist ziemlich regulair, und mit lauter gleichförmigen Gebäuden eingefasst. Die Pfeiler, worauf die Häuser ruhn, machen bequeme Bogengänge, worunter man bedeckt spazieren gehen kann; und alle Fenster sind mit Balkonen verziert. Ein so großer Umfang von Gebäuden fällt bey dem ersten Anblick sehr in die Augen; allein man wünscht sie weniger einförmig. Dieser Platz, der mitten in der Stadt liegt, hat wenigstens 1500 Fuß im Umkreise. Auf demselben sowohl als vornehmlich und gemeiniglich in einem runden Gebäude, welches vor dem Alkalathore steht, werden die Stiergefechte gehalten.

In Madrid zählt man 18 Pfarrkirchen, 58 Klöster, 22 Hospitäler, deren das vornehmste für die Findlinge bestimmt ist. Das ehemalige Jesuiterkollegium ist, nach dem königlichen Pallast (er liegt an dem ei-

nen Ende der Stadt auf einer Anhöhe), das schönste Gebäude in Madrid. Das merkwürdige Zimmer, welches Franz I. als Gefangener Karls V. bewohnte, befindet sich in eben dem Pallast, nur abgesondert vom Getümmel der Stadt. Anstatt Großmuth an dem französischen Monarchen auszuüben, so wie er es verdiente, hatte man kaum die Achtung für ihn, welche man seinem Range schuldig war. Jetzt hat Napoleon diesen Flecken aus der französischen Geschichte verwischt; Franzens Degen ist wieder in seine Hände zurückgegeben. —

Außer dem königl. Pallast, welcher seit Karls V. Zeiten der vorzüglichste Aufenthalt der Könige von Spanien gewesen ist, giebt es noch andere Lustschlösser in und um Madrid, als Casa del Campo, Buen=Retiro, el Pardo, Escorial, Aranjuez, u. a. m. Die beyden ersten liegen vor den Thoren der Hauptstadt; die übrigen aber sind etliche Stunden entfernt. Wir wollen nur von dem letzten sprechen, von Aranjuez, das sich in den letzten Tagen des März=Monats

d. J. durch jene merkwürdige Thronrevolution berühmt gemacht hat.

Uranjue; kann seiner angenehmen Lage wegen ein Wunder der Natur genannt werden. Man reiset, aus Begierde es zu sehen, dahin, so wie man nach St. Cloud, Malmaison, Fontainebleau reiset. Seine vornehmsten Schönheiten bestehen in der Größe der Gärten, in der Menge des Wassers, in den häufigen Springbrunnen, Grotten, Kaskaden, in der Mannigfaltigkeit der Ausichten, in dem frischen Grün der Hecken und Gebüsch und in der Höhe der Bäume. Es giebt Alleen, die eine ungeheure Länge haben, mit unzähligen ehernen Bildsäulen verziert, welche eben so viele Wasserstrahle abgeben. Das Schloß liegt auf einer Halbinsel, welche von dem Zusammenflusse des Tajo und Xarama entsteht. Man hat aber durch Ziehung eines Kanals, welcher beyde Flüsse vereinigt, eine völlige Insel daraus gemacht; man kommt durch Alleen dahin, die eine Stunde lang sind.

Wenn man hier die unermesslichen Sum-

men angewendet hätte, die so unschicklich zu San Ildefonso verschwendet worden sind, hätte man den schönsten Ort von der Welt daraus machen können. Er liegt in einer Ebene von vier oder 5 Stunden, und ist mit kleinen Anhöhen und dicken Wäldern umgeben, worinnen viel Wild befindlich ist.

(Im künftigen Hest einige Nachrichten über Navarra und Catalonien.)

XIII.

Rode's Konzerte in Riga.

Erlauben Sie einem Verehrer der Tonkunst in Ihrem beliebten Journal ein Vergnügen, zum öffentlichen Beweise der Dankbarkeit, laut werden zu lassen, welches ihm vor Kurzem die beyden Konzerte des berühmten Violinisten R o d e gewährten. Ein Genuß, der nach langer Entbehrung durch aufgeregte Erinnerungen aus Wien, Dresden, München sein Gefühl desto leichter berauschte und die alte Bemerkung: wie sehr Musik, im

höhern Sinne, mit ihrer erhebenden und besänftigenden Gewalt Beredlung und Humanität befördere, sich in seiner Seele von neuem als wahr bestätigte.

Das Orchester, das aus Mitgliedern des hiesigen deutschen Theaters und einigen Liebhabern bestand, leistete Alles, was von einem so zusammengesetzten Ganzen nur erwartet werden konnte. Zur Eröffnung des Konzert's im Schauspielhause wurde in einer Ouverture aus Mozart's Titus durch Präzision, angemessenes Tempo und durch die pünktlichste Ausführung der Geist des Verfassers glücklich wiedergegeben. Dann spielte Herr R o d e, allgemein von Kennern als einer der jetzt lebenden größten Virtuosen auf der Violine anerkannt, ein Konzert von eigener Komposition, und Variationen, mit einer Kunst, Delikatesse, Verschmelzung und Rundung, welche nur das Genie und die Seelenempfindung eines solchen Künstlers hervorzuzaubern vermögen.

Dann sang unser allgemein geschätzter Arnold eine italienische Arie von Cimaros

sa, die mit unglaublicher Sicherheit von ihm vorgetragen wurde. Anhaltender und doppelter Beyfall lohnte den Künstler. Herr von Weyrauch, der zu unsern ersten und besten Dilletanten hier in Riga gehört — und das will gewiß viel sagen, da hier keine angesehne Familie existirt, die nicht ein Mitglied aufweisen könnte, das sich in der Kunst das Fortepiano zu spielen vervollkommenet hätte — gab uns in einem trefflichen Quintett von Duffeck Beweise seiner immer größern Fortschreitung nach Vollkommenheit. Sein entschiedenes Talent erregt noch große Erwartungen.

Beide Male war das besuchende Auditorium zahlreich; und jedes Mal erhielt Hr. Rode, der nun wieder nach Paris zurückkehrt, Beweise der Achtung und des Wohlwollens, die einem so ausgezeichneten Künstler gebühren.

XIV.


A n e k d o t e n.

Während des Aufenthalts der französischen Armee zu Wien, da eben die Oper Romeo und Julie gegeben wurde, in welcher der berühmte Crescentini meisterhaft sang, war das Parterre so voll Menschen, daß einer den andern zu erdrücken schien. Ein junger Franzose, der besonders stark im Gedränge war, rief einigemale zwischen den Akten mit noch andern: man solle die Thüren der untern Logen aufmachen, damit sie Luft bekämen. Die Besitzer der Logen verweigerten dies. Das Geschrey wurde verdoppelt, die Wache drang herein, um den jungen Menschen, welcher der größte Schreyer war, zu haschen und aus dem Parterre zu transportiren. „Meine Herren!“ sagte der Franzose mit der ihm eigenthümlichen Laune, „Ich darf doch wohl nach Luft rufen, wenn ich Gefahr laufe zu ersticken!“ Alles lachte, und man rief: Er hat Recht!

Ein Professor aus Göttingen, Verfasser einer allgemeinen Beschreibung der Erdkugel u. s. w. hatte sammt seinem Bedienten sich einst mitten im Gehölz auf der Jagd verirrt. Es war bereits Mitternacht da sie noch herumirrten, und der Himmel sehr dunkel. Sein Bedienter, ein ganz treuherziger Bursche, sagte zu ihm: „Was zum Henker, Herr Professor, haben Sie sich einfallen lassen, eine Beschreibung von der ganzen Welt herauszugeben, da Sie nicht einmal drey Meilen von der Stadt den Weg zu finden wissen.“

Nordisches Archiv.

Monat Juny 1808.



I.

Etwas über Spanien. Fragment aus der
Briefftasche eines französischen Offiziers.

— — — Wir betraten das rauhe, steile
pyrenäische Gebirg, das die Natur selbst
hier zur Scheidewand zweyer Länder auf-
thürmte, und kamen nach forzirten Märschen
nach Madrid. Das Volk nahm uns al-
lenenthalben, wo wir durchkamen, mit Wohl-
wollen und Gastfreundschaft auf. Seit dies

ser Zeit hab' ich einen großen Theil Spaniens durchstrichen, und, traue ich mir nicht zu viel zu, dieses herrliche Land näher kennen lernen.

Es ist ein großes, schönes, segenvolles Land, das hier vor den Füßen des Wandersers ausgebreitet liegt, der von den steilen Höhen des wilden Grenzgebirges in die fetten Thäler heruntersteigt, die sich auf der Mittagsseite hinziehen.

Dies Land, das von alten Zeiten her Spanien heißt, besitzt die schönsten Vortheile vereint, deren jeder einzelne schon ein Land, von thätigen Menschen bewohnt, emporheben, beglücken könnte. Wie bequem ist hier seine Lage zwischen drey Meeren, wie ansehnlich ist sein Umfang, wie mild ist sein Himmel, wie fruchtbar sein Boden, wie mannigfaltig der Reichthum von köstlichen Gütern, womit die gute Mutter Natur es besetzt hat; wie prächtig wechseln hier die wohlbewässerten Thäler mit den majestätischen Gebirgen ab, die so manchen Fluß, so manchen hellen, sanftmurmelnden Bach in

die Ebene hinunter senden! Und doch ist dieses Land weit minder glücklich, als andere Länder, die von der Natur nur stiefmütterlich begabt worden sind! —

Wie vortheilhaft ist Spaniens Lage! — Gegen Nordosten bieten die Pyrenäen ihren rauhen Rücken zu einem festen Walle dar, gegen Norden und Westen strömt der große Djean an den Küsten hin; der schöne Verbindungskanal, der sich zwischen England und Frankreich durchdrängt, knüpft hier die Nordsee, oder das deutsche Meer, mit dem großen Weltmeere zusammen, und im Süden woget das Mittelmeer in dem großen Becken, das dreym Erdtheilen sein Wasser zur Schiffahrt anbietet. Die Enge, welche gemeinhin die Straße genannt wird, bindet es an das Weltmeer. So umflutet von Meeren, so eingedämmt liegt Spanien, und nur die kleinere südwestliche Ecke macht ein fremdes Gebiet aus, welches das Königreich Portugall heißt.

Auch der Umfang dieses Landes ist sehr beträchtlich; von dem Fuße der Pyrenäen

bis an die konventionelle Grenze zieht es sich in einer Länge von 130 Meilen hin, und von der Nordküste an, die das atlantische Meer bespült, bis zu dem Ufer, das sich in das Mittelmeer hinabsenkt, beträgt die Breite ungefähr eben so viel. Der ganze Umfang des Landes wird auf 600 Meilen, und die Fläche desselben auf mehr als 9000 Quadratmeilen berechnet.

Dies ist schon ein ansehnliches Land, um so mehr, da es unter einem schönen Himmelsstriche liegt, und einen trefflichen Boden hat. Das Klima ist überhaupt sehr warm. Schnee, Eis, Winterfrost sind in den meisten Gegenden dieses Landes ganz unbekannte Dinge. Die Lage der einzelnen Landschaften, ihre Nähe am Meer, oder ihre Entfernung von demselben, die Beschaffenheit ihres Bodens, die Berge und Gewässer sind die ganz natürlichen Ursachen, die hier, wie überall, eine Verschiedenheit des Klima's bewirken. Die nördlichen Theile von Spanien sind kälter und feuchter als die andern; die mittlern haben im Sommer eine beynahe unerträgliche Hitze, denn hier weht kein kühlendes

der Seewind, hier schicken keine Schneegebirge erquickende Erfrischung in die Tiefe herab, und die Bergreihen, die hier die Ebenen umschließen, dienen nur dazu, den erfrischenden Winden den Durchgang zu versperren, und die glühenden Sonnenstrahlen verdoppelt in die Thäler zurückzuwerfen. Dabey sind die Nächte dann gewöhnlich sehr kühl. In den mittäglichen Gegenden ist die heftige Sonnenhitze zum Theil durch die eigene Feuchttheit der Landschaften und durch die Seewinde gemildert. Wann aber der Südwind — Solano genannt — aus den versengten Wüsten Afrika's auf diese Küsten herüberweht, o dann erreicht die Wärme den höchsten Grad, dann entflammt die Hitze die Einwohner zu regellosen Leidenschaften, zu allen Ausschweifungen, und entglüht ihr Gehirn zum Wahnsinn.

In den nordwestlichen Theilen weht ein anderer nicht minder beschwerlicher Wind, er heißt Gallego, kommt von den gallizischen Gebirgen herab, und ist so kalt, daß er leicht der Gesundheit nachtheilig werden kann, wenn man sich nicht sorgfältig vor

Erkältung hütet. Ueberhaupt wechselt oft die heftigste Hitze schnell mit einer empfindlichen Kälte ab. Doch wird es selbst im Winter in den wärmern Theilen dieses Landes nie so kalt, daß man eines geheizten Ofens bedürfte; ein Kohlbecken vertritt im Nothfall seine Stelle. Dafür ist auch der Sommer gewaltig heiß, besonders in den mittlern Gegenden, wo es auch so selten regnet, daß der lechzende Boden zu glühen scheint. Die nördlichen Landschaften haben schon gemäßigtere Bitterung, und auf ihren hohen Bergrücken ruht Schnee. Selbst die wärmeren Südprovinzen haben hohe Schneegebirge, die mit den lachenden Fluren, die nie ein Frost erreicht, einen schönen Kontrast machen!

So heiß aber der Sommer in Spanien auch ist, so dürr auch manche Gegenden, und so feucht wieder andere sind, so sehr auch dem Ungewohnten der schnelle Wechsel der Tageshitze mit der nächtlichen Kühle auffällt, so beschwerlich auch dem Unvorsichtigen der glühende Solano und der frostige Gallego wird — so ist doch das Klima im

Ganzen sehr mild und lieblich, die Luft gesund, und die Witterung den belebten und unbelebten Geschöpfen zuträglich.

Unter diesem schönen, warmen Himmelsstriche ist auch der Boden sehr fruchtbar. Spanien ist zwar ein Gebirgsland; denn von den rauhen Pyrenäen ziehen sich große Bergketten in verschiedenen Richtungen durch alle Theile dieses Landes hin; aber diese Gebirge umschließen die schönsten Ebenen, die fruchtbarsten Thäler, und sind selbst zum Theil des Anbaues fähig. Dies bewirkt die Wärme des Klima's, unter dessen mildem Schutze in den Südprovinzen die Pflanzen auch im Winter ihre Blätter nicht verlieren und die Fluren ewig grünen. Die großen Ebenen, die von Flüssen und Bächen durchschnitten werden, die sanften Abhänge der Gebirge, die sich allmählig in der Fläche verlieren, lohnen die Mühe des Anbaues überreichlich! — Freylich giebt es hie und da dürre, trockene Ebenen, die kein Fluß bewässert, oder denen die Sonnenglut den fargen Trank des schwachen Bachs entzieht — es giebt noch unwirthbare Wüsten, schauerliche

Einöden in diesem Lande, und in rauhen Bergklüften nisten noch menschliche und thierische Räuber; aber ist es Kargheit der Natur oder träge Unthätigkeit der Menschen, die das Umschaffen dieser Wildnisse hindert? — Sind nur in Spanien der menschlichen Allgewalt so enge Grenzen gesetzt? — O gewiß nicht! — Wie schön bewies dies schon der glückliche Anfang jener öden Wildniß im Gebirge Sierra Morena in Südspanien! Was hat nicht die wirkende Kraft aus dieser schauerlichen Wüste hervorgebracht!

Spaniens Gebirge sind reich an edlen und gemeinen Metallen, reich an Mineralien aller Arten. Schon in den ältesten Zeiten war dieses Land deshalb berühmt, und noch ist dieser Reichthum nicht verschwunden, sondern nur vernachlässigt. Bäche und Flüsse führen Goldkörner mit sich und zeigen dadurch, daß die Gebirge, aus welchen sie herströmen, Gold enthalten. Silber giebt es im Ueberfluß, aber man gräbt ihm nicht nach; man verschmäh't aus Trägheit den mühsamen Gewinn der Schätze des Inn-

lands, und eignet sich lieber Amerika's Reichthümer zu, die durch unglückliche Indier aus tiefen Klüften heraufgeholt werden! —

Eben so schön zeigen sich Spaniens natürliche Schätze im Pflanzenreich. Wie ergiebig ist der fruchtbare Boden, wie überreich an trefflichen Gewächsen, worunter sehr viele bey uns ganz unbekannt sind, weil sie nur in einem so milden Klima gedeihn, wie das von Spanien ist.

Wichtig ist hier der Weinbau. Wer kennt nicht den herrlichen Mallaga- und Alikante- wein? — Sie sind Spanier von Geburt, wenn nicht ein Weinändler sich die Freyheit nimmt, sie mit unspanischen Weinen zu verkuppeln, oder ihnen gar ein wildfremdes Gewächs unterzuschieben. — Ueberhaupt sind die spanischen Weine sehr gut; sie stärken und befestigen bey mäßigem Gebrauch die Gesundheit.

II.

Französische Politik und Erziehung seit 1789.

Ein Schreiben aus Paris vom 10ten
April. 1808.

Die Erziehung in Frankreich muß nothwendig mit der Politik zusammenhängen, weil die Franzosen ein Volk bilden. Da, wo man nur Nation ist, ohne Volk zu seyn, ist es hinlänglich, daß man die Kinder für die Familien erziehe. Bey einem Volke erzieht man die Kinder für den Staat. Ein ganzes Volk kann bisweilen einer schlechten Politik in seiner Erziehung zum Opfer werden; da, wo die jungen Männer nur für den Hofstaat, für Titularstellen und Pensionen und für die Livree herbeywachsen, muß entweder eine Revolution im Regierungssystem, oder gar die Erneuerung der Dynastie dem heruntergekommenen Volke wieder zu seiner Würde verhelfen. Die Erziehungsgeschichte eines Fürsten ist eine vortreffliche Sittenlehre, aber derjenige, der die Erziehungsgeschichte eines Volkes mit demjenigen Talen-

te schriebe, mit welchem Xenophon seine Cyropädie schuf, würde ein Wohlthäter nicht nur seines Volkes sondern der Menschheit seyn.

Als im Jahre 1789 der Revolutionengel seine weckende Posaune ertönen ließ, da riefen die Mitglieder der konstituierenden Versammlung dem Volke zu: seyd künftig Bürger und bildet Bürger aus euren Kindern! Das Wort war sehr richtig gewählt, aber nur sehr wenige konnten es verstehen, weil man im allgemeinen Taumel nicht an die Hindernisse der allgemeinen Regeneration dachte, und also nicht berechnete, welche Kräfte künftig erforderlich seyn würden, um das Werk nicht nur durch sich selber anzufangen, sondern auch durch die zukünftige Generation fortzusetzen. Man war so lange, lange nichts anders gewesen als Franzose in einem so leichten Sinne des Worts, daß man dabey in Frankreich die Zeiten Ludwigs XIV. vergessen hatte, und daß man dabey in Deutschland nur an Rossbach dachte.

Einige kräftige Menschen glaubten in den

Jahren 89 und 90 vieles mit bloßen einzelnen Worten einzurichten, und sie hatten nicht Unrecht; ein Wort zu seiner Zeit thut besonders wohl in Zeiten von Revolutionen. Siehe da, sagten sie, wir müssen Römer werden; und siehe da, die ganze Nation, die auf einmal alles römisch sieht, sogar das trübe Wasser der Seine, das sie oft sogar noch gelber fanden, als das Eiberwasser. Die Absicht mit dem römischen Wesen war in der That gut, so lange man noch nicht daran dachte, mit Gewalt um die Welt herumzufahren, sondern sich damit begnügte, an das eigene Bedürfniß des französischen Volks, zu denken, und übrigens zu träumen, daß die Sache dereinst wohl von selber um das Erdenrund herumwandern würde. Aber der Romanism wurde bald zur Krankheit, weil man nicht eingesehen hatte, daß gerade jene ersten Rufer, welche Bürger verlangten, durchaus dasselbe verlangt hatten, was diejenigen wollten, welche die Römer zurückriefen. Das Wort: Römer, war ein glänzendes Wort, als das Wort Bürger, und so ließ man sich durch einen Glanz blenden, welcher die Sache seither aus dem Gesichts-

punkte verrückte. Aber bald verzweifelte man wieder, weil man wohl einsah, daß in der Tarquinsfamilie in aller Welt kein Numa zu finden wäre, und aus der Verzweiflung verfiel man in politische Krämpfe. Da entstanden Bangigkeiten anderer Art, weil die Equités nicht Sinn genug hatten, einzusehen, daß der Zeitpunkt gekommen war, Eives zu werden.

Besonders vergaß man, daß der Römer seiner Regierung vorzüglich durch die Erfüllung so mancher Bürgerpflichten jene unermessliche Kraft verschafft hatte, und man wollte nur Römer seyn im Sinne der Freyheit. Mit der Freyheit verwechselten sie die Immunität, und fanden nun die Abschaffung von so manchen Pflichten, ohne welche jedoch der Staat nicht bestehen konnte, ganz vortrefflich. Und was besonders die Erziehung betrifft, so wurden damals alle die anterrömischen Grundsätze von römischen Republikanism, welche so viele Konvulsionen verursachten, und so manchen schon gebildeten Tollkopf zur Entehrung des Brutusnamen verleiteten, auch in die jungen Gemü-

ther eingepflanzt, aus welchen sie nachher, als diese Jünglinge zu Männern geworden waren, mit so vieler Mühe und mit so vielen schmerzlichen Empfindungen, wieder herausgerissen werden mußten. Die französischen jungen Römer lasen nun die Geschichte des ehemaligen welterobernden Volkes nicht einmal in französischer, geschweige in lateinischer Sprache; man studirte die Beredsamkeit an einer zwar sehr angenehmen aber nicht ganz nützlichen Quelle, nämlich in den Zeitungen, in welchen man die Reden der Väter des Volks nur im Auszug las, anstatt daß man sie in ihrem ganzen Inhalt, aus dem Munde der Redner selber, mit allen ihren Mienen, Blicken und Geberden hätte vortragen hören und sehen sollen. Bald theilten sich unter den Vätern die Meynungen, und nun wurde den Kindern Haß und Rache ins junge, empfängliche Herz geprägt.

Das Schlimmste aber bey der ganzen Sache waren nicht die Römer, sondern die Römerinnen. Schön war es freylich, als einige wenige von ihnen die Cornelia zum Muster nahmen, ihre Mädchen in den

ersten Jahren der Revolution lieber selber erzogen, als sie in Ermangelung französischer Klöster nach Spanien oder nach den Niederlanden zu schicken, und als sie sogar ihre Diamanten auf den Altar des Vaterlandes legten. Aber leider ging es nun bey den meisten Römerinnen ganz anders als bey den Römern; die französischen Bürger waren in dem Romanism verfallen, aber die römischen Französinnen wollten nun durchaus auch aus ihrer bürgerlichen Nullität heraustreten und affectirten den Civism. Die Bürgerinnen sangen nun statt der alten Familienlieder die rohen Revolutionsgassenhauer; die Bürgerinnen vertauschten den ländlichen Spaziergang in die elisäischen Felder oder in die Wiesen von St. Gervais mit raschen, wiederholten Gängen aufs Marsfeld, und statt die Schauspiele zu besuchen, sah man die Bürgerinnen sich nahe bey dem Schlosse der Tuilleries oder beym Ballhause in Gruppen versammeln. Unter den Kindern der Bürgerinnen profitirten davon nur diejenigen, die in den Bindeln waren, weil Rousseau gesagt hatte, daß die Römerinnen ihre Kinder selbst gesäugt haben.

Zu der zweiten Epoche der Revolution glaubten die armen Französischen Sklaven vollkommen freye Männer zu seyn; nachdem alles alte Gesetz zerstört war, fühlten nur wenige das Bedürfniß eines neuen, und diese wenigen wagten es nicht zu sprechen. In dem Konvent, wo die höchste Menschenweisheit und Menschennarrheit neben einander hausten, war dann freylich auch ein Ausschuß des öffentlichen Unterrichts, aber dieser wagte es niemals, einen Theil der Kirchengüter zu neuen Schulanstalten zu verlangen, sondern er beschäftigte sich mit Vorschlägen zu Urschulen, die niemals zu Stande kamen, und mit der neuen Religion, die nun die Universalwissenschaft des Weltalls werden sollte. Die freyen Leute nannten sich am liebsten Spartaner, und auch die Erziehung sollte spartanisirt werden; nur wurden die Kinder oft mistrauisch gegen die Lehre, daß man mit Eisen und Brod allein auskommen könne, denn sehr oft mangelte das Brod und dann verwünschte man das Eisen.

Jedoch die Furcht und das sogenannte

Schrecken traten an die Stelle dessen, was mangelte; die jungen Leute waren weniger verdorben, als man bey der allgemeinen Anarchie und Desorganisation vermuthen konnte. Die Armee besonders war eine vortreffliche Schule, zwar nicht der guten Sitten in ihrem ganzen Umfange, aber doch des Gehorsams und der Ehre. Während im Innern die Alten durch den Schrecken unterdrückt waren und im Staube krochen, erhoben sich die Jungen durch ihre eigene Kraft vor dem äussern Feinde des Vaterlandes, und erreichten hier auf dem Schlachtfelde den Regenerationszweck, den die Stifter der Revolution auf dem Föderationsfelde gesucht, und die nachherigen Tyrannen, auf dem Revolutionsplatze verfehlt hatten. Die Spartanerinnen glaubten ihr Aeußerstes zu thun, wenn sie ihre Mädchen stricken und nähen lehrten, und wenn sie selber untereinander die Polizey über die Austheilung des Sektionen-Brods und über die Kokarden auf den Hauben ausübten. Hätte diese Erziehung lange fortgedauert, so wären gegenwärtig in ganz Frankreich all die lieblichen Mädchen, welche die Woche über so ar-

beitsam in den Magazinen sitzen, und des Sonntags so unermüdet auf den Bällen tanzen, für die jetzigen jungen Männer verloren gegangen; aus der spartanischen Erziehung wäre am Ende eine unglückselige zahllose Masse von bösen Weibern entstanden.

In der dritten Epoche, als Direktorium und Bonaparte nacheinander folgten, stand auf einmal das ganze Volk da als Krieger. Eine neue Revolution begann, und der Name Franken war ein sehr gut bezeichnender Name. Bonaparte sah bald ein, wo es der Nationalerziehung mangelte; er stellte die beyden Erziehungssysteme, ohne welche weder bürgerliche Ruhe noch die moralischen Bedürfnisse der Nation erhalten werden konnten, nämlich die kirchliche und die wissenschaftliche Organisation wieder her. Die vorher so rohen, gleichsam ganz heidnisch gewesenen Franken, wurden nun wieder Christen, und fingen an, sich wieder zu bilden. Das erstere kostete ihnen wenig Mühe, da der französische Katholicismus sich beynabe ganz mit dem Aeusserlichen begnügte; und die Wiederherstellung der Wissenschaften war

ebenfalls um so leichter, als die Barbaren nicht lange genug gedauert hatte. Die Weiber gingen noch geschwinder voran als die Männer; sie waren nun schon wieder ganz nationalisirte Französinnen, ohne Anspruch an den Titel Fränkinnen zu machen, und im sittlichen Sinne waren sie nun auf einmal auf der andern Extremität; aus der Rohheit des Spartanism hüpfen sie plötzlich hinüber in den Atticism. Alles wurde nun auf einmal fein griechisch an ihnen. Madame Recamier, die schönste, ward auch angegeben für die tugendhafteste; Madame de Stael erschien als die empfindsamste und geistvollste; Madame de Genlis war die frömmste und die staatskundigste; diese drey Damen formirten also zusammen genommen eine vollkommene Aspasia. Die übrigen Frauen suchten alle mehr oder weniger Griechheit zu zeigen; im Anzuge, in den Möbeln, im Lebensgenusse aller Art näherte man sich der attischen Wollust, Eleganz und Leichtigkeit.

So kam dann endlich die vierte Epoche, nämlich Napoleon. Er machte die Fran-

fen wieder dazu, was sie nie hätten aufhören sollen zu seyn, und was sie ohne die Erschlaffung ihrer ehemaligen königlichen Regierung gewiß beständig geblieben wären, zu Franzosen. Er stiftete die National-
 schule, die einen so ehrgefühlvollen Charakter als der französische, zur höchsten Bildung zu bringen im Stande ist, einen Ehrenorden für alle sich auszeichnende Menschen in allen Klassen. Er stellte andere Schulen wieder her, die schon ehemals hinlänglich gewesen waren, Staatsbürger zu bilden, und er schuf einige Anstalten, aus welchen er auch alle nöthigen Staatsmänner hervorgehen lassen wird. Ein Franzose wird künftig, wenn er in einer der Erziehungs-nationalanstalten Napoleons herangewachsen zu seyn das Glück hatte, wiederum der eleganteste und der kraftvollste Mensch zugleich seyn; dies war wenigstens das Ideal der gallischen Vortrefflichkeit der älteren Zeiten. Und unsere Damen, gleichgültig gegen einen Nationaltitel, welchen im Grunde das zweyte Geschlecht vollkommen entbehren kann, haben nun auf Gracism und überhaupt auf die Vorbilder der Antiquität Verzicht ge-

than; sie sind nun wieder auf die Bahn zurückgetreten, von welcher die deutschen Damen sich niemals entfernt haben, nämlich sie sind nun wieder Hausmütter zu Hause und Damen vor der Welt; auch geben sie sich viel mehr die Mühe, ihre Töchter selber nach ihrem eigenen Muster zu erziehen, als sie in den Pensionen zu Rednerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen machen zu lassen.

III.

Ludwig XIV. über die französische Kaiserkrone.

Ludwig XIV. erzählt in seinen, vor einiger Zeit zu Paris erschienenen Memoiren, beim Jahre 1661, daß er den deutschen Kaiser genöthiget habe, den Titel: Oberhaupt des christlichen Volks wegzulassen, den er in dem Projekt einer Allianz gegen die Pforte, gebraucht habe, gleichsam als ob er eben dasselbe Reich und dieselben Rechte besessen hätte, die Karl der Große besaß, nach-

dem er die christliche Religion wider die Sachsen, Hunnen und Sarazenen vertheidigt hatte. — —

Denn (fährt der König fort) zu der Zeit, wie der Kaisertitel an unser Haus kam, besaß es Frankreich, die Niederlande, Deutschland, Italien und den besten Theil von Spanien, den es, unter dem Vorbehalt der Souveränität, unter verschiedene abge sonderte Fürsten vertheilt hatte. Die blutigen Niederlagen, die einige nördliche und südliche Völker durch uns erlitten, hatten den Schrecken unserer Waffen so sehr ausgebreitet, daß die ganze Welt bey dem Ruf des französischen Namens und der kaiserlichen Macht zitterte.

Allein zuerst wurde der Glanz dieser Würde durch die Theilungen unter den französischen Prinzen vermindert und bald nachher verloren wir sie ganz durch die Schwächung der Branche, die jenseits des Rheins regierte. Denn, nachdem sich die Deutschen derselben einmal bemächtigt hatten, bemüheten sie sich, uns für immer davon auszuschlie-

ßen, indem sie das Successionsrecht aufhoben, was uns zu derselben berief, und ein Wahlreich bildeten.

Der Pabst und die deutschen Fürsten, die dabey ihre Privatvorthelle fanden, waren bald über diesen Endzweck im Einverständnisse, und die übrigen, die sich durch die großen Privilegien geschmeichelt fühlten, die man den geringsten Ständen des Reichs ertheilte, wurden so sehr für diese Neuerung eingenommen, daß man sie nicht wieder davon hat trennen können.

Was uns indeß über das Unglück trösten kann, ist, daß dieselben Kunstgriffe, die uns die Kaiserkrone raubten, deren Majestät so sehr verächtlich gemacht haben, (avili) daß sie sich, ohne Beschämung, ihres alten Glanzes nicht mehr erinnern kann.

Daher kam es denn auch, daß es verschiedentlich Prinzen gab, die sie mit Leichtigkeit erhalten konnten, ihr aber freywillig entsagten, weil sie sie für mehr lästig, als ehrenvoll hielten; denn dieser Theil Deutsch-

lands, in welchem jetzt die Macht des Kaisers beschränkt ist, ist nichts weiter, als ein unbedeutendes abgetrenntes Stück des alten westl. Kaiserreichs. Die wichtigsten Beschlüsse der Kaiser sind der Berathschlagung der Reichsstände unterworfen; ihre Wahl hängt von dem Wirrwarr der Kabalen und Partheyen und von allen den Bedingungen ab, die es den Churfürsten gefällt ihnen vorzuschreiben; der größte Theil der dazu gehörigen Staaten gehorcht den Befehlen des Kaisers nur, wenn er seine Rechnung dabey findet und die Gerechtsame der Reichsstädte, die dem Kaiser noch am meisten ergeben sind, gränzen so nahe an Unabhängigkeit, daß in der That der Kaiser, wenn er nicht Erbstaaten besäße, nichts weiter, als ein Souverain in der Einbildung seyn würde. — Man sieht also aus diesen Bemerkungen, mit welchem Rechte diese Kaiser einen Vorrang vor andern Mächten prätendiret haben.

Es war mir jetzt noch nicht genug, die Eitelkeit des Kaisers zu mäßigen, ich bemühetete mich auch besonders, seinen Kredit nach und nach zu untergraben und durchaus das

Supremat zu zerstören, das sich das Haus Oesterreich seit zwey Jahrhunderten in Deutschland errichtet hatte.

In dieser Idee verschaffte ich mir genauere Kenntniß von der Stimmung der Gemüther, und nach den Berichten, die ich erhielt, schien mir der Churfürst von Trier einer der ersten zu seyn, den ich von dieser Kabale trennen könnte. In der That hatte ich auch, nach einer Unterhandlung von einigen Monaten, alle Schwierigkeiten dawider gehoben und ich ließ ihn in den rheinischen Bund treten, *), welches eine mächtige Parthey

*) Diese rheinische Ligue wurde zu Frankfurt, am 14ten August 1658, bald nach Leopolds I. Kaiserwahl, zwischen dem Könige und den drey geistlichen Churfürsten, dem Bischof von Münster, dem Herzog von Neuburg, dem König von Schweden, als Herzog von Bremen und Verden, und den Häusern Braunschweig und Hessen unterzeichnet. Der Marschall von Grammont und Lionne, französische Bothschafter bey der Kaiserwahl, hatten sie negoziert. Pütter meynt, sie wurde geschlossen, um die nordischen Kriegsunruhen vom deutschen Boden abzuhalten. Historische

war, die ich im Mittelpunkt des Reichs, unter dem Vorwande formirt hatte, die Ausführung des Münsterschen Friedens zu bewerkstelligen.

Zehn Reichsstädte (Hagenau, Colmar, Landau u. s. w.) die durch diesen Frieden unter meine Oberherrschaft kamen, leisteten hierauf den Huldigungs-Eid, den sie mir seit vierzehn Jahren verweigert hatten.

IV.

Die Mainoten.

Im diesjährigen Januarhefte eines brittischen Journals, the Monthly repertory of english literature etc. finden sich folgende

Entwicklung, II. 259. — Uebriens war es diese Ligue, die bald darauf Frankreich die vortheilhaften Bedingungen gegen Spanien, im Pyrenäischen Frieden verschafte.

U. d. E.

interessante Bemerkungen über die Mainoten, eine wenig bekannte Völkerschaft des neuen Griechenlands.

Die Mainoten bewohnen den Theil von Morea, welcher das Vorgebirge Matapan bildet, und nennen sich Abkömmlinge der alten Spartaner. Als würdige Nebenbuhler ihrer Vorfahren wetteifert ihre Jugend um die Ehre, mit Fertigkeit zu stehlen: sie stiehlt Früchte, Brod und andre Lebensmittel den Nachbarn vor dem Munde weg, und rühmt sich öffentlich der Gewandheit als eines Verdienstes.

Körperliche Bestrafung des Diebes findet gar nicht Statt: er muß zwar den siebenfachen Werth des Raubes entrichten: doch wird er nie am Leben gestraft. „Alle Schätze der Welt, sagen die Mainoten, wiegen eines Menschen Leben nicht auf.“ Wirklich ist auch das Gestohlene nie von großem Werthe, gewöhnlich sind es Früchte oder Gewächse. Das stärkste Mittel, den Diebstahl zu hemmen, besteht darin, daß der Priester den Dieb exkommunizirt.

Nie erlauben sie sich bey ihren Diebereyen betrüglithe Worte, nie Gewaltfameit; dies würde einen unauslöschlichen Makel nach sich ziehen; der geringste Betrug verwirrt den guten Ruf für immer. Zur Nüchternheit und Uneigennützigkeit von Jugend auf gewöhnt, hat der junge Mainote keine Idee von Geldspekulationen; nur auf die Achtung seiner Mitbürger und auf Tugend, die einzigen Schätze freyer Menschen, setzt er Werth.

Ihre Lieblingstugend ist Gastfreyheit. Wenn ein Opfer der Tyranny der Türken bey ihnen einen Schutzort sucht, so nehmen sie den Nachbar mit aller der Freundschaft und dem Unglücke schuldigen Aufmerksamkeit auf. Wohnung, Nahrung, Kleidung, alles wird ihm gereicht. Nur aus Furcht, verderbte Sitten bey ihnen eingeführt zu sehen, sind sie gegen Fremde in dieser Hinsicht schwieriger.

Hat ein Mainote zum letztenmale geathmet, sogleich wird sein Tod durch das Geschrey aller ihm Angehörigen ruchtbar.

Der Todte wird in ein Tuch gewickelt, und eine weiße Ueberdecke umhüllt den ganzen Leichnam, den Kopf desselben ausgenommen. Die nächsten Anverwandten bleiben bey dem Kadaver und stimmen Klagen und Klagelieder an, zerstreut hängen ihre Haare; kaum hat die Wittwe ihren ersten Schmerz ausbrechen lassen, so zählt sie alle gute Eigenschaften ihres Erblichenen auf, und spricht Verse folgenden Inhalts:

„Felder und Städte werde ich durchirren und dich werd' ich nicht ferner treffen; werde ich dich überleben können? Wollte der Himmel, ich folgte dir bald, oder würde in einen Vogel umgewandelt, und könnte mit meinen Seufzern die Wüsten erfüllen, mich nie auf einen grünen Zweig setzen, nie des hellen Baches Wasser trinken, gleich der ihres Gatten beraubten Furteltaube.“

Die Priester, von fast dem ganzen Dorfe begleitet, nahen und die Thränen und das Schreyen verstärken sich, sobald der todte Körper auf die Bahre gelegt wird; sobald aber der Leichenzug beginnt, schweigt Alles.

Die Priester singen, die übrigen, die Männer zuerst, dann die Weiber, folgen verstummend. Ist man in die Kirche gekommen, und der Priester hat im Verlauf seines Dienstes die Worte: „Freunde und Brüder! beweint meine Abwesenheit!“ ausgesprochen, dann nähern sich die nächsten Anverwandten bey zwey und zweyen der Bahre, dem Altar gegenüber, fallen nieder und küssen ehrfurchtsvoll das auf die Brust des Leichnams gestellte Christusbildniß und dann des Todten Stirne. Das Leichenbegängniß ist beendet, man begiebt sich in das Sterbehaus, bezeugt sein Mitleid und entfernt sich.

Die mainotischen Weiber scheinen den Muth der Lacedemonerinnen geerbt zu haben. Während des Krieges mit den Türken verlassen die Männer ihre Posten nie, die Weiber bringen ihnen nicht bloß Munition und Lebensmittel, sondern theilen auch mit ihnen die Gefahren. Sieht ein Weib ihren Mann tödlich verwundet, so ergreift sie seine Waffen und sucht ihn zu rächen. Thocari sah im letzten Kriege ihren Sohn zu ihren Füßen hinstürzen, sie faßte sein Schwert,

schrie: „Schlafe mein Sohn, ich bin auf deinem Plage!“ Auch durch Geistesgegenwart und Todesverachtung zeichnen sie sich aus. Irene, durch eine Kugel am Schenkel verwundet, wandte sich gegen den Feind, und rief mit stolzem Tone: „Kann ich gleich nicht mehr thätig seyn, so will ich Kinder erziehen, die mich rächen werden.“ Helene, seit kurzem verheirathet, fand ihren Mann am linken Arm verwundet; die Kugel war im Fleische sitzen geblieben; sie sog das Blut aus der Wunde und zog mit der Zunge die Kugel heraus, reichte sie ihrem Manne und sprach: „Da nimm, und sende sie dem Feinde zurück!“ Den Beyspielen der Mütter folgen die Töchter. Die junge Stamatia fand ihren Bruder, dem sie Pulver und Eisen brachte, da er den Degen zog, um zwey Türken anzugreifen; sie nahm seine Flinte und erschof den einen, während er sich des zweyten entledigte.

Ben einem Volke, das beständig unter den Waffen ist, findet man selten einen Feigherzigen; und trifft sich einer darunter, so sind die Weiber die ersten, die ihn, und wär'

es nach seinem Tode, anlagen. Wird im Treffen ein Mainote erschlagen, so lassen seine Kameraden ihn liegen, bis es beendet ist; darnach begraben sie ihn und bringen seine Kleidungsstücke der Familie. An den Spuren des Blutes auf dem Zeuge erkennt diese leicht, ob er die Wunde von vorne oder im Rücken empfing: im ersten Fall beklagt man seinen Verlust; im zweyten verbrennt man die Kleider, und es darf niemand, wer er auch sey, seiner erwähnen.

V.

Die spanische Thron-Revolution.

Zwey spanische Könige, Karl der V. oder der Erste und Philipp der V. stiegen freywillig vom Thron, übergaben durch die Juwelen der neuen Welt noch glänzendere Krone ihres mächtigen Reichs, mit Willführ ihren Söhnen, und als der Tod den Prinzen Ludwig von Asturien im August 1724 den Hoffnungen der Nation entriß,

folgte Philipp V. seinem Sohne wieder nach. Am 19ten März 1808 legte Karl IV. das königliche Diadem ab, und übergab seinem Sohne die Herrschaft über die Königreiche Kastilien, Leon, Arragonien u. s. w. Indesß war dieser Uebertritt aus der Reihe der gekrönten Häupter in den Privatstand nicht so freywillig wie die Entsagungen Karls im J. 1556 und Philipps im J. 1724. In dieser Hinsicht ist das unerwartete folgenreiche Ereigniß, welches Madrid und Uranjuez in diesen stürmischen Märztagen sahen, eine in der spanischen Geschichte beyspiellose, einzige Katastrophe. Karlos IV. ward zu Neapel am 11ten November 1748 geboren, und bestieg am 13ten Dezember 1788 den von seinem Vater Karlos III. ererbten spanischen Thron. Am 4ten September 1765 vermählte er sich mit Louise, Tochter des Herzogs von Parma, die auf sein Schicksal großen Einfluß gehabt, und mit welcher er 14 Kinder gezeugt hat, von denen noch sechs leben. Der Abend seines Lebens war trübe: Karl war in das sechzigste Jahr seines Alters getreten, hatte das zwanzigste Jahr seiner Regierung beginnen sehen, als er seinem Sohne

Ferdinand VII., dem neuen erst 24jähri-
gen Könige weichen mußte.

In Hinsicht auf die Willkühr des Sou-
verains, ist, wie gesagt, die im März dieses
Jahres zu Madrid bewirkte Chrono-
volution neu in der spanischen Geschich-
te; nicht so neu ist diese plötzliche Verän-
derung, in Beziehung auf die zweite Haupt-
person des Trauerspiels, den bisher in Spa-
nien allmächtigen Friedensfürsten. Viel-
mehr enthalten die Annalen dieses Reichs
mehrere Beispiele von dem schnellen Sturz
der gefeiertsten Minister, Günstlinge und
Vertreter der Könige.

Unter Ferdinand dem Katholischen leitete
der berühmte Cardinal Ximenez de Cis-
neros die Schicksale Spaniens; bey Karls
Ankunft endigte Gist sein Leben. Ungeach-
tet der fortdauernden Gunst seines despo-
tischen Herrn, konnte sich der Cardinal
Granvella doch nicht unter Philipp II.
wider seine Feinde erhalten. Lange regierte
der Cardinal von Lerma Philipp III. end-
lich verlor er die königliche Gunst, und in

seinem tiefen Fall wurde Don Rodrigo Calderon mit verflochten, der seine Laufbahn auf dem Blutgerüste beschloß. Unumschränkt gebot Guszmann, Herzog von Olivarez, als Premierminister Philipps IV. in Spanien; aber auch er überlebte den Zeitpunkt seiner Größe, und unterlag den zahlreichen Gegnern, die er sich durch seine Strenge und seine vielen Reformen zugezogen hatte. Als Beichtvater der Königin Mutter, welche während der Unmündigkeit Karls II. die Regierung verwaltete, lenkte Pater Reidhart, ein deutscher Jesuit, den Staatsrath der Regentschaft, in welchem er als Großinquisitor saß. Nach vier Jahren ward er aus dem Konseil gestoßen, und Maria Anna von Oesterreich genöthiget, ihren Freund und Seelforger aus dem spanischen Gebiete zu verweisen. Philipp V. schenkte dem Kardinal Alberoni sein ganzes Vertrauen; wie ein unglücklicher Krieg ihm dieses raubte, mußte der gefallene Minister das Reich verlassen. Nicht glücklicher war der neue Liebling dieses Monarchen, der Herzog von Ripperda; er vertauschte seinen hohen Stand mit dem Kerker, aus welchem

er sich nachher durch die Flucht rettete. Der Vater des jetzt entthronten Königs, Karl III. stellte den Marquis von Squillace, als ersten Minister an die Spitze der Geschäfte. Dieser war als ein Ausländer (Neapolitaner) und als ein Freund des französischen Systems, den alten Kastiliern verhaßt. Ein Befehl des Königs, wodurch die alte spanische Nationaltracht aufgehoben wurde, war das Signal zu einer ernsthaften Empörung, die am 23sten März 1766 in Madrid ausbrach. Der König entfernte sich, Squillace entkam mit genauer Noth der Wuth des Volks, und kehrte nach Neapel zurück. Der Graf von Aranda, ein Mann von hellem Geiste, stellte die Ruhe wieder her, und erwarb sich als erster Minister die Liebe des Volks. Dennoch wurde er sieben Jahre nachher, durch den Einfluß der Jesuiten und durch die Intriguen der nicht so aufgeklärt denkenden Personen am Hofe, vom Ruder des Staats verdrängt, dessen Leitung darauf der Marquis Grimaldi und der Graf von Florida Blanca erhielten. Der letztere war seinem ersten Stande nach Advokat, bekleidete unter dem Na-

men des Ritters Monimo einen Gesandtschaftsposten in Italien, schwang sich zum Premierminister empor, und war sechzehn Jahre lang die Seele der spanischen Regierung. Es gelang diesem klugen Staatsmanne, bey der Regierungsveränderung im Jahre 1788 aus der Gunst Karls III. in die des neuen Souverains überzugehen. Ueber drey Jahre erhielt er sich das Zutrauen Karls IV., bis das Volk in Madrid einen Aufstand erregte, und das Haus des Ministers bestürmte. In der darauf folgenden Nacht am 28sten Februar 1792 wurde der Graf von Florida Blanca verhaftet, nach seinem Geburtsort in Murcia verwiesen, und wegen Mißbrauchs seiner Auctorität zur Verantwortung gezogen. An seine Stelle trat wieder der Graf von Aranda, allein nur auf kurze Zeit. Seine zweyte Laufbahn als Premierminister währte nur anderthalb Monate, bis zum November 1792, da er wegen seines hohen Alters, wie es in dem königlichen Dekrete hieß, seine Entlassung erhielt.

Jetzt trat der, welcher der Urheber die-

fer letztern Veränderungen war, dem es besser gewesen wäre, daß er nie den Hintergrund verlassen hätte, mit nie gesehenem Glanze auf den Vordergrund der Bühne. Don Emanuel Godoy, von einer adelichen, aber wenig bekannten und unbemittelten Familie aus Badajoz, diente in der königlichen Garde, und zog auf dieser niedrigen Stufe die Aufmerksamkeit der Königin auf sich. Er verdankte seiner gefälligen körperlichen Bildung diese Auszeichnung, und die Gunst der Monarchin, in der er immer höher stieg, erhob ihn schnell von einer Stufe der Ehre zur andern. Der Graf von Aranda war nur interministisch vorgeschoben; schon bey dem Sturze des Grafen von Florida Blanca war Godoy zum Premierminister bestimmt. Acht bis neun Monate verweilte er auf dem Wege dazu auf dem Posten eines Finanzministers, und es verging fast kein Tag, der ihn nicht mit Beweisen der königlichen Gnade überhäufte. Sein Vater und seine Brüder bekamen ausgezeichnete Stellen in der Administration, seine Schwester wurde zur Ordensdame des Marien-Louisen-Ordens

ernannt, im April 1792 ward Don Emanuel Godoy zum Grand von Spanien, unter dem Titel eines Herzogs von Alcudia, Vikonte von Altkastilien erhoben, und bald nachher hing ihm Karl IV. die Ordenskette des goldenen Vlieses um. Bey seiner Installation zum Grand von Spanien erwarb ihm sein neuer geschmackvoller Wagen, womit er nach dem Schlosse gefahren war, eine neue Gratifikation. Er gefiel dem Könige und der Königin so gut, daß der Herzog von Alcudia ihnen den Wagen anbot. Es wurde ihm dafür eine jährliche Pension von viertausend Piastern gegeben; eine Pension, die gewiß zu den seltenen Beyspielen königlicher Freygebigkeit gehört. Aber Don Emanuel vereinigte auch mit dem Finanzministerium die Stellen eines Oberstallmeisters und Hofkavaliers der Königin, eines Chefs der königlichen Garde u. s. w.

Wäre er hier stehen geblieben! Allein: Die Ehrsucht ist ein ewig Feuer — das weder Zeit noch Ehre stillt. Am 15ten November 1792 wurde der Herzog von Alcu-

dia, mit Beybehaltung seiner Stelle als Major des Gardekorps anstatt des Grafen Aranda, zum ersten Staatssekretair oder Premierminister ernannt. Dies schnelle Emporsteigen eines so jungen, bisher in der Dunkelheit gewesenen Mannes, zu den glänzendsten Würden, erregte in Madrid allgemeine Sensation. Aber was vermochten seine Reizder gegen die mächtige Hand, die sein Glück schuf, und es nicht müde ward, ihn mit Gunstbezeugungen zu überhäufen? Im Junius 1793 wurde der Herzog von Alcudia Generalkapitain, und erhielt ein kostbares Geschenk nach dem andern, wie z. B. ein goldenes Tafelservice u. dgl. m. Der am 22sten Julius 1795 geschlossene Friede zwischen Frankreich und Spanien gab zu einer neuen, in ihrer Art einzigen Auszeichnung des königlichen Günstlings Anlaß. Er erhielt den Titel Friedensfürst, Principe de la Paz, und der König machte diese Erhebung, womit das Geschenk eines beträchtlichen, bey Grenada liegenden Landguts von 50,000 Piaſtern jährlicher Einkünfte verbunden war, dem Rathe von Kastilien in einem Dekrete bekannt, worin er sagte: daß Seine

Sorgfalt für den Frieden den guten Erfolg nicht gehabt haben würde, wenn sie nicht von dem Herzog von Alcudia unterstützt worden wäre."

Empört durch Godoy's Herrschsucht, der seinen Bruder, Don Diego Godoy, zum Generallieutenant und Generalkapitain von Estremadura, und alle Glieder seiner Familie zu hohen Staatsämtern beförderte, legten mehrere Große zu Madrid im Anfange des Jahres 1796 einen Plan an, der seine Absetzung und eine Umwandlung des Regierungssystems zum Zweck hatte. Allein der Friedensfürst entdeckte diesmal die Mine, ehe sie sprang, ließ seine Gegner verhaften und versammelte ein Armeekorps zu Madrid. Sein Durst nach äußern Ehrenbezeugungen war, aller Warnungen ungeachtet, nicht zu stillen. So ließ er sich 1797 auf Lebenszeit die Würde eines Regidors der Stadt Burgos ertheilen, und der alte, strenge beobachtete Gebrauch, nach welchem an den Orten, wo sich der Hof aufhält, nur der König und die königliche Familie mit den militärischen Honneurs begrüßt werden, wurde

für den Friedensfürsten aufgehoben, dem, nach einem ausdrücklichen Befehl an die Truppen, alle die sonst nur der königlichen Familie zustehenden Ehrenbezeugungen erwiesen wurden.

Es währte auch nicht lange, so wurde Don Emanuel Godoy wirklich ein Mitglied der königlichen Familie, indem er sich mit der Tochter des verstorbenen Infanten, Ludwig Anton, Vaterbruders des Königs, und dessen Gemahlin, der Gräfin von Dalabriga, verband. Mit glänzendem Pompe wurde am 2ten Oktober 1797 im königlichen Pallaste von Esturial diese Vermählung vollzogen. In Rücksicht derselben ward der Friedensfürst auch in Lissabon als Cousin der Königin anerkannt, und von dem portugiesischen Hofe mit dem Fürstenthum Evora al Monte beschenkt.

Durch Dankbarkeit und Interesse zum Vortheil Portugalls gestimmt, widersetzte sich der Herzog von Alcudia im Jahre 1798 dem französischen Direktorium, als dieses eine Armee unter dem General Augereau durch

Spanien gegen Portugall senden wollte. War es Nothwendigkeit, Klugheit oder Stolz — Don Emanuel legte im April das Ministerium nieder, in welchem Don Francesco Saavedra sein Nachfolger wurde. Indessen blieb der Friedensfürst zu Aranjuez, wo ihm die Königin und der König fortdauernde Beweise der Zuneigung gaben. So schenkte ihm Karl IV. für die auf den prächtigen Garten bey seinem Pallaste in der Hauptstadt verwendeten Ausgaben die Summe von 240,000 Realen als Schadloshaltung. Auch wirkte er nur um so thätiger auf die Maschine des Staats, deren Gang durch seinen Willen bestimmt wurde. Der beabsichtigte französische Durchmarsch nach Portugall unterblieb, und im Anfang des folgenden Jahres 1799 erhob der Monarch den Herzog von Alcudia zu der ganz neuen, allein für ihn erschaffenen, hohen Würde eines Großadmirals. Auch hiermit nicht zufrieden, strebte der ehrsüchtige königliche Günstling nach der höchsten militairischen Ehrenstufe. In dieser Absicht übernahm er das Kommando in dem kurzen Kriege zwischen Spanien und Portugall, welcher durch den

am 8ten Junius 1801 zu Badajoz geschlossen worden Frieden beendigt wurde. Bald nach demselben wurde er zum Generalissimus der gesammten spanis. Land- und Seemacht ernannt.

Nur die Macht der alten Majordome der fränkischen Könige liefert ein Seitenstück zu diesem Glanze, diesem weitgreifenden Einflusse des Friedensfürsten. Er erhielt noch einen Zuwachs durch die Attribute eines Reichs-Konsultadors. Dieser in Spanien ganz neue Titel gab dem Oberbefehlshaber der Armee und Marine auch die Civilregierung in die Hände. Um sich dieser noch mehr zu versichern, setzte der Herzog von Alcudia, Don Pedro Cevallos an die Spitze des Kabinetts. Cevallos, der aus Buelna von einer angesehenen Familie abstammt, und sich in der diplomatischen Laufbahn versucht hat, besitzt Kenntnisse und Talente; daß er indess seit 1800 erster Staats- und Depeschens-Sekretair oder Premierminister war, dies verdankt er seiner Verbindung mit einer Cousine des spanischen Mazarin.

So machte bisher eine endlose Nomenclatur von Titeln und Ehrenbezeugungen den Stoff der Biographie des Friedensfürsten aus. Die letzte merkwürdige Erhöhung dieser Art enthält das königliche Dekret, vom 13ten Januar 1807, wodurch Karl IV. seinen Günstling und den Freund seiner Gemahlin als Generalissimus der spanischen Landmacht bestätigt, ihn zum Generaladmiral von Spanien, Indien und der ganzen königlichen Seemacht ernennt, ihm den Titel Beschützer des Seehandels seiner Unterthanen nebst dem Prädikat Durchlaucht beylegt, und den Konseils, Kanzleyen, Gerichtshöfen u. s. w. befiehlt, den Friedensfürsten wie des Königs eigene Person zu ehren!

Im Oktober vorigen Jahres umwölkte sich die Sonne seines Glücks, die achtzehn Jahre hindurch geschienen hatte. Der Schlag, der ihn schon damals vernichten sollte, ihn aber erst nach fünf Monaten traf, wurde von dem Thronfolger, dem Prinzen von Asturien, bereitet. Noch war aber die Stundenuhr des Friedensfürsten

nicht abgelaufen. Er entdeckte den Plan, der seinen Untergang in die eingeleitete Thron-Revolution verflechten sollte, und nun erschien am 30sten Oktober 1807 eine königliche von dem Friedensfürsten aufgesetzte Erklärung, worin Karl IV. seinen Sohn Ferdinand vor der Nation als einen Konspiranten wider den Thron und das Leben des Vaters anklagte. Der Thronerbe ergriff die klügste Parthey, bekannte was er nicht leugnen konnte, und flehte die Nachsicht seiner königlichen Eltern an. Die Publicität des gethanen Schrittes ließ erwarten, daß Karl IV. seinen Sohn der strafenden Gerechtigkeit überliefern würde. Hatte ihr nicht schon ein König von Spanien seinen Thronfolger als Verschwörer übergeben? Ferdinand hatte aber einen mildern Vater, als der unglückliche Don Carlos. Er erhielt Vergebung; indeß wurden die Theilnehmer seines Plans, der Herzog von Infantado, der Marquis von Ayerbe, Kammerherr des Prinzen, der Kanonikus Escobiquiz, sein Erzieher, die Grafen Ergoy und Bornos, und nebst mehreren andern die ganze Dienerschaft des Throner-

ben auf vierzig oder 60 Stunden von Madrid und den königlichen Lustschlössern verwiesen.

Ferdinand war zu sehr kompromittirt, war zu öffentlich beschimpft, um vergessen zu können. Das zweyte mal war der Friedensfürst nicht so gut bedient, als vor fünf Monaten. Er erfuhr das ihm bereitete Schicksal nicht eher, als durch den Volkssturm, dessen Symptome sich schon am 16. März äußerten, und welcher in der Nacht vom achtzehnten auf den neunzehnten März zugleich in Aranjuez und in Madrid, in einen förmlich organisirten, furchtbaren Aufstand überging. Die Hauptszene war in Aranjuez, wo sich der Friedensfürst nebst dem Hofe aufhielt. Seine Leibwache konnte ihn nicht schützen, die königl. Gardien machten gemeinschaftliche Sache mit dem erbitterten Volke, welches laut seinen Tod forderte. Wie das Verhängniß mit den Loosen der Menschheit spielt! Der Mächtige schmachtet nun auf dem Boden seines Pallastes, in einem Mattenhausen ver-

borgen, nach einem Glase Wasser. Der Ehrdurst hatte ihn auf die gefährliche schwindelnde Höhe gehoben, der Durst überlieferte ihn seinen Verfolgern, und nöthigte ihn, seinen Schlupfwinkel zu verlassen. Nur mit Mühe rettete der Prinz von Asturien, auf das heiße Bitten der Königin, den Herzog von Alcludia aus den ungestümen Händen der Aufrührer, welche sich allein durch das Versprechen einer strengen Untersuchung wider den verhafteten königlichen Günstling beruhigen ließen. Man hatte ihn mit Steinen geworfen und ihm auch einen Stich in die Hüfte beygebracht, so daß er ganz von Blut triefend, vor der Wuth des Volks in die Wache der Garde zu Aranjuez gerettet wurde, wo er sich aufß Stroh warf, und hernach den Prinzen von Asturien, der sich daselbst einfand, um Gnade für sein Leben bat.

Nicht minder stürmisch war die Nacht des Schreckens in der Hauptstadt, deren Bewohner schon seit einigen Tagen durch das Gerücht, daß sich der König von Aranjuez nach Sevilla begeben wolle, und das

Ronfeil unter sich uneinig sey, in Bewegung gesetzt waren. Das Volk strömte nach den Hotels des Friedensfürsten, die indeß durch das daran angebrachte königliche Wappen vor Erzessen gesichert wurden. Die Wohnungen seiner Anverwandten, seiner Mutter, seines Bruders, Don Diego Godoy, den die von ihm selbst befehligten Garden verhafteten, des Staatssekretärs Don Cajetan Soler und Spinoza hatten diesen Schutz nicht; diese Häuser, eilf an der Zahl, wurden geplündert, und die darin gefundenen Mobilien verbrannt. Ein gleiches Schicksal hatte die Wohnung der Maitresse des Friedensfürsten, Donna Ludo. Diese floh in einer Postchaise von Aranjuez, noch ehe der Sturm völlig ausbrach. Verwünschungen des Volks begleiteten sie und beförderten dessen Erbitterung. Vier Tage lang herrschte zu Madrid eine vollkommene Anarchie. Inzwischen floß — da alles so fein angelegt war — außer dem Blute des gestürzten Ministers und außer ein Paar Garden, die verwundet wurden, kein Blut; ein Zug, der zur Ehre der Nation erwähnt zu werden verdient.

Bekanntlich hat sich kürzlich Karl IV. unter den Schutz des Kaisers Napoleon begeben, seine Thronentsagung als erzwungen widerrufen, und von neuem die Regierung der spanis. Königreiche übernommen. Auch der Friedensfürst ist gerettet, und wird seine künftigen Tage unter der Protektion Napoleons in Frankreich verleben. Der Prinz von Asturien hat seine Entsagung auf die Krone in einem Schreiben aus Bayonne vom 6ten May der obersten Junta durch seinen Onkel, den Infanten Don Antonio zu Madrid, zugeschickt. Sie lautet wörtlich: „Ich entsage meiner Krone zu Gunsten meines geliebten Vaters, und nehme die Gewalt wieder zurück, welche ich vor meiner Abreise von Madrid dem Regierungs-Ausschuß zur Vollstreckung der wichtigsten und dringendsten Angelegenheiten ertheilt habe, die während meiner Abwesenheit sich ereignen könnten. Der Regierungs-Ausschuß wird die Vorschriften und Befehle meines vielgeliebten Vaters und Souverains befolgen, und sie in den Königreichen vollstrecken. Ich muß, indem ich schließe, den Mitgliedern des Regierungs-Ausschusses, den Autoritäten und

der ganzen Nation meine Erkenntlichkeit für die Unterstützung, die Sie mir gegeben haben, bezeugen. Ich empfehle Ihnen, sich aus aller Kraft und von ganzem Herzen an den König Karl und den Kaiser Napoleon anzuschließen, dessen Macht und Freundschaft mehr als alles andere das höchste Gut der Spanier, ihre Unabhängigkeit und die Integrität ihres Territoriums, verbürgen können. Ich empfehle ihnen, nicht in die Schlingen unserer ewigen Feinde zu gehen, einig unter sich und mit unsern Allirten zu leben, das Blut zu schonen und das Unglück zu vermeiden, welches unter den gegenwärtigen Umständen das Resultat seyn würde, wenn man sich von dem Schwindelgeist und der Zwitteracht fortreißen ließe.

Bayonne, den 6. May 1808. Ferdinand.

VI.

Aline, Königin von Golconda.

Das deutsche Theater zu Riga gab unlängst eine Oper gleiches Namens, deren Inhalt

aber in mancher Hinsicht den Zuschauer so unbefriedigt läßt, daß man wohl etwas Näheres darüber zu haben wünscht. Niemand weiß, wie und auf welche Art das arme Mädchen aus der Provenze nach Golconda gekommen, sogar den Thron bestiegen, und endlich nach mancherley Schicksale ihren ersten Geliebten wieder findet. Diese Dunkelheiten zu lösen, soll die Geschichte selbst dazu dienen; sie ist aus dem Französischen des Chevalier de Boufflers genommen. Er läßt seinen Helden, den Grafen von Saint Ph ar, selbst erzählen.

An der Durance, in einem sehr fruchtbaren und angenehmen Thale, lag das Schloß meines Vaters. Ich war in dem Alter, wo sich eine neue Welt unsern kaum entwickelten Organen darbeut, wo neue Verhältnisse uns mit den Wesen verbinden, die uns umgeben, wo aufksamere Sinnen uns eine brennendere Einbildungskraft und lebhaftere Begierden in süßeren Täuschungen finden lassen: mit einem Wort, ich war funfzehn Jahr alt, und ohne meinen Hofmeister, auf

einem großen englischen Hengst, 20 Hunde vor mir, die einen Eber jagten. Nach vier Stunden verloren die Hunde die Spur, und ich auch. Noch jagte ich lange umher, mein Hengst war außer Athem, ich stieg ab: wir warfen uns beyde ins Grüne, er fing an zu grasen, und ich zu schlafen.

Als ich erwachte, fiel mein Blick auf einen Weiler am Abhange eines entfernten Hügels, von dem mich eine weite Ebene trennte, mit reicher Saat bedeckt und mit grünen Bäumen gekrönt.

Die Luft war rein, der Himmel heiter, noch hatte die Sonne nicht das Drittheil ihres Laufes vollendet, und erregte ein mildes Feuer, durch den Hauch der Weste gemäßigt. Ich war weniger mit diesem Gegenstande beschäftigt, als mit einer Bäuerin im weißen Leibchen und Röckchen, einen Milchtopf auf ihrem Kopf, die ich von fern kommen sahe. Ich sahe sie mit heimlichem Vergnügen über ein Brett gehen, das dem Bauche zur Brücke diente, und einen Fußsteig einschlagen, der ihre Schritte an den Ort

führen mußte, wo ich saß. Als sie sich näherte, schien sie mir sehr blühend; und ohne zu begreifen, was in mir vorging, stand ich auf, ihr entgegen zu gehn. Jeder Schritt, den ich that, machte sie schöner in meinen Augen. Alle Schönheiten, die ich nachher gesehen, waren Ungeheuer im Vergleich mit meinem Milchmädchen; ein so vollkommenes Geschöpf war nie zuvor die Zierde der Welt. Ich wußte nicht, was ich ihr für eine Höflichkeit sagen sollte, um mit ihr ins Gespräch zu kommen, also bat ich sie, mich etwas von ihrer Milch trinken zu lassen, um mich zu erfrischen. Hierauf fragte ich sie nach ihrem Dorf, nach ihrer Verwandtschaft, nach ihrem Alter; auf alles das antwortete sie mit einer Offenheit und einem Liebreiz, der mich noch mehr bezauberte.

Ich erfuhr, sie sey aus dem benachbarten Dorfe, hieße Aline, und ginge ins vierzehnte Jahr. Liebe Aline, sagte ich, ich möchte wohl dein Bruder seyn (das war es aber nicht, was ich sagen wollte). Und ich möchte wohl ihre Schwester seyn, antwortete sie. Ach! ich liebe dich wenigstens eben so

fehr, als ob du es wärest, rief ich aus, und umarmte sie, ohne es zu wissen. Aline wollte meine Liebkosungen abwenden, und in dieser Anstrengung fiel ihr Topf, und die Milch floß wie ein Strom in den Fußsteig. Sie fing an zu weinen, riß sich plötzlich aus meinen Armen, raste ihren Topf auf und wollte entfliehn. Ihr Fuß glitt aus in der Milchstraße, sie fiel auf den Rücken, und ich eilte ihr zu helfen, aber vergeblich. Eine stärkere Macht, als ich, hielt mich ab, sie aufzurichten und verwickelte mich in ihren Fall. —

Jetzt verschwendete ich alle Beredsamkeit sie zu besänftigen, allein Aline's Thränen ließen mich kaum zum Worte kommen. Ihr Milchtopf war der ewige Refrain ihrer wiederkehrenden Vorwürfe, und: was wird meine Mutter dazu sagen! — Nach und nach, da ich alles wieder gut zu machen versprach, schien endlich ihr Schmerz über den zerbrochenen Milchtopf so wie ihre Thränen über den harten Fall zu verstiegen. Ein Versöhnungskuß, halb geraubt, stellte die Ruhe wieder her. Ach! ich war 15 Jahr alt,

Aline noch nicht 14; dieses Alter und diesen Ort hatte die Liebe erkohren, uns in die Schule zu nehmen.

Die Zeit, welche für uns aufgehört zu haben schien, rückte fort für den übrigen Theil der Natur, die Sonne neigte sich dem Horizont, und rief die Schäfer in ihre Hütten und die Heerden in ihre Ställe zurück; die Luft hallte den Ton der Sackpfeifen wieder, und die Lieder der Arbeiter, die zur Ruhe sich kehrten. „Es ist Zeit, daß ich gehe, sagte Aline, sonst bekomme ich Schläge von meiner Mutter.“ Ich gab ihr meine Börse und einen goldenen Ring, den ich am Finger trug; sie versprach mir, ihn nie zu verlieren. Unsrer Gesichter, beständig aufeinander geheftet, trennten sich befeuchtet von Zähren und von Küssen. Ich stieg auf mein Pferd, sah, so lange ich konnte, meiner theuren Aline nach, und kehrte zu dem Schloß meines Vaters zurück, sehr mißvergnügt, daß ich nicht ein kleiner Bauer war aus dem Weiler Alineus.

Ich war fest entschlossen, nirgends mehr

zu jagen, außer in diesem reizenden Thal, und der schönen Aline wegen alles Wild des Landes Gade vor meinen Augen finden zu lassen; aber dieser Vorsatz, so theuer meinem Herzen, verschwand wie ein Traum. Bey meiner Zuhausekunft erfuhr ich: unvorhergesehene Nachrichten nöthigten meinen Vater, morgen nach Paris zu gehn. Er nahm mich mit sich; weinend umarmte ich meine Mutter; aber Aline war es um die ich weinte.

Mit der Zeit rostet Eisen und Liebe. Bey der Abreise war ich untröstlich, bey der Ankunft war ich getröstet; wie ich mich von Aline entfernte, entfernte sich Aline von meiner Seele; und die Freude, in eine neue Welt zu treten, ließ mich die Thränen der Verlassnen vergessen. Ausschweifungen und Ehrgeiz ersetzten die Liebe in meinem Herzen. Ich diente sechs harte Feldzüge, sie erwarben mir schwere Wunden und leichte Belohnungen; ich kam nach Paris zurück, um mich im Dienst der Schönen für alles zu entschädigen, was ich im Dienst des Staats gelitten hatte.

Eines Tages ging ich aus der Oper, und stand von ungefähr einer schönen Frau zur Seite, die ihre Kutsche erwartete. Sie sah mich aufmerksam an und fragte mich, ob ich mich ihrer noch erinnerte: meine Antwort war, ich hätte zum erstenmal das Glück, sie zu sehen. Betrachten Sie mich genau, sagte sie. Das ist kein harter Befehl, erwiderte ich, Ihr Gesicht trägt Sorge dafür, daß man Ihnen gehorche; aber jemehr ich Sie betrachte, je größer finde ich den Unterschied zwischen allem, was ich bisher sah, und dem was ich jetzt sehe. „Wenn denn meine Züge Sie an nichts erinnern — sagte sie — so sind meine Hände vielleicht glücklicher.“ Sie zog ihren Handschuh ab, und wies mir den Ring, den ich vormalß der kleinen Mline gab: das Erstaunen nahm mir die Sprache. In dem nämlichen Augenblick fuhr ihre Kutsche vor; sie bot mir an mit hinein zu steigen — ich folgte ihr.

Wissen Sie wohl — sagte sie während des Fahrens — daß ich mit meinem Milchtopf noch etwas mehr als die Milch verlor. Meine Mutter ward es gewahr, und jagte

mich aus dem Hause; ich ging und bettelte bis in die nächste Stadt, wo mich eine alte Frau zu sich nahm. Da sie durch meine Schönheit und Jugend in einer großen Stadt noch mehr zu gewinnen hoffte, so führte sie mich nach Paris, wo ich endlich mit einem alten Präsidenten bekannt wurde. Er war so in mich verliebt, daß er mich mit Gold und Juwelen überhäufte und mich bey seinem Tode zur Universalerin seines ungeheuren Vermögens einsetzte. Jetzt hatte ich 20000 Livres Einkünfte. Für ein Duzend Louis'dor, die ich einem Genealogisten gab, erhielt ich eine ziemlich vornehme Abkunft. Dies reizte einen Mann von Stande, mit 200000 Livres Einkünften, mir seine Hand anzubieten. Die arme Aline ist jetzt vor der Welt Marquise von Castelmont; aber für Sie will die Marquise von Castelmont noch Aline sehn.

Ich hatte eine wahrhafte Freude meine theure Aline wiederzufinden; wir umarmten uns mit dem nämlichen Entzücken, als in jener glücklichen Zeit, wo unsre Lippen noch keinen andern Lippen begegnet waren, wo

unsre Herzen den ersten Trieben der Liebe gehorchten. Wir kamen bey ihr an, und ich wurde als ein Verwandter ihrer verstorbenen Mutter, der Vicomtesse von R—, dem Herrn von Castelmont vorgestellt. Dieses Creditiv schaffte mir ungehinderten Zutritt zu meiner Aline.

Aber o Jammer des Jammers! Liebende, die ihr euch glücklich fühlt, betretet nie das Heiligthum der Liebe mit einem Cabinetsbefehl in der Tasche, der euch zwingt, zur Armee zu gehn. In dieser Lage sah ich die Frau von Castelmont, nahm mit blutendem Herzen Abschiede, stieg in meinen Wagen, und floh als Brigadier neuen Gefahren entgegen. Nachdem ich 15 Jahr von meinem Vaterlande entfernt war, und manchen Schuß und manche Ungerechtigkeit überstanden hatte, ging ich nach den Kolonien als Generallieutenant.

Bey meiner Ankunft in Indien fand ich alles ruhig, und meine Beschäftigung schien mehr eine Lustreise als die Beschäftigung eines Kriegers. Da ich also nichts zu thun

hatte, durchlief ich die verschiedenen Reiche dieses ausgebreiteten Landes, und ruhte in Golconda, damals dem blühendsten Staat Asiens. Das Volk war glücklich unter der Regierung einer Frau, die das Reich durch ihre Weisheit beherrschte. Man machte mir viel Rühmens von ihrer Schönheit. Gleich Anfangs hatte ich eine öffentliche Audienz bey der Königin, wo ich meine Kreditive überreichte; allein, sobald ich in den Audienzsal trat, ließ sie den Schleyer herab. Dem Rufe nach hätte ich geglaubt, sie würde nichts verschleyern; also wunderte ich mich sehr über diesen Empfang: übrigens nahm sie mich wohl auf, ich konnte über nichts klagen, als daß ich ihr Gesicht nicht gesehen hatte, und ich starb vor Verlangen, es zu sehn, weil jedermann ihre Schönheit rühmte.

Bei meiner Zurückkunft fand ich einen Hofbedienten, der sich anbot, mir des andern Tages die Gärten und den Park um den Pallast zu zeigen: ich nahm dies Anerbieten an. Wir standen mit der Sonne auf, und er führte mich durch prächtige Gänge, in

eine Art dichten Wald, wo Myrthen-, Affas-
 zien- und Pomeranzenbäume ihre Gerüche
 und ihre Blätter vermischten. Wir fanden
 ein Pferd an einem dieser Bäume gebunden;
 mein Führer schwang sich leicht hinauf, stieß
 in ein Horn, das um seine Schultern hing,
 und floh mit verhängtem Zügel davon. Ich
 folgte dem Fußsteige, auf welchem ich war,
 sehr erstaunt über das Betragen des Hof-
 manns, und vermochte nicht zu begreifen,
 daß in einem Lande der Gebrauch seyn kö-
 ne, Leute irre zu leiten, anstatt sie spazieren
 zu führen; aber wie groß war mein Erstaun-
 nen, als ich an die Grenze des Waldes
 kam, und eine Gegend fand, derjenigen voll-
 kommen ähnlich, wo ich einst Alinen und
 die Liebe zuerst kennen lernte! Eben die
 Wiese, eben der Hügel, eben das Thal, eben
 das Dorf, eben der Bach, eben das Brett,
 eben der Fußsteig; nur ein Milchmädchen
 fehlte, und siehe, sie kam, in Kleidern wie
 Alinens Kleider, und trug wie sie einen
 Topf mit Milch. Ist es ein Traum? rief
 ich aus. Ist es Bezauberung? Blendet meine
 Sinne ein Schattenbild? „Rein, mein lieber
 Saint Phar — antwortete das himmlische

Wesen — du bist nicht betäubt noch bezaubert, und sollst gleich sehen, daß ich keine Luftgestalt bin. Es ist Aline, Aline selbst, die dich gestern erkannte, und die von dir nicht anders gekannt seyn wollte, als unter der Gestalt, die dir einst lieb war. Sie kommt, sich bey dir vom Gewicht ihrer Krone zu erholen, indem sie den Topf mit Milch wieder nimmt; du hast ihr den Stand eines Milchmädchens süßer gemacht, als den einer Königin.“ Ich vergaß die Königin von Golconda, ich sah nur Aline und stürzte in ihre Arme. Ach! ich fand den Zauber meiner ersten Jugend wieder; auch Aline fühlte sich glücklich.

Nach dieser angenehmen Erkennung nahm Aline die Kleider der Königin wieder, welche eine vertraute Sklavin brachte, die ihr gefolgt war. Wir gingen in den Pallast zurück, wo sie den ganzen Hof mit einem Liebreiz und einer Gefälligkeit empfing, die jeden bezauberten, der sich ihr nahte. Den sah sie an, mit jenem sprach sie, und lächelte allen zu; mit einem Wort, sie schien eines jeden Geliebte, aber keines einzigen Kö-

nigin. Nach der Tafel, an welcher jedermann mit aß, folgte ich ihr in ihr Kabinet, wo sie mir ihre letztern Abentheuer erzählte.

„Der Marquis von Castelmont fiel ungefähr drey Monate nach Ihrer Abreise von Paris im Zweykampf, und ließ seine trostlose Wittwe mit 40000 Thalern Einkünfte statt alles Trostes. Ein Theil seiner Güter lag in Sizilien, und erforderte, wie man mir sagte, meine Gegenwart. Fröhlich trat ich die Reise an; aber widrige Winde nöthigten meine Fregatte, an einer entfernten Küste zu landen; ach! es war an den Küsten der Barbaren, wo ein Seeräuber aus Algier unser Schiff nahm, damit nach Alexandrien steuerte, wo er gepfählt ward. Mich verkaufte man als Sklavin; ich fiel einem indischen Kaufmann zu, der mich hieher führte, mir die Landessprache lernen ließ, worin ich es in kurzer Zeit weit brachte. Das Elend hatte ich gekannt, aber das Unglück nicht, und konnte den Sklavenstand nicht ertragen: ich floh von meinem Herrn ohne zu wissen wohin; Verschnittene trafen mich, die mich schon fanden und zum Könige führten. Ich

mochte noch so sehr bitten, meiner Tugend zu schonen, man schloß mich in das Serail, und am andern Tage erzeugte mir alles, was mich umgab, die Ehre, welcher einer Favoritsultanin gebührt, wozu mich der König erhoben hatte. Bald hatte die Leidenschaft des Königs keine Grenzen, und mein Ansehn eben so wenig. Golconda, gewohnt den Befehlen zu gehorchen, die ich aus dem Innersten des Serails ertheilte, wunderte sich nicht, da ich die Gemahlin seines Beherrschers ward, der seit langer Zeit nur mein erster Unterthan war. Eine plötzliche Krankheit raffte vor einigen Jahren den Gutmüthigen von meiner Seite. Seine Zärtlichkeit gegen mich vergaß es nicht, mich zu seiner Nachfolgerin zu erheben. Das erste, was ich that, war, die Sklaverey des Serails zu vernichten; alle diese unglücklichen Schlachtopfer stattete ich reichlich aus und gab ihnen Männer. — Ich vergaß nicht in meinem großen Pallaste meines kleinen Dörfchens, wo ich meine Unschuld erhielt, und vor allen des reizenden Thals, wo ich sie verlor; ich wollte meinen Augen!

das reizende Bild meiner ersten Jahre und meiner ersten Freuden zurückrufen. Ich habe diesen Weiler gebaut, den Sie in dem Bezirk meines Pallastes sahn; er trägt den Namen meines alten Vaterlandes, und alle seine Bewohner sind wie meine Verwandten und Freunde behandelt; alle Jahre verheirathe ich eine gewisse Zahl ihrer Töchter, und oft zieh ich den bejahrtesten von ihnen an meine Tafel, um mir das Gemälde meines alten Vaters und meiner armen Mutter vor Augen zu stellen, die ich gerne verehren würde, wenn ich sie noch besäße. Das Gras der Wiese wird nie gebeugt, als durch die Tänze der muntern Hirten und Mädchen des Weilers; so lange ich lebe, soll keine Holzart jene Bäume berühren, die gleich jenen in der Provenze ihren Schatten unserer Liebe liehen; und meine bäurischen Kleider, neben meinem königlichen Schmuck aufbewahrt, erinnern mich immer meiner dunklen Abkunft, mitten unter dem Glanz, der mich umstrahlt. Sie zwingen mich, einen Stand zu verehren, in welchem ich weniger verächtlich war, als in allen, zu welchen ich nachher mich erhob; sie lehren mich die

Menschheit überall verehren und unterweisen mich, wie ich herrschen soll.“

Die reizende Fürstin von Golconda! sie war zu gleicher Zeit gut als Königin, gut als Frau und gut als Philosoph; sie war noch mehr, sie war gut in der Liebe. Darauf führte sie mich wieder in den Park, wo ein ländliches Fest, nach Art der Hirten der Provenze, mich wieder auf einmal an die lächelnden Ufer der Durance versetzte. „Sehn Sie, sprach sie, ob das zu Ihrer Zufriedenheit hinreicht: es ist Aline's Wohnung, und Aline soll die Ihrige werden, wenn Sie wollen. An jedem schönen Frühlingmorgen soll das kleine Milchmädchen über den Bach wandeln, wo Sie sie zuerst sahn, und Ihnen einen Kühlungstrunk aus dem niedlichen Milchtopf reichen. Sie werden hier einen mildern Himmelsstrich genießen und eine gesündere Luft athmen. Können Sie das, was Sie verlieren werden, mit dem, was Sie wiederfinden, austauschen, nun so soll es mir Ihr Handschlag bekräftigen.“

Ich fiel zu den Füßen der göttlichen Miltne, durchdrungen von Liebe und Bewunderung, wir liebten uns mehr als jemals, und waren einer des andern Welt.

VII.

Von dem Kloster Padis.

Nachstehende Nachricht ist aus einer alten Handschrift genommen, deren Verfasser unbekannt ist: man siehet indessen, daß er aus Quellen geschöpft hat, und seine Bemerkungen der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen.

Der Cisterzienser-Orden erhielt in Livland vom Pabst Alexander IV. herrliche Privilegien. Seine erste Abtey war Dünamünde. Als die Anzahl der Mönche wuchs, kaufte der Abt von Dünamünde, Konrad, 1254 das Gut Padis, legte daselbst eine Kapelle an, und sandte einen Theil seiner Mönche dahin. Den Brüdern des Ritterordens und

dem Augustiner=Orden war dieser Anwachs der Cisterzienser zuwider, und sie schwärzten dieselben beym Pabst an, gegen welche Verläumdung sie Gregor X. vertheidigte und ihre Rechte vermehrte. Der Bischoff von Reval, Johann, endigte den Streit, welchen die Cisterzienser zu Dünamünde*) mit seinem

*) Dünamünde war Anfangs diefferts der Duna auf dem jezigen Magnusholm erbaut, und lag ohnweit der alten Kirche an einem Arme der Duna, durch welchen Schiffe einkamen. Es hatte aber dies Kloster ein großes Gebiete, das sich von dem Mühlgraben bis an die Na erstreckte, wozu noch ein Stück Land auf der andern Seite der Duna an der Semgaller oder jetzt sogenannten Bullen=Na gehörte. Der Abt desselben hatte sich zwar anheischig gemacht, dasselbe nicht ohne Vorwissen der Stadt Riga zu verkaufen: aber in der Folge wurde es doch dem deutschen Orden verkauft, welcher daselbst ein Schloß anlegte, um die Einfahrt zu decken, wozu es sehr bequem lag, indem, wie oben berührt, die Schiffe da vorbeu gingen. Diese Einfahrt ging ein als die Schweden 1608 dieselbe versenkten, und an der andern Seite der Duna bey dem Einfluß der Bullen=Na eine zweyte Schanze anlegten. Diese feindliche Schanze war Riga zu schädlich,

Vorfahr, Thurgot, geführt, und verknüpfte 1281 den 23. März die Kapelle Padiß mit der Mutterkirche zu Hertele; womit die Cisterzienser nicht zufrieden waren, sondern einen Freybrief von Innozentius IV. vorzeigten, darin alle Aebte und Mitäbte des Ordens der C. vor dem Banne aller Prälaten gesichert wurden, den Johann, Bischof zu Lübek, 1275 den 27. März zu Reinfeld transumirt hatte. Es scheint der Orden gegen den Bischoff zu Reval die Sache gewonnen zu haben; denn man setzt die Errichtung eines Klosters in Padiß ins Jahr 1281. Im J.

als daß man nicht alles hätte anwenden sollen, sie zu erobern, welches auch, nachdem die Schweden etlichemal vergebliche Versuche gemacht hatten, sie zu entsetzen, endlich geschah. Ich vermuthe, daß dieses dieselbe Stelle ist, wo nachher die jetzt noch vorhandene Dünamünderschanze erbaut wurde. Auch hatten die Schweden die damalige Dünamünderschanze erobert, und einen sehr tapfern Mann, Niels Stiernsköld, darin zum Kommandanten bestellt, welcher sich so tapfer hielt, daß dieselbe erst 1609 den 29. September, nachdem die Besatzung durch Hunger und Krankheit geschwächt war, eingenommen wurde.

1314 bestätigte der Komthur zu Wittenstein, Bruder Keymer, die 1250 dem Dünamündschen Abte Konrad von dem Bischof zu Reval, Friedrich, zugesprochene Mühle zu Sagentacken dem Kloster, wie aus dem Transsumt erhellet, daß der Komthur Helmich Depenbrock und der Prior der Predigermönche zu Reval, Heinrich, 1364 ausstellten.

Der Prior des Klosters Padis stand erst unter dem Abt zu Dünamünde, doch machten sich nachher die Guardiane dieses Klosters unabhängig, indem sie 1317 von Dännemark die Erlaubniß bewirkten, selbst Aebte zu seyn, da denn die große steinerne Kirche angelegt wurde, die erst 1332 zu Stande kam und Gott dem Vater und der heil. Jungfrau gewidmet war. Die Ordenspriester Jocke und Arnold v. Bietinghof beschenkten das Kloster mit gewissen Dörfern. Im J. 1345 *)

*) Sollte wohl das Kloster ganz Dagden besessen, und nicht ein neues Kloster da angelegt haben? Indes ist gewiß, daß es 1345 den Klosterholm Roggo (vielleicht hat der unbekante Verfasser

verkaufte es seine Insel Dagen mit Vorbehalt des Holzungsrechts. 1389 wurden seine Grenzen bis mitten in den Bach Sagenstak auf der Westseite bestimmt, dahingegen die Grenze gegen Osten dem Bischofe zugesprochen wurde. Im J. 1478 Frentags

sich in dem Namen geirrt) an schwedische Männer nach schwedischen Rechten erblich verkauft hat, deren Kaufbrief Abt Wilhelm im J. 1502 bestätigte und transumirte; doch waren sie verbunden, kein Brandholz zum Verkauf zu hauen, oder hauen zu lassen. S. Aschaneus.

Zwar erzählt Hvitfeld den Ursprung dieses Klosters anders: doch seine Erzählung gründet sich auf bloße Sagen, diese aber auf Urkunden.

Zu schwedischen Zeiten entfianden aus den Klosterländereyen publice und private Güter, den Rest, nämlich Padis und Wichterpahl, zusammen 85 Hacken, gab Gustav Adolph 1624 dem rigischen Burggrafen, Thomas Kamm, als Entschädigung seiner im Rigischen verwüsteten Güter, und noch jetzt besitzt die Familie selbe.

Von dem Kloster selbst stehen noch jetzt die Ruinen. Sie sind 6 Meilen von Reval entfernt im Kirchspiel Matthies.

nach Allerheiligen verhandelte Heinrich von Brabeck sein halb Schloß Casti an den Abt Erdmann mit dem ganzen Dorfe Kayküll, im Kirchspiel Merjema für 9500 Mrk rig. Goswin von Dönhof aber verpfändete das ganze Dorf Kappel und das ganze Dorf Hole im Kirchspiel Kappel dem Kloster für 44 Mark rig. Im Jahr 1488 nahm der Orden bey dem damaligen Streite mit den Bischöfen das Kloster ein, und behielt es bis 1489. Im Jahr 1504 beschenkte der Abt Gisbert das Kloster mit drey Häuptern von den 11000 Jungfrauen; 1543 bekam das Kloster die Freyheit, seine Verbrecher durch eigene Untersassen zu richten; weil bisher mancher entronnen, ehe man die weltlichen Richter verschreiben können; 1545 bevollmächtigte es Heinrich Bosemann und Johann Bökersahmen, in Reval die ausstehenden Schulden einzufordern. Im J. 1554 strandete ein Schiff von Enckhunsen, dessen Güter der Abt bergen ließ, wofür er von den Rhedern in Reval 5 Last Salz bekam; 1559 nahm der Orden die Abtey weg, verkaufte sie dem Herzog Magnus, und entschädigte den Abt karglich. Valentin von

Ulmiz wird Schloßhauptmann des Herzogs. 1575 verwüsteten die Russen das Klosterge-
biete, und das Jahr darauf nahmen sie das
 Kloster selbst mit Akford ein; im Jahr 1580
 ergab es sich nach einer Belagerung von 13
 Wochen den Schweden. Die Aebte, welche
 man bisher in den Urkunden entdeckt hat,
 sind folgende:

1320. Johann.	1499. Michael.
1341. Nikolaus.	1502. Nikolaus.
1364. Nik. Nisebyter.	1504. Gisbert.
1383. Berthold.	1525. Eberh. Sonnen-
1393. Johann.	schein.
1428. Georg.	1547. Ludwig Duch-
1448. Joh. Greves.	scherer.
1478. Erdmann.	1550. Anton Dreyer.
	1555. Georg Konradi.

VIII.

Vorschlag zu einer wohlfeilen und nahrhaf-
 ten Sparsuppe.

Man verdankt dem Raffinement des Gra-
 fen Rumford schon seit mehreren Jahren

eine wohlfeile und verschlagsame Suppe, die auch unter seinem Namen in Frankreich, England und Deutschland allgemein eingeführt wurde; allein die gegenwärtige, so hier in Vorschlag gebracht wird, ist weit einfacher und wohlfeiler als die Rumfordische, und hat vor dieser noch den Vorzug, daß sie sich fünf Tage lang hält, und genießbar bleibt, da hingegen die Rumfordische gleich nach der Zubereitung verspeist werden muß. Da diese Speise von so großem Nutzen ist, fügen wir hier ein Verzeichniß der dazu erforderlichen Ingredienzien bey.

Man nimmt dazu 2 Pfund Maisgraupen oder auch nur gestoßene Maiskörner. (In Ermangelung des Mais kann man auch Gerstengraupen oder gestoßene Erbsen oder Bohnen nehmen, aber Mais ist weit nahrhafter). Ferner 8 Pfund Kartoffeln, 4 Pfd. weiße Rüben oder Möhren, 16 Loth Knochenpulver, oder in dessen Ermangelung 12 Loth Speck, dann 2 Pfund Brod, 22 Loth Salz und 50 Pfund Brunnen- oder Flusswasser. Diese Quantität ist, gekocht, zu

einer täglichen Nahrung für 20 Menschen hinreichend.

Diese Sparsuppe wird auf folgende Art zubereitet: gegen Abend um 6 Uhr kocht man in einem Kessel 8 Maaß oder 16 Quart Wasser, thut die Mais- oder Gerstengraupen, oder die zerstoßenen Maiskörner, Erbsen oder Bohnen in den Kessel, und läßt sie die Nacht über langsam kochen. Den folgenden Morgen läßt man die 8 Pfund der vorher wohl gereinigten Kartoffeln gut sieden, zerstoßt sie nachher, und läßt sie durch einen Durchschlag ablaufen, gießt dann 2 Maaß oder 1 Quart laues Wasser darauf, bis ein dicker Brey daraus wird. Auch die weißen Rüben oder Möhren werden klein geschnitten und eine halbe Stunde lang gekocht. Wenn dies zubereitet ist, wirft man alle Ingredienzien zu dem Mais in den Kessel, thut das zuvor mit hinlänglichem heißen Wasser aufgelöste Knochenmehl, oder den zerlassenen Speck, und das Salz hinzu, rührt die ganze Masse gut um, und läßt sie noch 3 Stunden lang kochen. Bey dem Aufwär-

men braucht man nur etwas warmes Wasser hinzu zu gießen.

IX.

Seltene Verwandlung eines wollenen Handschuhes in Horn.

Auf dem Hofe Laubern im Siffelgalschen Kirchspiele und Rigaschen Kreise wurde vor einigen Jahren eine Kuh geschlachtet, in deren Magen man einen groben wollenen gestrickten Handschuh mit Fingern, so wie ihn die Bauern brauchen, antraf, und der sich ganz in ein dunkelgraugelbes Horn verwandelt hatte. Dieser Handschuh war in einen unförmlichen Klumpen zusammen gedrückt, aber übrigens ganz kenntlich, und sogar die Naschen waren ganz vollkommen zu unterscheiden. Mit einiger Anstrengung konnte man diesen Klumpen und die Finger des Handschuhes auseinander biegen, die aber immer ihre vorige Lage wieder annahmen, sobald man sie losließ. Ich selbst überzeugte mich

durch einige Schnitte mit einem Federmesser, daß die ganze Masse durch und durch ein wahres Horn geworden sey.

Wahrscheinlich hatte man mit diesem Handschuh etwas Salziges berührt, wodurch die Kuh bewogen worden war, ihn, ohne viel zu kauen, fast ganz unbeschädigt hinunter zu schlucken. Wie lange er im Magen der Kuh gelegen haben mag, war nicht mehr auszumitteln, so aber keine kurze Zeit gewesen seyn kann, um eine so sonderbare Verwandlung zu bewirken.

Ohne Zweifel ist dieser Handschuh noch zu Laubern vorhanden, und verdiente wohl eine Stelle in einem Naturalien-Kabinette einzunehmen.

A. M.

X.

Die Krone Spaniens wird Napoleon übertragen. Die königl. spanische Familie bekommt ihren Aufenthalt in Frankreich.

Nasch im Handeln, im Ausführen großer, tiefdurchdachter Entwürfe, war von jeher der hohe Charakterzug Napoleons. Früh schon hatte er den königl. spanischen Familienprozeß ohne alle Weitläufigkeiten zu Bayonne entschieden. Schwerlich war je ein Artikel im Moniteur gehaltreicher, als folgende Anzeige im Blatt vom 16. May, aus Bayonne vom 11ten: „Einem zwischen Sr. Majestät dem französischen Kaiser, und dem König Karl geschlossenen Traktat zufolge, welchem der Prinz von Asturien und die Infanten Don Carlos, Don Franzisco und Don Antonio beytraten, sind alle obwaltenden Zwistigkeiten gehoben. Noch weiß man die Bedingungen des Traktats nicht. Nach unsern Konstitutionen kann er nicht publizirt werden, ehe er dem Senat mitgetheilt worden. Aber aus der Proklamation des Königs von Spanien und aus des Prinzen

von Asturien erhellt, daß dem Kaiser Napoleon alle Rechte des spanischen Hauses übertragen worden sind.

Was in andern Zeiten romanhaft geschienen hätte, oder für eine Erzählung aus „Tausend und einer Nacht“ gehalten worden wäre, — eine so schnelle politische Verwandlung eines großen Königreichs und einer zahlreichen alten Dynastie, wird in unserm Zeitalter durch den Zauber und die Allgewalt eines Genies bewürkt, desgleichen die Welt nie größer sah.

Zufolge des oben erwähnten Cessions-Traktats sind nunmehr den Mitgliedern der königl. spanischen Familie Schlösser zum Aufenthalt in Frankreich angewiesen worden. König Carl IV., dessen Gemalin, ferner die gewesene Königin von Sardinien und der dritte Sohn des Königs, der 14jährige Infant Don Francisco, welche am 11ten May bey dem Kaiser Napoleon speiseten, reiseten am 12ten von Bayonne über Bordeaux nach Compiègne ab, wo Carl IV. seine übrige Lebenszeit über residiren wird. Sein Bruder, der Infant Don Antonio und seine beyden ältesten Söhne, der Prinz von Asturien und der Infant Don Carlos begaben sich am 11ten May über Bordeaux nach dem schönen Landgute Navarra in der Normandie, welches ihnen abgetreten worden. Kaiser Napoleon blieb noch zu Bayonne, wo er eine General-Junta der spanischen Stände hielt, um über die Thronfolge eines Reichs zu bestimmen, — welches nun neu geschaffen werden wird.
